This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BUHR A
a39015 01809331 3b

Höfl
Kulturbilder

Elisha Jones
Leipsic, Dec. 2. 1873.

PRESENTED BY
THE HEIRS OF
ELISHA JONES
ASSOCIATE PROFESSOR
OF LATIN 1881-83

[redacted]

IE
71
.G595

Kulturbilder

aus

Hellas und Rom.

Dritter Band.

Kulturbilder

aus Hellas und Rom

von

Dr. **Hermann Göll,**
Professor und Prorektor am Gymnasium zu Schleiz.

Zweite berichtigte und vermehrte Auflage.

Dritter Band.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1872.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Vorwort.

Da die beiden ersten Bände der Kulturbilder mehr als zwei Jahre früher erschienen waren, als der dritte, so konnte eine neue Auflage des letzteren erst jetzt veranstaltet werden. Ich habe es bei Revision desselben in Berücksichtigung des weiteren Leserkreises für zweckmäßig erachtet, den Exkurs über die Dodwell'schen Fragmente hinter dem Aufsatze „Das Nachrichtsblatt der Stadt Rom", ebenso wie die beiden Artikel „Kanalisirungsprojekte" und „Beispiele von weiblichem Heroismus" zu streichen und dafür fünf Arbeiten von voraussichtlich allgemeinerem Interesse einzuschalten, nämlich „Das Museum von Alexandria", „Das Schicksal der Kriegsgefangenen im Alterthume", „Die Geheimnisse der Vesta", „Zwei römische Schauspieler" und „Griechisches und römisches Badeleben". Dagegen habe ich mich bei dieser Gelegenheit nicht entschließen können, mir den von einem sehr gelehrten Rezensenten im Literar. Centralbl. 1870, No. 45 geäußerten Tadel zu Herzen zu nehmen, daß den Kulturbildern die genauen Citate der von mir benutzten Stellen mit Unrecht fehlten. Bei der Massen-

haftigkeit der direkt oder indirekt beigebrachten Belege aus den alten Schriftstellern würde dieser Appendix den Umfang und Preis des Buches gesteigert, andererseits die anspruchslose Form desselben beeinträchtigt haben. Der Profit aber, der in der „leichteren Benutzung und Kontrole der Darstellungen" von Seiten der philologischen Welt bestehen soll, wiegt meines Erachtens jene Nachtheile nicht auf. Denn jeder Fachmann hat doch die bekannten Werke von Becker, Marquardt, Hermann u. s. w. zur Hand, welche das Citatenmaterial enthalten, und bei den von mir hinzugefügten Stellen fehlt wenigstens nie der genaue Titel der einzelnen Schriften. Noch kühler als jene Forderung der Bequemlichkeit lassen mich Ausstellungen in Bezug auf die Vollständigkeit des verarbeiteten Stoffes. Nach meinem unmaßgeblichen Urtheil besteht ein guter Theil der Kunst derartige Bilder zu entwerfen darin, sich auf einen knappen Rahmen zu beschränken und aus den zuweilen im reichsten Ueberflusse vorhandenen Zeugnissen nur die schlagendsten auszulesen. Jedes Zuviel mindert hier das Interesse. Wenn man mir daher z. B. sagt, es hätten als Belege für den Brei, als hellenisches Nationalgericht, noch einige Stellen aus Aristophanes angeführt werden können (Centralbl. S. 1208), so muß ich eben versichern, daß dieselben nicht aus Unkenntniß weggeblieben sind, sondern um nicht durch zu viel Brei den Lesern den Appetit zu verderben. Ferner noch ein Wort über die hier und da, besonders in diesem Bande, vorkommenden Wiederholungen! Wenn das Buch einen Lesestoff darböte, den man in einem Zuge zu bewältigen Lust haben könnte, oder wenn es eben blos für Philologen geschrieben wäre, dann würde man mit Recht ein Wiederauftischen früher erwähnter Beispiele *lästig finden.* Bei der mosaikartigen Zusammenstellung der

Artikel war aber das Wiederholen einzelner Notizen kaum zu umgehen, ja für die Abrundung der Biographien geradezu nothwendig. Hat man ſchließlich manche metriſche Ueberſetzung nicht nach Geſchmack gefunden, ſo verdiene ich der Verſe wegen höchſtens inſoweit Tadel, als ich es unterlaſſen habe, die Adreſſen der Ueberſetzer anzugeben, denen ich aus Mangel eigner poetiſcher Begabung — entlehnte!

Im September 1871.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

		Seite
I.	Das griechiſche Wohnhaus	1
II.	Die griechiſche und römiſche Tracht	21
III.	Der Buchhandel	93
IV.	Das Nachrichtsblatt der Stadt Rom	119
V.	Das Muſeum zu Alexandria	140
VI.	Räuberleben und Gaunerthum	160
VII.	Das Schickſal der Kriegsgefangenen	186
VIII.	Die Tempelhospitäler	202
IX.	Die Pflege der verwundeten und kranken Soldaten	219
X.	Die Todtenbeſtattung	231
XI.	Die Geheimniſſe der Veſta	279
XII.	Zwei römiſche Schauſpieler	307
XIII.	Zwei griechiſche Frauen	325
XIV.	Zwei römiſche Schulmeiſter	351
XV.	Aus dem Leben eines griechiſchen Virtuoſen	368
XVI.	Griechiſches und römiſches Badeleben	388
	Nachträge und Berichtigungen zum 1. Band.	
	" " " " 2. Band.	

I.

Das griechische Wohnhaus.

Gerade deshalb, weil die homerischen Gedichte selbst die von ihnen behandelten Ereignisse in eine weit entfernte Vorzeit rücken, sind wir berechtigt zu vermuthen, daß sie vieles zum kulturgeschichtlichen Kolorit der Schilderungen Gehörige dem Kulturzustande ihres eigenen oder eines bekannten, kurz vorhergegangenen Zeitalters entlehnt haben, und insofern dürften die in dieses Gebiet einschlagenden Erwähnungen und Andeutungen vielleicht höher zu schätzen sein, als man gewöhnlich annimmt. Leider berücksichtigt aber die homerische Darstellung nur die Verhältnisse der Fürsten und deren Höfe, und läßt uns über manche wichtige Seite des Bürger- und Volkslebens in völligem Dunkel. So wissen wir denn auch nichts über die Einrichtung der Häuser in den Städten, wiewohl es bei Beschreibung des dem Phäakenfürsten gehörigen Palastes heißt: „Denn nicht ihm ähnlich sind die Häuser der Phäaken gebaut.“ Nur so viel läßt sich aus den gelegentlichen Erwähnungen schließen, daß die „mit herbeigeschleiften, fest im Boden ruhenden Steinsitzen versehenen“ Marktplätze, wie später, nicht blos schon mit Tempeln geschmückt, sondern auch von den ansehnlichsten Privathäusern eingefaßt waren, und wenn der Dichter das Gehöfte des Schweinehüters Eumäos ausdrücklich ein „umgehbares,“ also freiliegendes, nennt, so möchte man beinahe darin einen Gegensatz zu dicht aneinander gereihten städtischen Gebäuden erblicken. Wiewohl nun ferner die Paläste der Herrscher immer außerhalb der Stadt inmitten des zu deren Unterhalt bestimmten Kronguts lagen und deshalb von vornherein

mehr Aehnlichkeit mit den ländlichen Villen der historischen Zeit haben mußten, so hat man doch wohl mit Unrecht jeden Vergleich zwischen dem Haus des heroischen und des historischen Zeitalters abgelehnt. Eine gewisse Aehnlichkeit des Grundtypus läßt sich doch nicht ableugnen, wenn auch das griechische Haus zur Zeit der Perserkriege, über dessen Einrichtung uns fast alle Notizen fehlen, mehr zu dem homerischen gestimmt haben mag, als das zu Ende des peloponnesischen Kriegs, über welches uns spärliche Andeutungen erhalten sind. Diese Aehnlichkeit zeigt sich ja sogar in der Anlage des Fürstenpalastes gegenüber der Hütte des niedrigen Leibeigenen. Beginnen wir mit letzterer!

Sie lag an dem Ende eines von starker, mit wilden Birnbäumen überwachsener und von außen noch durch ein festes Stacket geschützter Steinmauer umschlossenen Hofes, welcher auf dem freien Platze noch Raum für 12 große Schweineställe darbot. Die kleine Wohnung bestand offenbar nur aus einem einzigen Raume, in dem man briet, speiste und sich schlafen legte; vor der Thüre aber war eine offene Vorhalle, in welcher der redliche Eumäos bei der Ankunft des Odysseus sich gerade ein Paar neue Sandalen zuschnitt. Gleichen Namen („Lagerhütte") und ähnliche Einrichtung hatten auch die hölzernen, schilfgedeckten Zeltbaracken der Achäer vor Troja. Das von Homer genauer beschriebene Zelt des Achilleus stand ebenfalls in einem umzäumten Raume, welcher Platz für Pferde und Streitwagen darbot. In der Veranda vor der Hütte schlief der um den Leichnam Hektor's bittende Priamos mit seinem Herold und im Innern scheinen verschiedene Abtheilungen vorhanden gewesen zu sein. Im Ganzen findet sich diese Benutzung des Raumes bei dem fürstlichen Wohnsitze des Odysseus in folgender Weise wieder.

Auch hier umzieht eine stattlich hohe Mauer in Form eines länglichen Rechtecks alle Gebäude. Auch hier tritt man durch ein zweiflügliges starkes Thor, vor welchem der Dünger zum Abfahren auf die Felder aufgehäuft zu werden pflegte, zunächst in einen geräumigen Hof und erblickt das Herrenhaus gerade vor *sich im Hintergrund*. Mitten im Hof ist der Altar des haus-

beſchützenden Zeus. Zur Rechten und Linken an der Mauer ſtanden wahrſcheinlich Ställe für Maulthiere und Rinder (das Schlachtvieh pflegte erſt von der Weide nach Bedürfniß hereingetrieben zu werden), Wagenremiſen und möglicherweiſe auch Dienerwohnungen. An der Mauerſeite des Eingangs aber und ihr gegenüber an der Fronte des eigentlichen Hauſes begrenzte das Gehöfte eine hohe, von ſteinernen Säulen getragene, offene Halle. Sie diente mancherlei Zwecken. In dem Theil, wo die Arkaden zugleich mit die äußere, deshalb beim Durchpaſſiren der Wagen „laut donnernde" Thorfahrt überwölbten, band der treuloſe Hirt Melanthios ſeine fetten Ziegen an, die er zum Schmaus der Freier herbeigetrieben hatte; dort lagen unter andern Geräthſchaften Schiffstaue aus Papyrusbaſt; dort mußten die pflichtvergeſſenen Sklavinnen des Odyſſeus auf ſein Geheiß die getödteten Freier in grauſiger Reihe aufſchichten; dort wachten endlich anderswo die Verwandten und Freunde des Phönix, des nachherigen Erziehers von Achilleus, der des väterlichen Fluches wegen entfliehen wollte, „und nicht verloſch das Feuer, das eine unter der Halle des wohlumhegten Hofes, das andere im Vorhauſe, vor der Thür ſeiner Wohnung." Das zuletzt genannte „Vorhaus" iſt eben nichts anderes, als die ſich an die Hausfronte lehnende zweite Halle. Hier lagen wohl auch zuweilen die friſch abgezogenen Häute geſchlachteter Thiere und ſtanden die beiſeite geſetzten Geſchirre der Tafel; aber der Platz wird häufig vom Dichter aus einem ganz anderen Grunde erwähnt. Was nämlich bei dem Zelt des Achilleus ein Gebot der Nothwendigkeit zu ſein ſchien, das ſtellt ſich überhaupt als allgemeine, durch die klimatiſchen Verhältniſſe geſtattete Sitte heraus: die Gaſtbetten wurden in dieſer Vorhalle aufgeſchlagen. Nicht nur ſchlief in derſelben auf einer friſchen Ochſenhaut, gehüllt in weiche Schafvließe, der noch unerkannte Odyſſeus, ſondern der Dulder hatte ſchon vorher im Palaſt des Phäakenkönigs Alkinoos als wohlaufgenommener Gaſt an derſelben Stelle ſeine Schlafſtätte angewieſen bekommen, und ſeinem Sohn Telemach ging es auf ſeiner Reiſe nach dem Peloponneſe ebenſo im Haus des greiſen Neſtor zu Pylos und

bei dem ehrenfesten Spartanerkönig Menelaos. Dagegen beſaßen die Töchter und Söhne des Hauſes ihre eigenen Schlafgemächer, Telemach, wie es ſcheint, in einem beſonderen Nebengebäude, von wo aus er über die Mauer des Hofes hinweg eine ſchöne Fernſicht hatte. Ja, im Hofraum des trojaniſchen Königs läßt Homer mit übertreibender Ausſchmückung 50 verheirathete Söhne und 12 Töchter mit ihren Familien neben einander wohnen!

In der Vorhalle ſtanden auch die Wannen, in welchen die ankommenden Gäſte ein erfriſchendes, laues Bad zu nehmen pflegten, wobei ihnen Jungfrauen, ſelbſt Fürſtentöchter, der geſunden Natürlichkeit des Verhältniſſes zwiſchen den Geſchlechtern gemäß allerlei Handreichungen leiſten. An dem einen Ende der Veranda müſſen ſich ferner die zu den Schlafzimmern der Dienerinnen führenden Thüren befunden haben, mochten dieſelben nun zum Hauptgebäude gehören oder nicht. Odyſſeus, deſſen Bett in der Halle ſtand, ärgerte ſich über die gemeinen Witze der aus dem Palaſte kommenden, bei ihm vorübergehenden Mägde und hörte beim Grauen des andern Morgens deutlich das Gebet eines die Handmühle in der Dienerwohnung drehenden Weibes. Wahrſcheinlich an dem entgegengeſetzten Rande der Vorhalle lag endlich zwiſchen Palaſt und Hofmauer ein kleiner, freiſtehender Rundbau, mit einem Kuppeldache verſehen und vielleicht zum Aufbewahren für täglich gebrauchtes Geſchirr und Geräth beſtimmt.

Doch treten wir nach dieſer äußeren Orientirung in den eigentlichen Palaſt! Eine Hausflur führt uns zunächſt in den Männerſaal, das geräumigſte Gemach des ganzen Gebäudes. Weit über hundert Perſonen bewegten ſich hier und hatten Raum um zu ſpeiſen, jeder ſein eigenes Tiſchchen vor ſich. Außerdem briet man auch das Fleiſch hier auf dem Herde, und der Miſchkrug wurde nicht müde den Durſt der ungeladenen Gäſte zu löſchen. Der Ausdruck „Männerſaal" iſt übrigens nicht im Sinne der ſpäteren Zeit zu verſtehen. Zwar ließ ſich Penelope nur auf der Schwelle vor den Freiern ſehen und verhüllte dann außerdem *Augen und Wangen* mit dem neidiſchen Schleiertuche; aber

im Palaſte des Alkinoos ſitzt die Königin Arete, purpurfarbige Wolle ſpinnend, am Herde, und neben ihr der Gemahl ſelbſt, „Wein zechend gleich einem Unſterblichen“. Auch in Sparta kommt zu den mit Menelaos im Saale ſitzenden Gäſten, Telemachos und Peiſiſtratos, die ſchöne Helena — bei Homer verſchwindet die Schönheit nicht! — und lauſcht, neugierig und gemüthlich die Spindel drehend, den Geſprächen der Männer, und Penelope ſelbſt befragt nach Entfernung der Freier ihren noch unerkannten Gemahl, in demſelben Raume ſitzend. Hinſichtlich der ſpezielleren Einrichtung dieſes Salons aber laſſen uns die gelegentlichen Andeutungen der Odyſſee keinen ſicheren Plan gewinnen. Es mußte natürlich das Licht hereinfallen; daß dies aber nicht durch Fenſteröffnungen in gewöhnlicher Höhe geſchah, erſieht man ſchon daraus, daß die von Odyſſeus angegriffenen Freier keinen Verſuch machen, auf dieſem Wege zu entfliehen. Es werden Säulen erwähnt, welche die Deckbalken trugen; aber ob durch ihre Stellung der ganze Raum in mehrere Schiffe abgetheilt worden ſei, bleibt ſehr ungewiß. Wahrſcheinlicher iſt, daß an der hinteren Seite eine Reihe von Säulen den Saal durchſchnitt, einen Durchzugbalken tragend, der eine Art von Gallerie oder Bühne ſtützte. Auch über die Vorrichtung zur Ableitung des Herdrauches hat man geſtritten und ſogar das Vorhandenſein von Schornſteinen im heroiſchen Zeitalter beweiſen wollen; aber der Umſtand, daß die im Saale befindlichen Waffen vom Rauche litten, und die Sitte der ſpäteren Zeit ſprechen ſtark dagegen. Drei Leuchtpfannen, in welchen Kienſpäne brannten, reichten des Abends hin, den Männerſaal zu beleuchten und zu heizen.

Neben dieſem großen Geſellſchaftszimmer, entweder durch eine Thür ſogleich mit ihm verbunden oder durch die Hausflur getrennt, lag zu ebener Erde noch ein geräumiges Gemach, in dem die Hausfrau ihre Dienerinnen und Lohnarbeiterinnen bei den fabrikmäßig betriebenen Spinn- und Webearbeiten beaufſichtigte, und von wo aus eine Treppe in den Söller, ihr eigentliches Boudoir, hinaufführte. Zwar haben einige Gelehrte auch den Arbeitsſaal der Weiber in den Oberſtock verlegen wollen,

allein dieſer Annahme widerſpricht es, wenn Penelope unter ihren Dienerinnen, wiewohl bei offenen Thüren, ſitzend deutlich hören ſoll, wie der übermüthige Antinoos den bettelnden Odyſſeus mit einem Fußſchemel an die Schulter trifft, und wie ſpäter Telemach ihre Worte benieſt! Im Obergemache webte die keuſche Fürſtin das bekannte Leichentuch des greiſen Laertes, an deſſen Vollendung ſie ihre Wiederverheirathung gebunden hatte; dort weinte ſie auf einſamem Lager ihren Schmerz aus um den verloren geglaubten Gemahl.

Noch haben wir endlich einige Räumlichkeiten vergeſſen, die hinter dem Weiberſaale liegend, den ſpezielleren Zwecken der Familie dienten. Dahin gehört die Schlafkammer des Hausherrn, die ſchon deswegen nicht eine Treppe hoch gedacht werden kann, weil ſie von Odyſſeus ſelbſt als beſonderes Gebäude aus wohlgefügten Steinen angebaut und bedacht worden war, und weil derſelbe den ſonderbaren Einfall hatte, den entäſteten, dicken Stamm eines wilden Oelbaums zum Mittelpunkte des Gemachs und zum ſoliden Fuß oder Pfoſten ſeines Ehebettes zu benutzen! Dann iſt noch zu erwähnen die im hinterſten Winkel liegende Schatzkammer des Hauſes, gefüllt mit metallenen Koſtbarkeiten und Gefäßen, wohlduftenden Kleidertruhen, irdenen Oel- und Weinfäſſern, Mehl u. ſ. w. Die Vorſtellung des unregelmäßigen Ganzen vervollſtändigt ſchließlich noch ein plattes Dach, auf dem man ſich auch der Kühlung wegen zuweilen ſchlafen legte. Dies zeigt wenigſtens das Beiſpiel des jungen Elpenor, eines Gefährten von Odyſſeus, der im Weinrauſche des Abends auf langer Leiter das hohe Dach von Kirke's Palaſte erſtiegen hatte, und am Morgen, als er den Lärm der aufbrechenden Gefährten hörte, in der Schlaftrunkenheit herabſtürzte.

Sehen wir nun, ob ſich die klaren Grundzüge dieſer kurz ſkizzirten Architektonik im hiſtoriſchen Zeitalter wiederfinden und wie ſie ſich weiter entwickelt haben!

Zunächſt tritt uns hier, durch die Entwicklung des Staatslebens bedingt, in den Städten eine viel reichere Fülle gemeinnütziger, öffentlicher Anlagen entgegen. Hatte ſich die homeriſche

Zeit mit Göttertempeln begnügt und wird daneben nur die „Lesche" erwähnt, eine Halle zur geselligen Unterhaltung müßiger Leute, in der auch Obdachlose Zuflucht für die Nacht fanden und vor deren Besuch schon Hesiod, wiewohl vergebens — denn sie waren später überall sehr beliebt — warnte, so verlangte man später von jeder respektabeln Stadtanlage das Vorhandensein eines Prytaneions (des eigentlichen Regierungshauses mit dem Staatsherde der Hestia), eines Gefängnisses, sonstiger Amtsgebäude, eines Theaters, eines Gymnasions, eines mit Baumpflanzungen und bedeckten Hallen versehenen Marktes und in der Folge auch öffentlicher Bäder. Regelmäßigkeit in der Anlage fand sich dagegen schon deshalb wohl seltener, weil bei der Gründung meist das Terrain vom strategischen Gesichtspunkte aus berücksichtigt wurde, und durch den Lauf der Mauern auch die Thore und damit zugleich die Richtung der fast überall in den viereckigen, in der Mitte gelegenen Marktplatz einmündenden Hauptstraßen bestimmt zu werden pflegten. Dabei müssen wir auch bedenken, daß den Hellenen der praktische Sinn der Römer für Wegebau und Wasserleitung gänzlich abging. Selbst Athen scheint wohl Abzugsgossen gehabt zu haben, aber — kein Straßenpflaster. Daher liest man auch in den „Wespen" des Aristophanes, da wo der Chor der Richter als Wespen maskirt auftritt, daß ein begleitender Knabe vor dem Koth auf der Straße warnt und nicht einmal einen Halm aufheben will, um seine Lampe zu putzen, auch zu dem ihn bedrohenden Chorführer sagt: „So rühre, gleich dem Haselhuhn, immerhin den Koth auf!" worauf dieser selbst gesteht: „Es kommt mir vor, als träte ich da in lauter Schlamm," und die Ursache im Regen sucht. Und besser war es natürlich anderwärts auch nicht. Rühmt es doch noch Strabo zu Augusts Zeit ausdrücklich von Smyrna, daß es mit Steinen gepflastert sei! In seiner Erzählung des Ueberfalls von Platää zu Anfang des peloponnesischen Kriegs erwähnt Thukydides, daß die eingedrungenen Thebaner vorzüglich durch die herrschende Finsterniß (Straßenbeleuchtung existirte überhaupt nicht vor dem 4ten Jahrhundert n. Chr.) und den Koth in den

Gaſſen gehindert worden ſeien. In Korinth ſcheint es nach einer von Athenäus erzählten Anekdote nicht beſſer geſtanden zu haben; ja man ſchützte dort den Straßenkoth vor, ſowie in Rom ein Schneefall als Entſchuldigungsgrund galt, wenn man einer Einladung nicht Folge leiſtete. Der älteren Lais hatte nämlich ein Liebhaber den Abdruck ſeines Siegelrings in Siegelerde, als Beglaubigung der Bitte, zu ihm zu kommen, geſchickt. Aergerlich über den Mangel einer klingenden Beigabe gab die Schöne die zweideutige Antwort: „Ich kann nicht; es iſt Dreck!“ Von Theben ſagt ſogar der Komiker Eubulos (376 v. Chr.), daß die Bürger, wie bei uns noch in manchen Landſtädten, ihre Düngerhaufen neben der Hausthür gehabt hätten!

Die Privatbauten blieben bis in das vierte Jahrhundert unanſehnlich und dürftig. Pracht und Luxus ſind Folgen des überhand nehmenden Egoismus, und erſt als die Größe und Freiheit von Hellas im Sinken begriffen waren, und der Bürger anfing, den öffentlichen politiſchen Verkehr zu meiden und die Staatsgebäude, die Gegenſtände des früheren patriotiſchen Stolzes, zu vernachläſſigen, wendete man mehr Sorgfalt und Schmuck auf das Privathaus, in dem man einſt kaum mehr geſehen hatte, als die Stätte, wo man ſeine Nahrung einnahm und ſein Haupt zur Ruhe legte. So heißt es denn in der kleinen, früher dem Schüler des Ariſtoteles, Dikäarchos, zugeſchriebenen Geographie über Athen: „Die meiſten Häuſer ſind ärmlich, wenige aber bequem“; und Demoſthenes ſagt von den Vorfahren: „Im Privatleben waren ſie ſo mäßig und hielten ſo feſt am Charakter der Verfaſſung, daß wer von euch die Wohnung eines Ariſteides, Miltiades und anderer damals ausgezeichneter Männer kennt, und weiß, von welcher Beſchaffenheit ſie iſt, einſieht, daß ſie an Pracht die des Nachbars nicht übertrifft.“ Daß die Wohnſitze auf dem Lande als ſtattlicher und bequemer gerühmt werden, hat ſeinen Grund darin, daß die begüterten Bürger außerhalb der Stadt durch Entfaltung ihres Reichthums weniger Furcht vor Verletzung des demokratiſchen Gleichheitsprinzipes zu haben brauchten. Es ſagt nämlich Iſokrates über die alte gute Zeit: „*Unſere Voreltern* lebten in ſolcher Sicherheit, daß die Wohnungen

und Einrichtungen auf dem Lande schöner und kostbarer waren, als innerhalb der Stadtmauern, und viele Bürger nicht einmal zu den Festen in die Stadt gingen." Darum erwähnt auch Thukydides, daß die reicheren Athener durch die Einfälle der Peloponnesier „schöne Besitzungen an Gebäuden und prächtigem Hausrath" verloren hätten. Dagegen wirft es Demosthenes seinem Feinde Meidias als Beweis von Hoffahrt vor, daß er in Eleusis ein Haus gebaut hätte, welches durch seine Höhe allen Leuten in seiner Umgebung das Licht beschränkte! Am einfachsten nahmen sich wohl die Häuser der Spartaner aus. Wie Plutarch erwähnt, durfte nach einer Verordnung Lykurgs zum Deckengebälk blos die Axt, zu den Thüren blos die Säge und sonst kein anderes Werkzeug in Anwendung kommen! Darum soll auch der König Leotychides, als er einst im reichen Korinth zu Gaste geladen war und das prächtige Getäfel der Decke erblickte, mit affektirter Naivetät gefragt haben, ob denn dort das Holz gleich viereckig wüchse? — Was die älteren atheniſchen Häuser betrifft, so läßt sich wegen der unregelmäßigen Bauart der ganzen Stadt wohl wenig an solche rechtwinklige Bauplätze denken, wie man beim Konstruiren eines altgriechischen Musterhauses gewöhnlich anzunehmen pflegt. Auch ist natürlich der Zwang der Sitte nicht so streng gewesen, daß nicht, wie bei uns, verschiedene Benutzung des Raumes stattgefunden hätte. Endlich kam bei allem Festhalten an gewissen Eigenthümlichkeiten der nationalen Baukunst doch das Meiste auch auf die Vermögensumstände an, und es gab Häuser in Athen zu 2500 Thlr. bis zu 75 Thlr.! Wenn man freilich annehmen wollte, daß die Häuser in den Städten frei und isolirt gestanden hätten, könnte man mehr Gleichheit der Bauriſſe behaupten. Hiergegen sprechen aber die direktesten Beweise. Bei dem erwähnten Ueberfalle von Platää entschlossen sich endlich die Einwohner zu gemeinsamen Maßregeln. „Sie sammelten sich," erzählt Thukydides, „indem sie die gemeinschaftlichen Häusermauern durchgruben, um nicht beim Gehen über die Straßen sichtbar zu werden." Im „prahlerischen Soldaten" des Plautus bricht ein treuer Sklave ebenfalls die Zwischen-

wand zweier Gebäude durch, um seinem Herrn und dessen gefangener Geliebten einen Kommunikationsweg zu bahnen; aber einst, als ein zahmer Affe des Hauses entwischt war, klettert der Wächter der Dame von seinem Dache auf das nachbarliche und erblickt zu seinem Schrecken im fremden Hofe das ihm anvertraute Kleinod in den Armen eines Unbekannten! Demosthenes endlich zählt es unter die Handlungen, die blos Sklaven geziemen, im Augenblick der Gefahr über das Dach zu seinem Nachbar zu entschlüpfen oder sich unter das Bett zu verstecken. Auch die an der Propontis gelegene reiche Handelsstadt Perinth hatte nach Diodor fest an einander gebaute, hohe Häuser.

Aristoteles oder wer der Verfasser der diesem zugeschriebenen Oekonomik sein mag, hat uns eine wichtige Notiz über das athenische Haus kurz vor den Perserkriegen hinterlassen. Er schreibt nämlich: „Hippias (der Pisistratide) verkaufte die Vorsprünge der oberen Stockwerke auf die öffentlichen Wege, die Stiegen und die Einfriedigungen und die sich nach außen öffnenden Thüren. Es kauften dies (natürlich das Recht!) die Besitzer der Häuser, und so kam eine große Geldsumme zusammen.“ Die Vorsprünge der Söller können nichts anderes sein, als die auf den verlängerten Deckbalken des Unterstockes ruhenden, in alter Zeit auch zu Rom verbotenen und im Jahr 368 n. Chr. abgerissenen, aber in Pompeji und Herkulaneum häufig gefundenen Balcons (Mäniana). Sie müssen später einem Polizeiverbote zum Opfer gefallen sein; denn in der makedonischen Periode sieht man blos aus dem Fenster oder vom Dach herab auf die Straße. Die von oben auf die Straßen führenden Treppen deuten darauf hin, daß schon zu Hippias Zeit das zweite Stockwerk vermiethet wurde oder wenigstens zur Beherbergung von Gastfreunden, die ja blos Obdach und Geschenke, aber nicht volle Bewirthung beanspruchten und also dem Hauswirth nicht lästig fielen, diente. Die Verengung der Gassen durch Umzäunungen vor den Häusern ist durch Themistokles und Aristeides beseitigt worden.

Jedenfalls hat man unter denselben ein um eine Veranda *laufendes Stacket* zu verstehen. Denn auch auf dem Lande wird

wird man wohl noch lange die homerische Sitte der Vorhallen beibehalten haben, und wenn Herodot vom berühmten Miltiades erzählt: „Dieser saß einst auf dem Vorplatz seiner Thür, und da er die Dolonker in ausländischer Gewandung und mit Lanzen vorübergehen sah, rief er sie an und bot ihnen Herberge und Gastgeschenke," so ist darunter doch mehr zu verstehen als der leere Raum vor dem Hauseingang. Später lag die Hausthür gewöhnlich in der Flucht der Façade und nur bei größeren Häusern trat ein kleiner, von ein paar Säulen begrenzter Raum als Vorhalle nach innen zurück. Wäre überall in alter Zeit ein solches Vestibulum vorhanden gewesen, so hätte eben die Besteuerung der nach außen schlagenden Thüren keinen Sinn. Es scheint, als ob man in älterer Zeit eine besondere Ehre darin gefunden habe, seine Hausthür beim Heraustreten auf die Straße Bekanntschaft mit den Köpfen der Vorübergehenden machen zu lassen; denn auch in Rom gewährte man diese Einrichtung nach Vertreibung der Könige dem Bruder des Valerius Poplikola als besonderen Vorzug. Unrichtig dagegen ist die Ansicht, daß diese Beeinträchtigung der ohnehin engen Straßen die ganze historische Zeit hindurch gedauert habe und eben ein charakteristisches Merkmal griechischer Sitte Rom gegenüber bilde. Der Grund des schon von den alten Grammatikern getheilten Mißverständnisses liegt in der ungemein häufigen Erwähnung des Geräusches, welches die Herausgehenden durch Oeffnen der Thüre verursachten, und in der allerdings auffälligen, von Plutarch noch aus seiner Zeit bezeugten Gewohnheit der römischen Schauspieler, sich vor dem Oeffnen der Thür durch Klopfen von innen bemerklich zu machen. Allein das Knarren der Thüre hatte ebenso gut bei Nacht wie bei Tage statt (in den „Thesmophoriazusen" des Aristophanes gießt ein buhlerisches Weib Wasser auf die Thürangel, um sich unbemerkt hinauszuschleichen!) und findet vielleicht theilweise seine Erklärung darin, daß die Thüren bei Griechen und Römern nicht, wie die unsrigen, in Angeln hingen, sondern sich mit den an ihnen selbst befestigten, keilförmigen Angelzapfen in Löchern drehten, die auf der Schwelle und in dem Sturz ein-

gelaſſen waren. Vergleicht doch ſchon Homer zweimal das Knarren der Thür mit dem Brüllen eines Rindes! Was aber das Auswärtsſchlagen der Bühnenthüren anlangt, ſo gehörte dies ja, als mit überkommene griechiſche Theatereinrichtung, zu den Vorrechten der königlichen Paläſte, Tempel und anderen öffentlichen Gebäude, und wurde auch in Rom bei Anlage von Tempeln beobachtet.

Doch wir halten uns zu lange vor der Thür des Hauſes auf! Noch werfen wir einen Blick auf den vor demſelben ſtehenden Altar des wegebeſchirmenden Apollon (den ſtatt des Altars auch oft ein viereckiger Spitzpfeiler vertrat), und auf den an der Wand angebrachten Schrein der Zaubergöttin Hekate, leſen die über der Thür ſtehende Inſchrift glücklicher Vorbedeutung — unter die von einem jungen Ehemanne über ſeinen Hauseingang geſetzten Worte: „Nichts Böſes komme herein! Hier wohnt des Zeus Sohn, der ſiegreiche Herakles," ſchrieb der bekannte Diogenes: „Auf Krieg folgt Bündniß!" — und ſuchen Eintritt zu gewinnen. Zwar waren die Häuſer den Tag über ſelten verſchloſſen und die Thüren ſtanden blos angelehnt, aber die gute Sitte verbot es ohne Erlaubniß ein fremdes Haus zu betreten. Es geſchah dies hauptſächlich des weiblichen Geſchlechtes wegen, wie Plutarch ſagt: „Damit man nicht die Hausfrau überraſchte oder die jungfräuliche Tochter, oder dazu käme, wenn ein Sklave gezüchtigt würde, und die Mägde durch einander kreiſchten"; es wurde jedoch ſo ſtreng beobachtet, daß man ſelbſt in Fällen der Noth, wenn der Herr nicht zu Hauſe war, den Eintritt ſcheute. Die Spartaner ſollen nicht geklopft, ſondern außen gerufen haben, und ſpäter fand ſich in allen anſtändigen Häuſern ein Portier, der das Anpochen (mit dem metallenen Thürring oder einfach dem Stocke) überflüſſig machte. Wo ein Thürhüter angeſtellt war, befand ſich deſſen Zelle der Thür zunächſt, und ſchon dies ſetzt das Vorhandenſein einer ſpäter ausdrücklich bezeugten ſchmalen Hausflur voraus, die vielleicht nach innen mit einer zweiten Thür endigte.

In der älteren Zeit und in gewöhnlichen Häuſern kam *man ſogleich* durch die Thür in einen Hof, den Mittelpunkt des

Gebäudes, in welchen die einzelnen Gemächer rings herum einmündeten. Seine Gestalt richtete sich natürlich nach dem vorhandenen Raume, aber gewöhnlich war er, wie der homerische, ein Viereck und von allen Seiten mit einer Säulenhalle umgeben. In seiner Mitte stand immer noch der Altar des häuslichen Zeus und in früherer Zeit, wo es noch keine besonderen Küchen gab, auch der Feuerherd, als Altar der Hestia. In diesem Hof oder der „Aule" wurden die Besuchenden empfangen; hier bewegten sich die Kinder und auch die weiblichen Familienglieder in Abwesenheit Fremder frei und ungezwungen; hier wurde bei häuslichen Festen geopfert. Die Säulenstellung wird übrigens nicht in allen Häusern regelmäßig den ganzen Platz umschlossen haben (Peristyl); nothwendig war sie auf der dem Eingang zugewendeten Seite und auf der dieser gerade gegenüber stehenden. Man legte das Haus gern so an, daß es mit dem Eingang nach Mittag gerichtet war, denn so bekam die deshalb oft auch höhere Hinterseite der Aule im Winter Sonne, während im Sommer die Kolonnade dort Schatten gewährte. Schon dies deutet darauf hin, daß die Hauptgemächer der eigentlichen Wohnung der Hausthür gegenüber lagen, wir meinen das eheliche Schlafgemach und den Speisesaal. Zuweilen sprang auch die Säulenstellung dort in die Wand selbst ein und bildete eine wirkliche offene Halle. Links und rechts im Hofe lagen die Zellen der männlichen Dienerschaft, Fremdenzimmer, und in kleineren Häusern wohl auch Vorrathskammern und die Küche. Wo es aber der Platz erlaubte, wird man früher und später die Sitte des homerischen Zeitalters befolgt und die eigentlichen Wirthschaftsräume zu ebener Erde hinter die Aule gelegt haben. In diesem Falle entstand für die Hausfrau ein eigenes Reich, wo sie schaltete und waltete und in ihrer Eigenschaft als Aufseherin, Ausgeberin und Köchin den größeren Theil des Tages zurückgehalten wurde, ohne (wenigstens in den besseren Zeiten) auf diesen Theil des Hauses, der nun geradezu „Frauenwohnung" genannt wurde, gebannt zu sein. „Die griechische Frau," heißt es bei Kornelius Nepos, „sitzt nur im inneren Theile des Hauses,

wo kein Mann Zutritt hat mit Ausnahme der nächsten Verwandten." Am deutlichsten, auch in Beziehung auf den Zweck der Trennung, spricht Xenophon über diesen Punkt. Er läßt nämlich Ischomachos dem Sokrates erzählen: „Ich zeigte meiner jungen Frau aber auch die Frauenwohnung, welche durch eine verschließbare Thür von der Männerwohnung getrennt war, damit von innen nichts unerlaubter Weise herausgetragen werde und damit die Sklaven nicht ohne unsere Zustimmung geschlechtlichen Umgang pflegen." Bei größerem Luxus in späterer Zeit erweiterte sich die Frauenwohnung zu einem zweiten, von den nöthigen Räumlichkeiten umgebenen Peristyle; auch erforderten nun die in vielen Häusern arbeitenden Fabrikklaven zu ihren Werkstätten bedeutenden Platz. Doch die Zahl der kleineren Häuser wird sicher die der bequem sich parterre ausstreckenden überwogen haben und man kann wohl nicht umhin überhaupt anzunehmen, daß gemäß der Sitte des heroischen Zeitalters in der älteren historischen Zeit und auch nach dem peloponnesischen Kriege der gemeine Mann seine Frauenzimmer im Oberstocke wohnen ließ. Ein paar Stellen aus den Komikern fallen hier mehr in die Wagschale, als Platons und Xenophons Notizen über die Wohnungen reicher Leute, wie eines Kallias, Agathon, Ischomachos. Und wie viele Häuser mag es gegeben haben, die nicht einmal einen Binnenhof besaßen? In den „Ekklesiazusen" des Aristophanes sitzen die beiden Weiber, die auf einen Liebhaber warten, im Oberstocke; denn sie blicken zum Fenster hinaus und verhandeln mit dem endlich erscheinenden Jüngling, welcher hinaufruft: „Komm doch herab und öffne die Thür!" An einer andern Stelle, in der „Thesmophorienfeier", schlafen Mann und Frau im Söller. Die Frau hört in der Nacht ihren Buhlen das verabredete Zeichen geben und steigt die Treppe hinunter. Da erwacht der Mann und fragt: „Wohin gehst du hinab?" Und gerade so hört in der 116ten Fabel des Babrius die Frau, welche mit ihrem Manne im Oberstocke schläft, einen schönen Jüngling singen, lugt zum Fenster hinaus, geht hinunter und tritt aus der Thür. Ferner erzählt Apulejus unter anderem auch ein Räuberstückchen

aus Theben, wo eine im oberen Stocke ihres Häuschens schlafende alte Frau überfallen wurde. Man könnte auch mit Recht hieher ziehen, daß Frauen so oft in Werken alter Kunst aus den Fenstern des oberen Stockwerkes herunterschauen und auch von den Schriftstellern in dieser Stellung erwähnt werden. „Und gucken wir kaum vor das Fenster hinaus, sucht jeder den Fluch zu betrachten; und ziehen wir verschämt uns wieder zurück, dann gafft er noch mehr, ob der Fluch nicht noch einmal guckend am Fenster erscheint," höhnen die Weiber bei Aristophanes. Es steht nämlich fest, daß in Griechenland und Italien fast ausschließend die oberen Stockwerke mit kleinen, meist vergitterten, in unregelmäßiger Reihe stehenden Fenstern versehen waren.*) Was hat also das schöne Geschlecht im oberen Theile zu schaffen, wenn es Regel war, daß es zu ebener Erde hinter der Männerwohnung seine feste Stätte hatte? Wir fügen endlich noch eine Stelle des Redners Lysias bei, welche das Uebereinander der beiden Hälften klar beweist. Dort erzählt ein betrogener Ehemann: „Ich habe ein doppeltes (zweistöckiges) Häuschen, oben ganz so eingerichtet wie unten in Bezug auf die Männer- und Frauenwohnung. Als nun ein Kind geboren war, säugte es die Mutter selbst. Damit diese aber nicht beim Herabsteigen auf der Treppe Gefahr liefe, wenn sie ein Bad nöthig hätte, so zog ich hinauf, die Weiber aber wohnten unten." Vor der Entbindung hatte also die Frau eine Treppe hoch gewohnt.

Wo der obere Stock Gastfreunden eingeräumt oder vermiethet wird, hat man natürlich an größere, wohlhabendere Häuser zu denken. So liest man beim Redner Antiphon die Worte: „Unser Haus hat einen Oberstock, den Philoneos inne hatte, so oft er sich in der Stadt aufhielt, ein trefflicher Mann und unserem Vater befreundet." Auf dieselbe Art logirt nach Lukians Erzählung der Skythe Abauchas in der griechischen Stadt Olbia

*) Aus ihnen pflegte man auch in Athen des Abends unter dem Rufe: „Zurückgetreten!" unbedenklich das Waschwasser auf die Straße zu schütten: Aristophan. Acharn. 615.

an der Dnieprmündung mit Weib und Kindern in einer oberen Etage. Auf daſſelbe Verhältniß läßt ſchließen, was Diogenes von Laerte über den Philoſophen Menedemos erzählt: „Als die Frau des Asklepiades geſtorben war, nahm er die des Menedemos, während dieſer eine Reiche heirathete. Dennoch überließ Menedemos, da ſie zuſammen ein Haus hatten, ſeiner früheren Frau die Wirthſchaft.“

Das von Lyſias geſchilderte obere Stockwerk war ganz nach dem Muſter des unteren gebaut; es mußte alſo im Kranze um den Luftraum der unteren Aule herumlaufen. Bei größeren Bauten mag dies aber ſelten der Fall geweſen ſein, und es geſchah freilich durch dieſe umfänglicheren oder kleineren Aufſätze der Symmetrie gewaltig Eintrag. Bei Demoſthenes heißt ein wahrſcheinlich viereckiger Aufbau, in welchem die Mägde des Hauſes wohnten, geradezu „der Thurm.“

Wenn ferner die Zimmer im unteren Stocke nach außen keine Fenſter hatten, ſo fragt es ſich, woher ſie ihr Licht bekamen, wenn man die Thür verſchloß? Man hat in Pompeji am erhaltenen Dache einer Küche gefunden, daß die Ziegel desſelben mit Oeffnungen verſehen waren, durch welche das Regenwaſſer auf andere unterhalb derſelben angebrachte, breite Hohlziegel fiel, von denen es aufgefangen und abgeleitet wurde, während zugleich Licht eindrang. In Griechenland ſcheint es auch größere Lichtfänge über der Thür gegeben zu haben. Lukian erwähnt in ſeinem komiſchen Gaſtmahle die Verlegenheit eines Arztes, den man zu einem wahnſinnig gewordenen Flötenſpieler gerufen hatte. Kaum war er ins Gemach getreten, ſo verſchloß der Patient die Thür, reichte ihm die Flöte, befahl ihm zu ſpielen, und traktirte den ſchwachen Dilettanten mit einer Peitſche, während er in der anderen Hand noch mit einem gezückten Dolch drohte. Der Arzt ſchlug endlich ſeinem Quäler einen Wettkampf im Flötenſpiel vor, wobei der Verlierende eine gewiſſe Zahl von Schlägen riskiren ſollte. Nachdem er aber ſeine Partie übel und böſe beendigt hatte, reichte er das Inſtrument dem Verrückten, empfing dafür die gefährliche Waffe und warf ſie ſofort „durch den Lichtfang“ in den offenen Hof!

Die Gemächer selbst darf man sich mit Ausnahme des Speisezimmers ja nicht zu groß vorstellen. Wer Pompeji kennt, weiß, daß man dort 40—50 verschiedene Piecen angelegt hat, wo wir bei unserem mannigfaltigeren Mobiliar höchstens zehn gestatten könnten. Die Wände hatten lange Zeit nur den schon im Homerischen Zeitalter üblichen weißen Kalkbewurf und Alkibiades zuerst soll den Maler Agatharchos gezwungen haben, ihm sein Haus mit Freskomalereien zu dekoriren. Diese noch von Xenophon und Platon getadelte Neuerung fand schnell Nachahmung, und bald galt ein Haus ohne Wandgemälde und Deckenverzierungen für ein Zeichen der Armuth, ja nach Plutarch schrieb Chrysippos nach Alexanders Zeit in einer Schrift: „Wir sind nahe daran auch die Abtritte ausmalen zu lassen." In der oben erwähnten Geographie werden auch die äußeren gemalten Dekorationen der kleinen böotischen Stadt Tanagra gerühmt. Sonst blieb das Aeußere der atheniſchen Häuſer wohl meistens weiß und nur das sonst einfache Haus des Phokion war von außen mit ehernen Platten belegt. Der Fußboden war durchweg Estrich, und erst von der makedonischen Zeit an darf man in eleganten Häusern an mosaikartige Verzierung denken.

Wir haben es bereits berührt, daß man ohne Mühe von einem Hause zum anderen überkletterte. Die Dächer waren überdies so flach, daß man bequem darauf herumgehen konnte. Die Weiber stellten die Adonispuppen und Adonisgärten dort aus und erhoben die Klage um den gestorbenen Liebling Aphrodite's, und wenn es einen Tumult auf der Straße oder in der Nachbarschaft gab, so eilte Alles auf das Dach, um zuzuschauen.

An verschiedenen Gemächern mögen Vorhänge und Teppiche die Stelle der Thüren vertreten haben. Manche Thüren, besonders die der Vorrathskammern, versiegelte man der größeren Sicherheit wegen. Die Weiber in der „Thesmophorienfeier" beklagen sich über die Schlauheit ihrer Eheherren; denn während man früher für drei Obolen einen nachgemachten Siegelring habe kaufen können, sei der Betrug nun unmöglich, da die Männer mit den künstlichsten Petschaften versehen wären. Wer es freilich

so machte, wie der als Philosoph und Trinker berühmt gewordene Lakydes, konnte leicht betrogen werden. Dieser versiegelte nämlich seine Vorrathskammern, wenn er ausging, und warf den Siegelring durch eine Ritze hinein, indem er glaubte, so ganz gegen Diebstahl gesichert zu sein. Bald aber merkte es die Dienerschaft, erbrach das Siegel der Thür, trug nach Belieben fort und befolgte dann genau das Verfahren ihres Herrn. Die Konstruktion der alten Schlösser selbst, die sich erst in der römischen Kaiserzeit theilweise der unsrigen nähert, hat man neuerdings mit der noch jetzt in Aegypten und Nordafrika üblichen Verschlußweise in Verbindung gesetzt und dadurch mehr Licht in einige dunkle Stellen der Alten gebracht. Danach wurde ein zur Hälfte nach der äußeren Seite zu hohler Querriegel, der in ein Mauerloch eingriff, in ein rechtwinklig darüber liegendes, den Riegelbalken auf drei Seiten umfassendes Holzschloß geschoben, aus dessen oberer Seite ein Bolzen oder Stift in ein bis zur Höhlung reichendes Loch einfiel. Wollte man öffnen, so steckte man einen an seiner Spitze mit einem dem eingefallenen Bolzen gleichen Stift oder Zahn versehenen Schlüssel in das Riegelloch, hob den Bolzen in die Höhe und konnte dann den Riegel zurückschieben. Wie man aus den Klagen der Weiber bei Aristophanes ersieht, wurde die Sicherheit der Schlösser damals durch die lakedämonische Erfindung vermehrt, daß man anstatt des vorigen einen Bolzens drei in Anwendung brachte, demzufolge natürlich auch der Schlüssel dreizähnig wurde.

Da die Heizung der Zimmer in der rauhen Jahreszeit durch tragbare Herde und Kohlenpfannen geschah, so befand sich blos in der Küche ein Rauchfang. Diesen vermag man sich auch für die spätere Zeit nicht als moderne Esse zu denken. In einer Erzählung Herodots zeichnet sich das Bild der Sonne durch den Rauchfang auf dem Estrich ab. Wie wäre dies denkbar bei nur geringer Höhe eines Aufsatzes? Es diente wahrscheinlich dem Rauch eben nichts zum Abzug als ein über dem Herd angebrachtes, mit einem Deckel (Aristophanes erwähnt ihn) verschließbares rundes Loch.

Die Dungstätten nebst den dazu gehörigen Bequemlichkeiten lagen außerhalb der bewohnten Räume und jedenfalls hinter dem Hause. Wie es freilich zuging, daß man, wie Theophrast vom Stumpfsinnigen sagt, beim Hinausgehen des Nachts vom Hund des Nachbars gebissen werden konnte, ist ohne Annahme mangelhafter Zaunverhältnisse nicht zu enträthseln.

Die an die städtischen Häuser stoßenden Gärten werden wohl selten, wie die zu den Landhäusern gehörenden, Obst-, Oel- und Weinpflanzungen, sondern meist Blumen und Gemüse enthalten haben. Der Prahler des Theophrast rühmt sich der Menge und Zartheit der Küchengewächse in seinem Garten, und zu Platons Zeiten gab es schon Anweisungen zum Gartenbau. Die Blumenpflege beschränkte sich auf Rosen, Veilchen, Hyazinthen, Krokus, Lilien, und wenn man auch deren Geruch liebte, so kultivirte man sie doch auch schon des außerordentlich großen Bedarfs halber, den ihre Verwendung zu Kränzen mit sich brachte.

Hat nun der Leser, wie wir hoffen, Einsicht in die baulichen Verhältnisse des behäbigen, sich horizontal ausdehnenden Hauses, wie der vertikal aufsteigenden, kleinbürgerlichen Wohnstätte gewonnen, so bleibt doch noch eine andere Gebäudeart zu berücksichtigen übrig. Die Fälle sind nicht selten, daß ganze Häuser an eine Familie vermiethet werden. So heißt es, um nur ein Beispiel anzuführen, bei Theophrast vom eben berührten Prahler: „Und während er in einem gemietheten Hause wohnt, sagt er zu einem, der es nicht weiß, es sei sein väterliches Erbe und er stehe im Begriff es zu verkaufen, weil es ihm zur Aufnahme von Gastfreunden zu klein sei.“ Manchmal vermiethete man auch das Hinterhaus allein, sowie sich im Trinummus des Plautus der Hausverkäufer umgekehrt einen solchen Raum vorbehält. Als aber allmählich in den größeren Städten die Zahl der einwandernden Fremden und Schutzverwandten, denen noch dazu der Besitz von Immobilien gesetzlich untersagt war, immer mehr wuchs, verfiel die Spekulation bald darauf, im Gegensatz zu den Familienwohnungen, besondere Miethhäuser, „Gesammtwohnungen“, zu errichten, die nun etagenweise vermiethet wurden

und bei den Schriftstellern immer von den andern Häusern unterschieden werden. Diese Gebäude mußten dem Raume nach ganz anders eingetheilt werden und entbehrten vor Allem des Binnenhofs. Sie ähnelten wahrscheinlich deshalb mehr den modernen Häusern und waren wohl auch innerlich mannigfach parzellirt wie diese. Reiche Leute, die mehrere solche Miethwohnungen besaßen (Moschion, der Koch des reichen Demetrios aus Phaleron, verdiente sich binnen zwei Jahren deren drei!), verpachteten dieselben an besondere Entrepreneurs, die dann wieder mit der Aftermiethe Geschäfte machten. Man hat endlich keinen Grund zu leugnen, daß diese Art von Gebäuden in Athen wie in Perinth und Kyzikos die Höhe von drei Stockwerken erreichten.

Wir haben absichtlich bei der Beschreibung des griechischen Hauses die konfuse Theorie des Baumeister Vitruvius, welche zu so vielem überflüssigen Streite Veranlassung gegeben hat, ganz außer Acht gelassen. Er liefert nicht den Riß zu einem Hause, sondern zu einem Palaste, wie vielleicht das reiche Alexandria aufweisen konnte. Da giebt es eine Pinakothek, eine Bibliothek, Gesellschaftssalons, einen Speisesaal für 36 Personen nebst Platz zu geselligen Spielen besondere Wohngebäude für die Gäste, Stallungen für die Pferde, kurz alle Bequemlichkeiten des raffinirtesten Luxus. Aber er legt die Frauenabtheilung nicht hinter die Männerwohnung, sondern so daneben, daß die Hauptthür sogleich in den durch die griechische Sitte verbotenen Raum führte. Jedenfalls hatte jedoch auch die zweite Hälfte des Palastes ihren Eingang von der Straße her, und es hebt sich überhaupt der Zweifel, wenn man die Frauenwohnung hier für den ursprünglichen Haupttheil des althellenischen Hauses ansieht und in der daneben liegenden Männerwohnung nur eine durch die Bedürfnisse des Luxus gebotene Erweiterung findet. Hat man doch auch in Pompeji Doppelhäuser dieser Art entdeckt.

II.

Die griechische und römische Tracht.

Es giebt kaum ein anderes Merkmal, das so scharf den Unterschied zwischen den Kulturformen der Neuzeit und des klassischen Alterthums kennzeichnet, als die Tracht. Weniger der Rücksicht auf die Ungunst des Klimas als einem dem Geiste der Zeit eigenthümlichen Streben nach dem Nützlichen ohne Sinn für die Schönheit des Natürlichen und der Herrschaft der nur dem Kitzel sinnlosen Wechsels und ausschweifender Willkür folgenden Mode haben wir es zu verdanken, daß unsere stylosen Gewänder alles Schwungs bar sind und nur dazu da zu sein scheinen, kapselartig die Formen des Körpers zu verhüllen oder zu karikiren. In diesen engen, faltenlosen Säcken, welche der Anstand dem männlichen Geschlechte vorschreibt, wie in den oft die Natur verhöhnenden Roben des weiblichen sieht ein Individuum auf's Haar dem anderen gleich; das ganze Aeußere ist unendlich kahl, schematisch, reizlos und richtig sagt ein bekannter Aesthetiker: „der elendeste Bettler in einem Volke, das noch Tracht hat, möchte dem Reichsten unter uns einen Pfennig schenken zu einem besseren Kleide!" Den alten Griechen und Römern dagegen ermöglichte nicht nur die höhere Temperatur der Luft, sich alles Ueberflüssigen in der Kleidung zu enthalten und namentlich die der Bewegung dienenden Glieder fast ganz dem Anblicke preiszugeben, sondern ihr natürlicher Schönheitssinn wählte auch eine Tracht, die in reichem Faltenlaufe die Formen des Körpers durchscheinen ließ sich bei jeder Bewegung veränderte und viel mehr Anstand und Würde verlieh, aber auch beanspruchte, als unsere fertig am Leibe hängenden Gewänder.

Die Bestandtheile der griechischen Tracht haben nur in Bezug auf den Stoff und die Verwendung im Laufe der Zeit Veränderungen erfahren. Die Stammesverschiedenheit erzeugte wohl Abweichungen, aber auf Absicht, Reflexion beruhende Modeumwandelungen kennt eigentlich erst die römische Kaiserzeit. Der

Grieche brauchte nur zwei Gewandstücke, ein hemdartiges zum Anziehen, den Chiton, und einen Ueber- oder Umwurf, das Himation. Hinsichtlich des beiden Geschlechtern gemeinsamen Chitons unterscheiden sich die Dorier dadurch von den Joniern, daß der ihrige kurz, ärmellos und wollen war, während diese ein bis auf die Füße reichendes, faltiges, mit Aermeln versehenes leinenes Untergewand trugen. Ob diese jonische Sitte erst nach der Auswanderung nach Asien angenommen wurde oder schon früher bei dem Stamme herrschte, läßt sich nicht endgiltig entscheiden. Schon Homer nennt die Jonier und Jonierinnen „chitonnachschleppende". Wenn er aber auch die Athener deutlich damit gemeint haben will (denen nach einer bei Pausanias vorkommenden Sage der Stammheros Theseus diese Kleidung gebracht haben sollte), so widerspricht dem vorzüglich Thukydides, welcher annimmt, daß das Tragen des jonischen Chitons in Athen nur in einer Zwischenperiode der Verfeinerung und Verweichlichung und zugleich mit dem Ablegen der Waffen im gewöhnlichen Leben — also nach der homerischen Zeit — stattgefunden habe. Mit dieser Ansicht scheint auch Herodot zu stimmen, der versichert, die atheniſchen Weiber hätten bis in das sechste Jahrhundert herein den dorischen Chiton getragen, seien aber zur Annahme des jonischen von den Männern gezwungen worden, nachdem sie während eines Krieges mit Aegina den einzigen Mann, der von einer verunglückten Expedition heimkehrte, mit den langen Spangennadeln, die den dorischen Chiton zusammenhielten, getödtet hätten. Nun ist der dorische Weiberchiton ohne gleichzeitige dorische Männertracht nicht wohl denkbar, während umgekehrt, als die Athener den jonischen Chiton ablegten, ihre Frauen und Mädchen denselben behielten (die Ursachen davon wollte jedenfalls die von Herodot beigebrachte Sage nachweisen!). Wann aber der jonische Chiton als Männertracht in Athen abkam, kann man schon genauer bestimmen. Thukydides sagt: „Es ist noch nicht lange her, daß die Aelteren unter den Wohlhabenden aus Verzärtelung leinene Unterkleider trugen und durch Einstecken goldener Cikaden (Haarnadeln in Cikadengestalt) den Haarwulst

auf dem Kopfe emporbanden." Ja auch noch während der Perserkriege erschienen die Athener in diesem alterthümlichen Aufzuge; denn Aristophanes verbindet zweimal mit der Schlacht bei Marathon die Erwähnung desselben. So sagt der Wursthändler in den „Rittern" vom Vertreter des atheniſchen Volks:

„Dort könnt ihr ihn seh'n, mit Cikaden im Haar, glanzvoll
im Gewande der Vorzeit;
O Freude Dir, König in Hellas' Geschlecht, und vereint Dir
freuen auch wir uns,
Denn wieder erscheinst Du würdig der Stadt, der Trophä'n
in Marathon würdig";

und in den „Wolken" spricht das Unrecht:

„Altväterisch Zeug nach Dipolienart! Das riecht nach Cikaden
im Haare!"

worauf das Recht antwortet:

„Ganz wohl! Das waren die Sitten,
Durch welche das Marathonkämpfer-Geschlecht aufsproß."

So mag denn wohl der Scholiast Homer's, Eustathios, Recht haben, der die Zeit des Perikles als die Epoche der Gewandveränderung bezeichnet.

Der ursprüngliche dorische Chiton wurde nicht über die Arme gesteckt und wie der jonische angezogen, sondern bestand aus Hinter- und Vorderblatt und beide wurden auf den Schultern und wahrscheinlich auch auf der ganzen einen Seite des Leibes durch Agraffen zugenestelt. Der diesem alten entstammende atheniſche Männerchiton war dagegen in seiner unteren Hälfte zusammengenäht. Zu ihm gehörte nothwendig ein Gürtel, um ihn beliebig verkürzen und über der Gürtung einen Bausch bilden zu können, der schon bei Homer als Tasche Dienste leistet. Wiewohl er nun den Armen völlige Freiheit der Bewegung gestattete, so war es für die arbeitende Klasse, besonders die Sklaven, doch noch bequemer, nur oberhalb des linken Arms den Chiton zu heften oder zu knüpfen und seine rechte Hälfte über Rücken und Brust herabfallen zu lassen. Beispielsweise läßt Heliodor in seinem Romane bei der pythischen Hekatombe die Landleute

in dieſer Tracht erſcheinen, indem er ſagt: „Jeder hatte den weißen Leibrock mit einem Gürtel bis an das Knie aufgeſchürzt; die rechte Hand, nebſt Schulter und Bruſt entblößt, ſchwang ein zweiſchneidiges Beil.“ Auch im „Soldaten“ des Plautus ſoll das Aeußere eines Steuermanns nachgeahmt werden durch ein „dunkelblaues, auf der linken Schulter zuſammengebundenes, den Arm bis zur Bruſtwarze frei laſſendes“ Gewand. Allmählich fing man auch an, die weiten Armöffnungen des zweiſchultrigen Chiton, der ein Zeichen der beſſeren Bürgerklaſſe war, zu umnähen und wirkliche Aermel einzuſetzen. Es ſcheint dies jedoch erſt nach der Zeit des Ariſtophanes Mode geworden zu ſein; denn daß damals noch beim Handaufheben der Arm bis zur Achſelhöhle ſichtbar war, ergiebt ſich aus den Beſtrebungen der Weiber in der „Frauenherrſchaft“, Alles den Männern gleich zu thun und deshalb auch, um beim Abſtimmen in der Verſammlung ſich nicht zu verrathen, den Haarwuchs unter der Schulter zu fördern, wie denn die eine Verſchworene ſagt:

„Ich that es; erſtlich trag' ich's unterm Arme hier,
Wie wir beredet, dichter als ein Waldgebüſch.“

Die Länge der Aermel glich jedoch nur der an unſeren Frauenhemden gewöhnlichen und erſt in ſpäteſter Zeit reichten dieſelben nach orientaliſcher und keltiſcher Sitte bis an die Handwurzel. Einen kurzen Aermel auf der linken Seite erhielt nun auch der einſchultrige Chiton.

Den Chiton allein trug man zu Hauſe, wenn man es ſich bequem machen wollte. Außer der Wohnung gingen im bloßen Chiton die Arbeiter und Kinder; denn ein Mann ohne Obergewand galt den Griechen für nicht mehr als ein Nackter. Von den Schulknaben der älteren Zeit z. B. ſagt Ariſtophanes in den „Wolken“:

„Dann zog aus jeglicher Gaſſe der Schwarm in die Kitharaſchule mit Anſtand
Und nackt durch die Straßen dahin.“

Ebenſo heißt es im Hermotimos Lukian's, man müſſe, wenn es ſich um den Weg nach der Stätte wahrer Glückſeligkeit handle,

ſelbſt das Himation im Stiche laſſen, ſobald man an demſelben zurückgehalten würde; „denn es ſteht nicht zu befürchten, daß Dich jemand ausſchließt, wenn Du auch nackt dorthin gekommen biſt.“ Daß das Himation überhaupt als das Hauptkleidungsſtück der freien Stadtbevölkerung galt, ſieht man auch daraus, daß das Fehlen des Chitons nur ein Zeichen der Armuth oder der ſtrengeren Lebensweiſe war. Sokrates, Kleanthes, Ageſilaos, Phokion werden gerade deswegen gelobt.

Das Himation beſtand aus einem großen, länglich viereckigen Stück Wollenzeug. Als Mithridates, der Große, die römiſche Herrſchaft in Aſien vernichtete, vertauſchten, wie Poſidonios erzählt, viele Aſiaten die Toga mit „dem viereckigen Himation“ und beriefen ſich wieder auf ihr Heimathsrecht in griechiſchen Städten. Von dem Tuche wurde zuerſt ein Zipfel von hinten über die linke Schulter geſchlagen und auf der Bruſt mit der linken Hand feſtgehalten; dann zog man mit der Rechten das ganze über den Rücken und entweder über oder unter der rechten Schulter hinweg und warf den letzten Zipfel von der Bruſt aus wieder über die linke Schulter auf den Rücken. Das Umſchlagen des Himation von links nach rechts war unerläßliche Sitte und und in den „Vögeln“ des Ariſtophanes ruft Poſeidon darum dem ungebildeten Triballergotte zu:

„He Du! zur Linken wirfſt Du Dir den Mantel um?
Schlag ihn mit Anſtand nach der rechten Seite hin!“

Aber auch die Drapirung des herabfließenden Zeuges und das ſtraffe Halten und Tragen erforderte große Uebung und gehörte zu den Kennzeichen des gebildeten Mannes. In alter Zeit ſcheint man das Himation (die Römer nannten es Pallium) bis an die Knöchel herabfallend getragen zu haben. Wenigſtens ſagt Quintilian: „Die Alten ließen die Toga bis zu den Schuhen hinabfallen, wie die Griechen das Pallium.“ Später wurde das Zuviel nach beiden Seiten hin getadelt. Das Aufſchleppen des Gewandes galt als Zeichen der Hoffahrt oder Ueppigkeit. Demoſthenes wirft es ſeinem Feinde Aeſchines vor, daß er, der ehemalige Schreiber, über den Markt ſtolzire, „das Himation

bis auf die Knöchel reichen lassend und die Backen aufblasend", und bei Plutarch wird vom Sohne des Alkibiades erwähnt, daß er, um seinen Vater zu kopiren, mit schleppendem Himation sich zu zeigen pflegte. Noch unanständiger und geradezu bäurisch war das Hinaufnehmen des Himations bis über das Knie. Das Einhüllen des ganzen Körpers, so daß auch die rechte Hand unter dem Ueberwurfe blieb, erforderte in der guten Zeit der Ton und beobachteten auch später Manche (z. B. Phokion) aus Grundsatz. Noch Perikles sprach in dieser ruhigen, würdevollen Haltung zum Volke; aber schon Kleon und Nikias brauchten den Arm zu leidenschaftlicher Gestikulation und der Redner Aeschines zeigt uns in seiner Rede gegen Timarchos, wie schnell dies Nachahmung fand, indem er sagt: „Was wir jetzt Alle zu thun gewohnt sind, nämlich mit freier Hand zu sprechen, das schien damals eine Dreistigkeit zu sein und man hütete sich wohl es zu thun." Dagegen schlug man beim Laufen das Himation über die Schulter zurück. Wie oft dies in der Komödie vorkam, erhellt aus den „Gefangenen" des Plautus, wo der Parasit ausruft: „Jetzt ist es beschlossene Sache, daß ich, wie die Sklaven im Lustspiel zu thun pflegen, mein Pallium auf den Hals werfe, damit Hegio zuerst von mir diese Neuigkeit erfährt."

Das griechische Himation war nicht so umfänglich und faltenreich wie die römische Toga. Ein noch knapperer Umwurf aber war der spartanische Tribon. Er wird besonders als kürzer bezeichnet und bestand auch aus gröberer Wolle. Auch in Athen erschienen in dieser Tracht die Nachäffer lakonischer Sitte; doch bürgerte sich auch bald der Tribon als passend für die ärmeren Klassen ein und gerade deshalb wählten ihn auch die Anhänger der cynischen und stoischen Schule als stehendes Abzeichen. Von Antisthenes, dem Stifter der ersteren, berichtet Diogenes von Laerte, er habe zuerst den Tribon verdoppelt, um den Chiton entbehren zu können. An ein Zusammen- und Uebereinanderschlagen des gewöhnlichen Tuches kann man hierbei schon deshalb nicht denken, weil es dann nicht hingereicht haben würde, die Blöße zu decken; er nahm also wohl das Zeug doppelt über-

einander und damit stimmt es, wenn Horaz den Cyniker einen Mann nennt „den ausdauernde Beharrlichkeit umhüllt mit doppelten Lumpen". In Kriegszeiten improvisirte man leicht aus dem unbequemen Himation einen passenderen Umwurf, indem man es zusammenschlug und mit einer Spange auf der rechten Schulter befestigte, was bereits die homerischen Helden thuen. So bekam dann das Oberkleid einige Aehnlichkeit mit der in Illyrien, Thessalien und Makedonien üblichen, in Athen von dem aus dem Knabenalter tretenden Epheben getragenen Chlamys, einem Reiter-, Kriegs- und Reisemantel, der ebenfalls aus einem viereckigen Tuche mit verlängerten Zipfeln bestand, welches über der rechten Schulter genestelt wurde.

Arme Leute trugen Winter und Sommer dieselbe Kleidung. Die Wohlhabenderen dagegen wechselten der Jahreszeit gemäß mit dem Stoffe und stärkere, dickwollige Winterkleider stehen dem feineren, dünneren Chiton und Himation des Sommers gegenüber. Warme Gewänder waren die schon von Homer genannte Chläna und die zottige medische Kaunake, von der es in den „Wespen" des Aristophanes heißt:

„Sieh, dies Gewand
Hat ein Talent an Wolle leicht hineingeschluckt!"

worauf Philokleon, der sie anziehen soll, ausruft:

„Wie hitzig pustet das vertrakte Ding mich an!"

Das feinere Himation, die aus milesischer Wolle gefertigte Chlanis, war zugleich das Feiertagskleid. Hirten und Landleute trugen auch Kleider aus Fellen, mit Kapuzen versehen.

Was die Farbe der Männertracht betrifft, so werden die Handarbeiter wohl gewöhnlich ebensowenig weiße Chitonen als Himatien von dieser Farbe getragen haben. Ihr Leibrock war entweder aus naturbraunem Wollenstoff oder grau gefärbt. Aber selbst an einem stutzerhaften Philosophen nennt der Dichter Antiphanes bei Athenäos neben der weißen Chlanis einen schönen „dunkeln Chiton". Uebrigens läßt sich nicht darüber zweifeln, daß die allgemeine Farbe des Chitons sowohl als des Himations die weiße gewesen ist; das dunkle Himation war sogar als Zeichen

der Trauer an Festtagen verpönt und im Gespräche „Nigrinos“ erzählt Lukian, daß einmal an den Panathenäen ein armer Bürger vom Herold aufgegriffen und vor den Richter geführt worden wäre, weil er gegen das Gesetz den Spielen im schwarzen Himation zuschaute, daß aber das Publikum Fürbitte für ihn eingelegt habe, weil er kein anderes Obergewand besaß. Das weiße Himation schließt jedoch andere Farben nicht aus. So endigen die „Ritter“ des Aristophanes mit den an den Wursthändler gerichteten Worten des Demos:

„Zum Lohne dafür lad' ich in's Prytanenhaus
Dich auf den Sitz, wo jener Unhold saß vordem.
Nimm dieses grüne Festgewand und folge mir!“

In ähnlicher Weise beschenkten die Athener, wie Diogenes aus Laerte erzählt, den jungen Kleanthes mit einem safranfarbigen Chiton, als sie gesehen hatten, daß er als Anführer der Epheben bei einem Feste ohne Chiton gewesen war.

Von dem Komiker Anaxandrides berichtet Athenäus, von dem Philosophen Empedokles, den Sophisten Hippias und Gorgias und dem Maler Parrhasios der Sammler Aelian, daß sie purpurrothe Oberkleider führten. Wäre dies nun recht allgemeine Sitte gewesen, so würde es Niemand eingefallen sein, das Andenken an die Kleidung einzelner, wenn auch hervorragender Männer der Nachwelt zu überliefern. Ebenso sind auch die Kleiderfarben auf der Bühne, wo die alten Leute weiß, die Männer dunkelpurpurn, die Jünglinge hellpurpurn, die Parasiten grau u. s. w. auftraten, gar nicht maßgebend, da sie zur Unterscheidung der typischen Charakterfiguren unumgänglich nöthig waren. Eher sprechen für das öftere Vorkommen der bunten Tracht die aufgefundenen kleinen Statuen und Salbgefäße, an denen noch deutlich die Spuren der farbigen Gewänder sich zeigen. Daß jedoch die Neigung der jonischen Griechen zu schimmernden Farben in der Kleidung auch in der späteren Zeit nicht leidenschaftlich in Athen getheilt wurde, bezeugt der lukianische Nigrinos. Dort wird erzählt, daß das athenische Publikum einst einen reichen Herrn, der nach römisch-großstädtischer Art aufgetreten sei und

in jeder Weise die allgemeine Bewunderung auf sich zu ziehen versucht habe, allmählich durch kalten Spott vernünftiger gemacht und gewissermaßen erzogen habe. Gerade von der Kleidung heißt es aber: „Die farbige Tracht und jene Purpurgewänder zogen sie ihm aus, indem sie sich recht witzig über die Buntheit der Farben lustig machten und sagten: „es ist ja schon Frühling," „woher stammt denn dieser Pfau?" und dergleichen." Endlich bezeugt das Zurücktreten der farbigen Gewänder zugleich mit dem Abkommen des jonischen Chiton Herakleides aus Pontus bei Athenäus mit den Worten: „Sie (die Marathonkämpfer) trugen purpurne Himatien und zogen darunter bunte Chitone." Dagegen finden sich auf den Bildwerken oft auch an den Kleidern der Männer angewebte oder aufgenähte Borduren und dunkle Streifen, die als Säume unten herum oder auch vertikal liefen.

War das Himation schmutzig geworden, so wanderte es in die Werkstätte des Walkers. Theophrast theilt uns in Bezug auf das Verhältniß der Kleiderbesitzer zu diesem Handwerk verschiedene Charakterzüge mit. Der schmutzige Geizhals, sagt er, bleibe zu Hause, wenn er sein Himation in die Wäsche gegeben habe; der Kleinigkeitskrämer eifere dem Walker gegenüber, daß er ja recht viel Walkererde zum Gewande nehme, damit es nicht so schnell wieder schmutzig werde, der Mißtrauische endlich gebe es nicht dem, der die beste Arbeit liefere, sondern welcher einen annehmbaren Bürgen stellen könne. Aus den „Wespen" des Aristophanes kennen wir sogar den Wäscherlohn; er betrug drei Obolen (4 Sgr.). Es kam wohl auch vor, daß der Walker Kleider auslieh, wie z. B. nach Athenäus der Philosoph Telauges deshalb vom Sokratiker Aeschines verspottet ward, weil er für das Himation, welches er trug, dem Walker täglich 8 Pfennige zu entrichten hatte! — Die Verfertigung der Kleider geschah wie in der heroischen Zeit, so auch nachher, im Hause durch die Hausfrau und deren Mägde. Wie in Rom erhielt das Gewebe dann von dem Walker eine besondere Zurichtung. Natürlich gab es auch nebenbei Weber, die ihre Arbeit dem Kleiderhändler lieferten, welcher wiederum auf dem Kleidermarkte feil hielt.

Ein Arbeiterchiton koſtete zu Sokrates Zeit $2^1/_2$ Thaler, ein Himation 4—5, eine Chlamys 3 Thaler.

Der Grieche beſchränkte die Bedeckung des Hauptes auf den Aufenthalt außerhalb der Stadt, auf ſchlechtes Wetter und manche Handwerke. Bei Lukian läßt der Skythe Anacharſis ſeinen Hut zu Hauſe, um nicht als Ausländer aufzufallen. Der Petaſos und die makedoniſche Kauſia waren beide Reiſehüte (der erſte gehörte zur Ephebentracht) mit breiten, theils runden, theils auf einer Seite bogenförmig ausgeſchnittenen Krämpen. Eine halbeiförmige Lederkappe, die nur in Arkadien mit einem gegen die Sonne ſchützenden Rand verſehen war, trugen die Landleute und Feuerarbeiter. Schon Laertes arbeitete in ſeinem Garten in einer Kappe von Ziegenfell und mit Handſchuhen. Bei den Heloten ſoll dieſe Mütze, wie Athenäus ſagt, vorgeſchriebene Tracht geweſen ſein. Aber auch in der Stadt vermißte man ſie ungern bei Regenwetter, wie denn Strepſiades in den „Wolken" ausruft: „O ich Unſeliger, daß ich heute ohne Kappe von Hauſe wegging!" Mehr koniſcher Form war die weiche Filzkappe, die beſonders im Winter wärmen und Schutz vor Regen verleihen ſollte. Von ihr in Verbindung mit dem ledernen Mantel ſpricht ſchon Heſiod, indem er den Landleuten den Rath giebt:

„Auch von den Erſtlingsböckchen, ſobald nur der zeitige Froſt kommt,
Nähe die Felle zuſammen mit Stierſehn', über den Rücken
Dir es zu werfen zum Schutze des Regens; decke das Haupt auch
Dir mit gerändetem Hut, daß nicht naß werden die Ohren."

Sollte der zuletzt genannte Zweck erfüllt werden, ſo mußte natürlich der Hut über die Ohren gezogen werden oder eine Krämpe haben. Außer den Landleuten ſehen wir beſonders den Schiffern und deshalb auch dem unterweltlichen Fährmann Charon und Odyſſeus mit ſeinen Gefährten dieſe Kopfbedeckung beigelegt. Sonſt pflegten nur die Kranken dergleichen Filzhauben als Nachtmützen über die Ohren zu ziehen und von Solon war es bekannt, daß er, um den Glauben an ſein erheucheltes Krankſein

zu ſtärken, in dieſem Aufzuge plötzlich auf den Markt ſprang. Die heute noch von griechiſchen und italiſchen Seeleuten getragene, ſich mit der Spitze nach vorn umlegende phrygiſche Mütze war im Alterthum ein Kennzeichen der Aſiaten.

Einer Fußbekleidung war der Grieche blos beim Verlaſſen der Wohnung benöthigt. Wie im homeriſchen Zeitalter pflegte man auch ſpäter zu Hauſe dieſelbe abzulegen, was auch im fremden Hauſe bei längeren Beſuchen, beſonders bei Mahlzeiten geſchah. Die ärmeren Klaſſen gingen im Sommer auch auf der Straße barfuß, während im Winter ſelbſt die Sklaven von ihren Herren Schuhe erhielten. In Sparta war den jungen Leuten geſetzlich das Schuhwerk verboten und die Abhärtung kam ſelbſt alten Leuten noch ſo zu ſtatten, daß ſie, wie Ageſilaos, der Bekleidung der Füße ganz entbehren konnten. Platon wollte in ſeinem Idealſtaate den Handwerkern nur im Winter eine Zugabe zu dem einſchultrigen Chiton und den Schutz der Sohlen geſtatten. Im gewöhnlichen Leben zu Athen ſcheint es auch nicht aufgefallen zu ſein, wenn ſelbſt wohlhabende Leute nur bei beſonderen Gelegenheiten, wo es der Anſtand erforderte, in Schuhen gingen. Es thaten dies z. B. Phokion und der Redner Lykurg. Lukian läßt unter den vier Beſuchern des großen ägyptiſchen Schiffes, das in dem „das Schiff" betitelten Geſpräche beſchrieben wird, den Lykinos beim Herabſteigen ſich mit beiden Händen an ſeinen Begleiter feſthalten, weil dieſer unbeſchuht und darum ſicherer auf der Leiter war. Sokrates ſchritt während des Feldzugs in Makedonien mit bloßen Füßen über Eis und Schnee und es verſteht ſich von ſelbſt, daß die mit ſtrenger Sitte renommirenden Philoſophen nach ihm nie etwas zwiſchen ſich und die Mutter Erde kommen ließen.

Die Fußbekleidung zerfiel in bloße Sohlen, wirkliche Schuhe und Stiefel. Unter die Füße gebundene Sohlen ſind wohl die älteſte und häufigſte Art geweſen, die Füße zu ſchützen. Sie wurden an dieſen durch Riemen oder Baſtſtreifen befeſtigt, die auf der Oberfläche der zuweilen aus mehreren Lagen von Leder oder auch Kork beſtehenden Sohlen feſtgenäht waren und von

denen der vorderſte, zwiſchen der großen und der zweiten Zehe durchgehend, ſich mit zwei oder vier an der Seite befeſtigten anderen Bändern vereinigte, wobei der Kreuzungspunkt durch eine runde oder herzförmige Schnalle verdeckt zu werden pflegte. Manchmal zogen ſich aber auch dieſe Riemen in künſtlich geknüpften und geflochtenen Schlingen über den ganzen Fuß und noch weiter herauf und bildeten eine Art von durchbrochenem Schuh. Neben dieſen zum Theil mit recht dicken Sohlen verſehenen Sandalen bediente man ſich auch des wirklichen, über einen Leiſten gearbeiteten, bis zur Fußwurzel heraufreichenden Schuhs. In ſpäterer Zeit waren die gewöhnlichen attiſchen Männerſchuhe vor der eleganteren Form der ſogenannten lakoniſchen zurückgetreten, unter denen wieder die aus Amyklä den Vorrang hatten. Der Redner Iſäos erklärt an einer Stelle, wie der gewöhnliche Männerſchuh ſo recht zum ärmlichen Tribon paſſe. Nachdem in den „Weſpen" Philokleon in die perſiſche Kanauke geſchlüpft iſt, wird ihm auch zugemuthet, ſeine Schuhe mit „dem Lederwerk feindſeliger Männer" zu vertauſchen. Bdelykleon ſagt:

„Nun weiter, wirf auch die verwünſchten Schuhe ab
Und ſpute Dich anzuziehen hier die lakoniſchen!"

und ruft dem Zaudernden noch einmal zu:

Zieh endlich an die Schuhe, ſchnell! Dann tritt einher
Nach Art der Reichen, ſchwänzle fein und ziere Dich."

Zwiſchen dem Schuh und der Sandale in der Mitte ſtand wahrſcheinlich die zweifelhafte Krepis (crepida), welche erſt in ſpäterer Zeit, wie es ſcheint, in Aufnahme kam und ſtarke Sohlen und Nägel hatte, alſo wohl urſprünglich ein Soldatenſchuh war. Sie diente den Römern neben dem Pallium als Hauptmerkmal griechiſcher Tracht und Livius ſagt z. B., daß es dem älteren Scipio Afrikanus während ſeines ſiciliſchen Prokonſulats von ſeinen Neidern vorgeworfen wurde, er habe die römiſche Tracht abgelegt und ſpaziere im Pallium und den crepidae im Gymnaſium herum. Wären letztere Schuhe geweſen, ſo hätte nicht ihr Gebrauch an Feſttagen Römern zum Vorwurf gemacht werden *können*, wie Gellius erzählt. Daß ſie aber auch keine bloßen

Sandalen waren, ergiebt sich aus ihrer mehrfachen Nennung neben denselben. So behauptet Athenäus, dem Musiker Aristokles folgend, der Sänger lustiger Lieder habe vormals Sandalen getragen, während er jetzt in Krepiden auftrete. Derselbe erzählt auch, daß Agnon, ein geckenhafter Offizier Alexanders, sich die Krepiden und Sandalen mit goldenen Nägeln beschlagen ließ. Es war eben ein Halbschuh, gebildet durch niedriges, entweder nur zu beiden Seiten oder ringsum auf die Sohle gesetztes Oberleder, das aber immer noch das Schnüren durch Riemen nöthig machte. Damit stimmt vollständig, wenn man in Griechenland ein Backwerk mit hohem Rand, dessen Inneres mit weichem Füllsel versehen wurde, Krepis nannte. Leichter und eleganter als diese Sorte der Halbschuhe waren die Blautia, die man besonders dann anlegte, wenn man zu einer Mahlzeit geladen war. Platon hebt es als etwas Besonderes hervor, daß selbst Sokrates, als er zum Gastmahle des Agathon ging, sich dieser Sitte nicht entzog. Der Krepis ähnlich war die Karbatine, ein Halbschuh aus einem Stücke ungegerbten Leders, das rings herum etwas heraufgebogen und dann durch Riemen über dem Fuße befestigt wurde. Dergleichen Schuhe trugen die Bauern und Xenophons Soldaten fertigten sie sich, nachdem die alte Fußbekleidung abgerissen war. Das griechische und italische Landvolk bedient sich dieser Schuhe noch heute. Unter den Stiefeln nennen wir die Endromis, die bis zur Wade reichte und vorn heraufzugeschnürt wurde, aber die Zehen frei ließ, und den Jagdkothurn, der unserer Sitte gemäß ganz geschlossen war.

Schon Hesiod giebt dem Landmanne den Rath, für den Winter eine Filzeinlage zu den Schuhen zu fügen:

„Dann an die Füß' auch Sohlen des kräftig erschlagenen Stieres,
Taugliche, binde Dir an, mit Filze gefüttert im Innern."

Etwas mit unseren Strümpfen vergleichbares kannte man in der guten Zeit nicht; denn wenn das atheniſche Heer vor Potidäa bei strenger Kälte die Füße in Filzsocken und Schaffelle steckte, so geschah dies in einem Ausnahmefalle. Dagegen scheint es in der späteren Zeit wohl vorgekommen zu sein, daß

Weichlinge dergleichen Socken anzogen, wie denn der bekannte Demetrios Poliorketes purpurne, mit Gold gestickte Filzschuhe trug. Man gab viel darauf, daß der Schuh knapp am Fuße saß und zu große Schuhe rechnet Theophrast unter die Kennzeichen des Ungesitteten. Derselbe bezeichnet auch das Beschlagen der Schuhe mit Nägeln sowie das Flicken- und Besohlenlassen derselben als bäurischen Brauch. Die Farbe der Schuhe war für gewöhnlich schwarz und das Reinigen und Wichsen besorgte man nicht mit der Bürste sondern mit dem Schwamme.

„Ja, Theoros — und das ist wahrlich ein Mann, der nichts dem Euphemios nachgiebt —
Ist gleich mit dem Schwamm' und der Schlüssel zur Hand und wichst mir die staubigen Schuhe."

sagt Philokleon in den „Wespen" und nach Athenäus machte sich der durch seinen Witz bekannte Kitharspieler Stratonikos den Spaß, daß er einem Bekannten auf der Straße kondolirte, als befände sich derselbe in schlechten Umständen und auf dessen erstauntes Warum? die Erklärung gab: „Deine Schuhe würden nicht so blank geputzt sein, wenn Du es nicht eigenhändig besorgt hättest!"

Die Preise der Schuhe waren natürlich nach der größeren oder geringeren Eleganz verschieden. Im „Plutos" des Aristophanes verlangt ein Jüngling von seiner alten Liebhaberin 8 Drachmen oder 2 Thlr. zu einem Paar Schuhe. Aus dem ganzen Zusammenhang erhellt aber, daß alle seine Forderungen unverschämt sind und Lukian nennt als gewöhnlichen Preis der Weiberschuhe nur zwei Drachmen.

Schon weil man das Haupt unbedeckt zu tragen pflegte, wendete man dem Haupthaare und dem Barte große Sorgfalt zu. Volles Haar galt als Hauptschmuck des Mannes und Homer nennt deshalb bereits die Achäer „die Hauptumlockten" und verfehlt nicht seinem Muster der Häßlichkeit, Thersites „spärlichen Flaum" beizulegen. Die Lakedämonier nebst den Thuriern, Meliern und Tarentinern, behielten auch später die lange Haartracht bei. *Nur die Knaben* trugen in Sparta das Haar kurz verschnitten.

Nach den Worten Xenophons in der Schrift über den lakedämonischen Staat: „Lykurg gestattete aber auch den das Ephebenalter zurückgelegt Habenden, das Haar lang wachsen zu lassen", scheint es allerdings, als ob Lykurg nur die Erlaubniß dazu gegeben habe. Dem widerspricht aber Plutarch in seinem Lysander, indem er die Sache als Anordnung Lykurgs hinstellt und sogar behauptet, derselbe habe das lange Haar für nöthig erachtet, weil es schöne Männer noch mehr hervorhebe, häßliche aber noch furchtbarer mache. Herodot's Ansicht dagegen, daß die spartanische Sitte von dem Siege bei Thyrea, also aus dem Jahre 550 v. Chr. herrühre, wird mit Recht von Plutarch ebenso als Irrthum verworfen, wie die Sage, daß die Ankunft der 658 aus Korinth vertriebenen Bacchiaden den ersten Anstoß zum Wachsenlassen des Haares gegeben habe. Daß dies während der ganzen Zeit, wo Sparta unabhängig dastand, spartanische Sitte geblieben sei, beweisen die klarsten Zeugnisse. „Sogleich vom Ephebenalter an," schreibt Plutarch in seinem Lykurg, „ließen sie das Haar wachsen und pflegten es besonders im Kriege, damit es glänzend erschiene und gescheitelt." Bekanntlich sahen ja auch die Späher des Xerxes die Leute des Leonidas ihr Haar strählen. Nach Timäos spotteten die Sicilianer während des peloponnesischen Krieges über den Syrakus zu Hülfe gekommenen Gylippos wegen seines Tribon, seines Stockes und der langen Mähne. Noch Aristoteles lobt das wallende Haar der Spartaner als Zeichen der Freiheit; „denn es ist," fügt er hinzu, „für einen, der langes Haar trägt, nicht leicht, eine Miethlingsarbeit zu thun." Dagegen war bis zur römischen Kaiserzeit die alte lakonische Sitte gerade in ihr Gegentheil umgeschlagen, indem nun recht kurz geschorenes Haar für das Kennzeichen eines Spartaners galt. Lukian giebt unter den Merkmalen eines mannähnlichen Weibes mit an, daß sie „nach lakonischer Art" kurz geschoren sei. Plutarch selbst vergißt die alte spartanische Zeit in seinem Alkibiades so weit, daß er die Sitte der seinigen auf jene überträgt. Seine Worte lauten nämlich so: „Alkibiades bezauberte durch seine Nachahmung der lakonischen Lebensweise

die Menge ſo, daß ſie, ihn kurz verſchnittenes Haar tragen und kalt baden und ſchwarze Suppe und Grützbrei eſſen ſehend, daran zweifelten, ob dieſer Mann jemals einen Koch in ſeinem Hauſe gehabt oder einen Salbenbereiter angeſehen oder eine mileſiſche Chlanis berührt hätte." Daß dieſer Widerſpruch Plutarchs auf momentanem Irrthum beruht, beweiſen nicht nur die anderen aus ihm angeführten Stellen, ſondern auch der Anfang des Lyſander, wo er von einem Standbilde im Schatzhauſe der Akanthier zu Delphi ſagt: „Es iſt ein Portrait des Lyſander, der nach der alten Sitte recht langes Haar trägt." Auch Philoſtratos ſchreibt im Leben des Apollonios: „Die Brahmanen laſſen das Haar gefliſſentlich lang wachſen wie vor Alters die Lakedämonier." Ob aber bereits zur Zeit des achäiſchen Bundes die Spartaner ihr langes Haar abgelegt hatten, wie man aus einer Stelle des Pauſanias ſchließen will, läßt ſich nicht entſcheiden, da dort nur von einem beſtimmten Haarſchnitte oder einer beſtimmten Art, das Haar zu tragen die Rede iſt. In Plutarchs Zeit war auch ſonſt das kurze Haar ein Zeichen athletiſcher Abhärtung und philoſophiſcher Strenge.

In Athen fiel der Haarſchmuck beim Eintritt in das Ephebenalter nach einer dem Herakles dargebrachten Weinſpende einem der einheimiſchen Flußgötter als Opfer. Manche Leute voll kleinlicher Ruhmſucht reiſten aber ſogar mit ihrem Sohne nach Delphi, um nach dem Vorgange des Theſeus das jugendliche Haar Apollon zu weihen. Die Männer trugen, ſo lange der joniſche Chiton herrſchte, wie ſchon erwähnt, den langen Haarſchopf über der Stirn aufgebunden und mit goldenen Cikaden feſtgehalten. Später ließ man von der Ephebenzeit an das Haar nur bis zu einer mäßigen Länge wachſen, die von der Mode und dem eigenen Geſchmack abhängig blieb. Noch ſind einige Namen von Haartouren vorhanden, wie „der Garten", „der Nachen", „der Kreis" u. ſ. w. Die Ueberſchreitung der rechten Mitte verfiel auch in Bezug auf die Friſur dem Tadel. Das zu kurze Haar hält Theophraſt für ein Zeichen der Knauſerei, das zu häufige Beſchneiden und Ajuſtiren verrieth, wie bei uns,

den Gecken. Von dem peloponneſiſchen Kriege an ahmten die Stutzer in Athen die ſpartaniſche Haartracht nach. Deshalb ſagt der Herold in den „Vögeln" des Ariſtophanes zu Peiſtheäros, dem Gründer von Wolkenkukuksheim:

„Denn ehe Du gegründet dieſe neue Stadt,
Lakoniſirten Alle, trugen langes Haar."

In den „Wolken" klagt Strepſiades über ſein Söhnchen:

„Nein ſchlafen kann ich Armer nicht, ſo beißt es mich
Das Zahlen, Roſſefüttern und die Schuldenlaſt
Um dieſes Jungen willen. Er, in langem Haar,
Er reitet, jagt mit ſeinem Zweigeſpann einher."

Dieſer lange Haarſchnitt wurde natürlich, als ein Zeichen von Ueppigkeit, an Sklaven nicht geduldet und Peiſthetäros ſagt vorwurfsvoll zu dem Poeten, der ſich einen Diener der Muſen genannt hatte:

„Du biſt ein Sklav' und dennoch trägſt du langes Haar?"

Uebrigens vergriff ſich der vornehme Grieche nicht an ſeinen Haaren oder an den Nägeln, die der Anſtand gebot, nie lang wachſen zu laſſen, ſondern er ging zu dieſem Zwecke zu dem Friſeur. Die Friſirſtuben waren bei dem Verruf, in welchem die Reſtaurationen ſtanden, überhaupt die anſtändigſten und beſuchteſten Unterhaltungsörter. Hier wurde politiſirt und geklatſcht; hier beſprach man Wettkämpfe, Jagden, Hetären und alle Neuigkeiten der Stadt. In einer Barbierſtube erzählte ein eben vom Schiff geſtiegener Fremder zuerſt von dem Untergang der ſiciliſchen Expedition. Im „Plutos" ruft Blepſidemos aus:

„Woher, wodurch
Ward Chremylos ſo plötzlich reich? Ich glaub' es nicht.
Und doch, Herakles weiß es, war der Redens viel
In allen Baderſtuben nur von Chremylos,
Wie der ſo plötzlich wunderreich geworden iſt."

Die künſtleriſche Ausſtattung dieſer Oerter, die Theophraſt „weinloſe Sympoſien" genannt hat, glich bis auf das feine Leinwandtuch, in welches die Kunden gehüllt wurden, den modernen Einrichtungen. Der damalige zwangloſe Verkehr des Publikums in denſelben ſpringt recht in die Augen, wenn man in dem

Buche Lukians „gegen den Ungebildeten" lieſt, daß manchmal die ungeſchickteren Friſeure ſich durch die beſten Inſtrumente und die größten Spiegel hervorthaten und daß dann die Leute ſich in den unſcheinbaren Offizinen gewandterer Kollegen ſcheeren ließen, dorthin aber blos gingen, um ſich vor den ſchöneren Spiegeln das Haar zu ordnen! Bemerkenswerth iſt es, daß Griechen und Römer den Stutzer auch dadurch bezeichneten, daß ſie ſagten, er wühle nur mit einem Finger im Haar!

Der Friſeur beſorgte zugleich die Pflege des Bartes, den man in allen ſeinen Theilen frei wachſen und wie das Haar von Zeit zu Zeit verſchneiden oder ſtutzen ließ. In Sparta ſcheint man recht große Schnauzbärte getragen zu haben. Wenigſtens ſpricht der Chor der Greiſe in der „Lyſiſtrata" des Ariſtophanes:

„Da kommen ſie, ſeht, von Sparta heran mit zottigem Bart,
die Geſandten."

Auch in einem Stücke des Antiphanes bei Athenäus findet ſich eine hierher gehörige Andeutung, indem der Rath ertheilt wird, wenn man in Sparta ſei, die ſchwarze Suppe zu koſten und „die Schnurrbärte nicht zu verachten". Wenn dagegen Plutarch dem Ariſtoteles nacherzählt, die ſpartaniſchen Ephoren hätten bei Beginn ihres Amtsjahres den Befehl ergehen laſſen, den Schnurrbart zu ſcheeren, ſo mag dies wohl zuweilen vorgekommen ſein, „um die Jünglinge in den geringfügigſten Dingen an das Gehorchen zu gewöhnen," wie Plutarch ſagt; allein gerade daraus, daß die Gehorſamprobe dieſen Theil des Bartes traf, dürfte man ſchließen können, er habe in Sparta für eine Hauptzierde des Mannes gegolten.

Das Raſiren des Bartes kam ſchon zu Ende des fünften Jahrhunderts bei einzelnen Weichlingen vor. Ariſtophanes läßt ja in der „Thesmophorienfeier" den Mneſilochos mit Agathons Raſirmeſſer von Euripides barbiert werden. Zur Sitte wurde das glatte Kinn zuerſt am makedoniſchen Hofe unter Philipp und Alexander; ſpäter ſoll ſie als militäriſche Vorſichtsmaßregel auch beim Heere eingeführt worden ſein. Nachahmer fanden ſich bald überall; aber die Anſicht, daß das Verbannen des Bartes etwas

Unnatürliches und der Würde des Mannes Eintrag Thuendes sei, bereitete der schnell um sich greifenden Mode Widerstand und wenn man bei uns den Bartwuchs früher polizeilicher Maßregelung unterwarf, so experimentirte man umgekehrt damals mit Gesetzen gegen das Rasiren! Ungefähr hundert Jahre nach Alexander schrieb der Philosoph Chrysippos: „Auf Rhodos gibt es ein Gesetz, daß man sich nicht rasiren soll; aber es findet sich Niemand, der sich darauf beruft, weil sich Alle rasiren lassen. Und in Byzanz bedroht eine gesetzliche Strafe jeden Barbier, der ein Scheermesser führt; aber Alle bedienen sich desselben!" Desto auffallender stach später der „weise" Bart der stoischen und cynischen Bettelphilosophen von der gewöhnlichen Sitte ab. Den Schnurrbart allein trugen nur die Barbaren. Das Salben mit Oel sah man als sehr zuträglich für die Haare an; ja, Trockenheit derselben galt für ein Merkmal der Unreinlichkeit. Die liebe Eitelkeit brachte auch in Hellas nicht blos das schöne Geschlecht, sondern auch die Männer auf den Einfall, das Grauwerden des Haares zu verbergen oder eine beliebtere Farbe an die Stelle der natürlichen zu setzen. Aelian erzählt uns: „Nach Lakedämon kam einst ein Gesandter von Keos, der schon bejahrt, übrigens ein eitler Mensch war, sich seines Alters schämte und deswegen das Grau seiner Haare durch Färben zu verdecken suchte. Mit einem solchen Kopfputze trat er nun vor den Lakedämoniern öffentlich auf und setzte den Zweck seiner Sendung auseinander. Da erhob sich der König Archidamos und sprach: „Was kann wohl ein Mann Vernünftiges vorbringen, der den Trug nicht blos im Herzen, sondern auch auf dem Kopfe mit sich herumträgt?" Einen ähnlichen Schluß machte auch der König Philipp einem neu bestellten Richter gegenüber. Die bevorzugte Farbe war, wie später bei den römischen Damen, die hochblonde, die schon Vater Homer dem Achilleus und Menelaos beilegt, und man kannte bereits eine Beize, die den Haaren diesen Anstrich verlieh. Gegen Ende des vierten Jahrhunderts v. Chr. färbte sich z. B. Demetrios von Phaleron und von dem Komiker Menander, seinem Zeitgenossen, lautet noch ein Fragment: „Eine verständige

Frau darf nie ihre Haare blond färben.“ Wie lange endlich die Behauptung des weisen Hippokrates sich als richtig erwiesen habe, daß das weibliche Geschlecht niemals das Haar verliere, wissen wir leider nicht. Die Griechinnen zu Lukians Zeit sind sehr genau mit dem Gebrauch der Perücke bekannt.

Das Tragen des Stockes beim Ausgange, schon in älterer Periode bei Wanderern und Greisen gewöhnlich, scheint zu allen Zeiten in Athen üblich gewesen zu sein. Lysias läßt den schelmischen Krüppel seinem Ankläger vorwerfen, warum er es denn nicht als ein Zeichen von Hochmuth denunzirt habe, daß er zwei Stöcke (Krücken) gebrauche, während die Anderen blos einen führten! In der „Frauenherrschaft“ gibt Praxagora den verkleideten Gefährtinnen den Rath:

„Schreitet denn auf Euren Stock
Die Hand stützend weiter und stimmet an ein Lied
In alter Zeiten Weise, grad, als kämet Ihr herein vom Lande.“

und ermuntert eine derselben zum Auftreten in der Versammlung mit den Worten:

„Auf, stelle Deine Worte recht mannhaft und schön,
In fester Haltung, wohl gestützt auf Deinen Stab.“

Auch Sokrates trug einen Stock, wie aus der Erzählung von seiner ersten Begegnung mit Xenophon hervorgeht, dem er mit dem Stocke den Weg sperrte.

Noch viel häufiger als in Attika war der Gebrauch des Stockes in Sparta. Dort führten ihn alle Männer und bedienten sich seiner auch gelegentlich zur Züchtigung der Heloten oder der Jungen ihres eigenen Standes. Als daher die Nachäffer der lakonischen Mode in Athen den Tribon annahmen, gewöhnten sie sich auch an den spartanischen Knittel mit gekrümmtem Griffe, welchen sich die echten Lions nach Theophrasts Zeugniß direkt aus Sparta verschrieben! Daher scheint es denn später gekommen zu sein, daß die feine attische Sitte den Stock wieder bei Seite ließ. Als Zeichen von Uebermuth wirft Pantänetos bei Demosthenes dem Geldverleiher Nikobulos vor, daß er schnell auf der Straße *gehe, mit lauter* Stimme spreche und — einen Stock führe!

Goldenen Schmuck zu tragen begründete für einen Mann den Vorwurf hoher Verzärtelung. Beſonders ſah man Ohrringe und das Durchbohren der Ohren überhaupt für entehrenden barbariſchen Gebrauch an und ein Hauptmann in der Armee des jüngeren Kyros wurde daran als Nichthellene erkannt und degradirt. Dagegen diente der Ring dem freien Manne nicht blos als Schmuck, ſondern noch mehr als Träger des Petſchafts, womit er Urkunden ausſtellte und ſeine Habe verſiegelte. Der Homeriſchen Menſchheit noch unbekannt, wanderte dieſer Brauch von Oſten ein. Doch geſchah es ſchon vor Solon, von dem das Verbot herrühren ſoll, daß der Graveur nach Verkauf des Siegelrings nicht den Stempel aufheben ſollte. Der gemeine Mann begnügte ſich wohl mit einem eiſernen Ringe, während ſonſt kunſtvoll geſchnittene Steine in goldener Faſſung und rein goldene üblich waren. Bei ſteigendem Luxus ſuchte man auch mit der Zahl und dem Werthe der Ringe zu prunken. Demoſthenes und Ariſtoteles waren in dieſem Stücke nicht frei von Eitelkeit. Beſonders gern aber trugen dieſen Schmuck die ausübenden Künſtler auf der Kithara und Flöte zur Schau. Der eigentliche Ringfinger war der vierte der linken Hand, nach Gellius, weil man glaubte, daß derſelbe durch einen Nerv in direktem Verkehr mit dem Herzen ſtehe!

Der attiſche Stutzer duftete nach wohlriechenden Salben, trug Blumenſträuße oder Früchte in der Hand, und drehte und wiegte in affektirter Weiſe den Körper, wie es in den „Weſpen" heißt:

„Mit ſpreizendem Gang, mit ſo lock'rer Geberd' und das Körperchen wippend und drehend,"

während das dem Manne Wohlanſtändige immer nur in dem Ruhigen, Maßvollen, Harmoniſchen der Bewegung beſtand.

Die unendliche Menge und Mannigfaltigkeit des weiblichen Anzugs und Putzes läßt kein ſyſtematiſches Eingehen in alles Spezielle zu, zumal die vorhandenen bildlichen Darſtellungen nicht immer mit dem Sprachgebrauche der Schriftſteller übereinſtimmen. Abgeſehen von der Kürze des ſpäteren doriſchen Weiberchitons ſcheint zwiſchen ihm und dem Peplos der

Homeriſchen Zeit kein Unterſchied obgewaltet zu haben. Denn wenn Homer zu dem vom Freier Antinoos der Penelope verehrten Gewand zwölf goldene Neſtelnadeln gehören läßt, ſo können dieſelben keinen andern Zweck gehabt haben, als das den Umwurf bildende Zeug, das auf der einen Seite und an der Taille eine kurze Naht hatte, oben über den Schultern und an der offenen Seite herab zuſammenzuſtecken. Damit ſtimmt die Beſchreibung des Scholiaſten Euſthatios und die oben berührte Erzählung Herodots über den Wechſel der Tracht; aber auch Aelian berichtet über die Weiber der alten Zeit: „Um die Schultern bis zu den Händen herab nähten ſie die Chitone nicht zuſammen, ſondern hielten ſie durch fortlaufende goldene und ſilberne Spangen zuſammen.“ Die ſpartaniſchen Mädchen trugen ihren Chiton ſelbſt unterhalb des Gürtels ungeneſtelt und konnten deshalb mit Recht „hüftenbloße“ genannt werden. Als nun in Athen der lange joniſche Chiton aus Leinen oder Byſſos (nach Pollux ein Gewebe aus leinener Kette und baumwollenem Einſchlag) aufkam, ward zwar deſſen unterer Theil ſtets geſchloſſen; der die Bruſt bedeckende beſtand aber von vornherein immer noch aus zwei Flügeln, die, wie beim Männerchiton über den Schultern zuſammengeheftet wurden und ärmellos waren. Nun wurde zu dieſem Gewande das Zeug in einer Länge genommen, welche die Körperhöhe weit überragte, und man zog dann erſtens den nachſchleppenden unteren Rock unter dem die Hüften umſchließenden Gürtel ſoweit herauf, daß er blos bis auf die Füße hinabwallte und über den Gürtel ein gefältelter Bauſch hinabhing (Homer nennt deshalb auch die Aſiatinnen „hochbauſchige“) und ſchlug zweitens die beiden, gewöhnlich noch das Doppelte der nöthigen Höhe meſſenden Obertheile, bevor man ſie über den Schultern neſtelte, nach hinten und nach vorn noch einmal um, ſo daß der Ueberſchuß bis über den Gürtel hinabflatterte. Wie bei den Männern, und wohl noch eher als bei dieſen, kamen Aermel zum Chiton hinzu, die anfangs auch durch Agraffen den Arm noch durchblicken ließen. Als endlich der Weiberchiton ein *wirklicher* Anzug mit genähten, weiten Aermeln ward, ſcheint

ſich auch jener Ueberſchlag (die Schönen nannten ihn „Doppelchen“ oder „Halbdoppelchen!“) zu einem ſelbſtſtändigen, mantillenartigen, aber immer dem urſprünglichen Beſtandtheile des Chitons ähnlichen Umwurf ausgebildet zu haben. Unter dem langen Chiton, der auch ungegürtet getragen wurde, führten die Athenerinnen ſpäter allgemein einen leichten, kurzen, hemdartigen zweiten Chiton. Hierzu nahmen die Vornehmeren den durchſichtigen Muſſelin der Inſel Amorgos und die Ariſtophaniſche Lyſiſtrata ſagt in Bezug darauf:

„Dann ſäßen wir zu Hauſe, reizend aufgeſchmückt
Und gingen halbnackt im amorgiſchen Florgewand.“

In Platon's Briefen erhalten die Töchter des Kebes zum Geſchenk: „drei ſiebenellige Unterkleider, nicht von dem koſtbaren amorgiſchen Zeug, ſondern von ſiciliſcher Leinwand.“

Zu den beiden Chitonen der Weiber kommt, wie bei den Männern, für den Ausgang aus dem Hauſe noch eine Umhüllung hinzu, die urſprünglich und wohl auch im Allgemeinen ſpäter dem männlichen Himation ſo ähnlich war, daß die Frau ſelbſt das des Mannes benutzen konnte. So ging z. B. die Frau Phokions in dem Himation ihres Mannes aus und von Xanthippe erzählt ein Schriftſteller, daß ſie ſich weigerte, das Obergewand des Sokrates an einem Feſttage zu tragen, während ein anderer wieder ſagt, dieſer habe einſt aus Abſicht oder Verſehen ſich in das ihrige gewickelt! Das Himation des weiblichen Geſchlechts veränderte ſich durch den Einfluß der Mode und verkleinerte ſich ſelbſt bis zu ſhawlartigen Umſchlagetüchern. Das zu Ariſtophanes Zeit vorzüglich beliebte „Safrangewand“ dagegen war ein Chiton, da es der in der „Thesmophorienfeier“ ſich verkleidende Mneſilochos erſt anzieht und gürtet und dann erſt nach einem Umwurfe verlangt und da die Frauen in demſelben zu Hauſe verkehrten, wie z. B. Kalonike in der „Lyſiſtrata“ ſagt:

„Wir ſitzen da, mit Blumen hübſch
Geputzt, in ſafrangelbem Kleid und wohlgeſchminkt,
Im Schleppgewande ohne Gurt und Modeſchuh'n!“

Ueberhaupt wurden vielerlei buntfarbige, geſtreifte, mit

Palmetten und Sternchen gestickte, buntgesäumte Kleider von den Frauen getragen. Doch haben allzu grelle und auffallende Farben zu jeder Zeit den Geschmack des auf Prunk erpichten Reichthums und noch mehr der auf Eroberungen ausgehenden Hetären charakterisirt und als die sittsamste Farbe galt immer die weiße, weshalb auch die Jungfrauen in der Komödie dieselbe als Abzeichen führten. Ja in den dorischen Staaten beschränkte das Gesetz die bunte Tracht auf die Grisetten. Klemens von Alexandria nennt für die Spartanerinnen „bunte Kleider und Goldschmuck" verboten; in Syrakus waren nach Athenäus außerdem verpönt „Kleider mit Purpursäumen". Diese Bestimmung soll auch die Gesetzgebung des Lokrers Zaleukos enthalten haben.

Außer den schon genannten Kleiderstoffen nennen wir noch den Seidenflor aus Kos, welcher Gewänder lieferte, die wegen ihrer indiskreten Durchsichtigkeit berüchtigt waren und von den Künstlern oft benutzt wurden, um die Körperformen trotz der Umhüllung durchschimmern zu lassen. Sonst kamen seidene Zeuge theils fertig aus Asien, theils wurden sie erst aus den Cocons gewebt. Doch wird die reine Seide wegen ihres dem Golde gleichen Werthes selten und erst spät in Anwendung gekommen sein. Gebräuchlicher waren wohl die halbseidenen Stoffe mit baumwollener Kette.

Mehr zu den Geheimnissen der weiblichen Toilette gehörte schon die Brustbinde, welche bei Griechinnen und Römerinnen die Dienste der heutigen Corsets leistete.

Was die Haartracht betrifft, so kann man wenigstens für die ältere Zeit annehmen, daß die Frauen ihr Haupthaar zu bedecken pflegten, während es die Jungfrauen frei und in Zöpfe geflochten trugen. So erscheinen die attischen Jungfrauen als Kanephoren am Erechtheion. In der Beschreibung, die Pausanias von den Gemälden Polygnots in der Gemeindehalle zu Delphi giebt, heißt es unter Anderem: „Andromache und Medesikaste (eine an Imbrios verheirathete Tochter des Priamos) sind mit *Schleiertüchern bedeckt*; Polyxene aber trägt die Haare nach der

Sitte der Jungfrauen in Flechten." Später ſieht man das Haar ſelten geflochten, ſondern meiſt entweder geſcheitelt oder gerollt und hinten über den Rücken hinabfallend oder noch öfter nur an den Schläfen herab geſcheitelt und hinter dieſem ſchmalen Haarrahmen zurückgekämmt und kurz hinter dem Scheitel ſo zuſammengebunden, daß es in einem lockigen Büſchel gerade vom Kopfe abſteht oder in einem künſtlich geſchlungenen Knoten ſich anlegt. Ein einfaches Band hielt dann die Scheitelhaare mit dem Hinterhaar und ſtützte die Haltung des kunſtloſen Schopfes; nie aber ſteckte man einen Kamm zum Putze auf den Kopf. Anſtatt des Bandes und neben demſelben trug man auch ein vorn breiteres und nach den Enden hin ſchmaler zulaufendes, in das Haar geſtecktes Diadem von Metall oder vergoldetem Leder. Auch künſtliche, durch das Brenneiſen erzeugte Locken waren zu Zeiten Mode und durch eine beſondere Art von „Schmachtlocken" kennzeichnete man ſogar auf der Bühne die Hetären. Bemerkenswerth iſt, daß die Helleninnen wie die Römerinnen eine ſchmale Stirn für ſchön hielten und darum das Haar ziemlich tief herabzukämmen pflegten. Die Kopfbedeckung hat nie die Form der Hüte angenommen. Die Frauen der heroiſchen Zeit trugen eine Art Schleiertücher, die zu beiden Seiten in breiten Streifen herabhingen, um Augen und Wangen verhüllen zu können. Später beſtand die Umhüllung des Haarſchmuckes theils in einer Art von Netzhaube, die aus Bändern und Fäden (beſonders aus goldgelbem, eliſchem Byſſus) geflochten war, theils und noch häufiger aus einem Tuche, das entweder blos das Hinterhaupt umſchloß und den Scheitelbüſchel freiließ, oder das ganze Haar einfaßte und zum wirklichen Sack wurde. Die Thebanerinnen pflegten ſpäter, wie die heutigen Orientalinnen, das Himation über den Kopf zu ziehen, ſo daß nur die Augen durch zwei beſonders dazu eingeſchnittene Löcher ſichtbar waren. Die Schönen von Chalkedon verſchleierten ſich nur die eine Hälfte des Geſichts.

Die Fußbekleidung des weiblichen Geſchlechts zerfiel ebenfalls in Sohlen und Hohlſchuhe. Von jenen werden beſonders die mit verſchlungenem Riemengeflecht und häufig mit Korkſohlen

verſehenen Sandalen den Frauen zugeeignet. Von den Schuhen entſprachen an Beliebtheit zur Zeit des Ariſtophanes den lakoniſchen der Männer die perſiſchen der Weiber. Da Ariſtophanes den Perſerſchuh auch Kothurn nennt, ſo ſieht man, daß es ein für beide Füße paſſender Schuh war. Denn man nannte den politiſchen Achſelträger Kothurn, „weil," wie Xenophon ſagt, „der Kothurn für beide Füße zu paſſen ſcheint, aber ſeine Augen nach beiden Seiten hin richtet."

Die Verwendung von Gold, Perlen und Edelſteinen zur Zierde der weiblichen Schönheit hatte bereits im Homeriſchen Zeitalter eine ziemliche Höhe erreicht. Die Neſtelung der Gewänder erforderte goldene oder ſilberne Spangen; dazu kamen aus Gold und Bernſtein zuſammengeſetzte Halsketten, goldene Halsbänder, Ohrgehänge (mit Perlen und Edelſteinen), Armringe. Auch ſpäter trug man außer Fingerringen (auch aus Bernſtein und Elfenbein): Ohrringe, Halsketten, Armſpangen (meiſt ſchlangenförmig), ja ſelbſt Ketten und Reife über den Fußknöcheln. Doch kam dieſer Goldſchmuck beſonders den Jungfrauen zu. In den „Vögeln" ſagt Peiſthetäros von der Nachtigallmaske:

„Und wieviel Gold ſie führet, einer Jungfrau gleich!"

und in „den Acharnern" giebt Dikäopolis ſeiner Tochter die Weiſung:

„Nun geh und nimm Dich im Gedränge wohl in Acht,
Daß keiner Dir von Deinem Goldſchmuck etwas maust!"

Ebenſo ſtehen ſich auch in einem Bruchſtück des Dichters Lykophronides bei Athenäus gegenüber die „weitbauſchigen Frauen" und die „Goldſchmuck tragenden Mädchen". Man kannte aber bereits damals hohle, mit Schwefel ausgegoſſene Goldwaaren und unächte aus vergoldetem Holze. Der Schmuck Deinomache's, der Mutter des Alkibiades ward von Platon auf 50 Minen (1300 Thaler) geſchätzt und ebenſo hoch taxirt Demoſthenes den ſeiner Mutter, aber mit Einſchluß der Trinkpokale.

Zu den weiblichen Bedürfniſſen beim Ausgange gehörte endlich weſentlich der oft erwähnte Sonnenſchirm. Er war, wie bei uns, vermittelſt beweglicher Stäbe zum Aufſpannen und

Zusammenfalten eingerichtet. Man sieht dies an den auf alten Denkmälern vorkommenden Bildern; auch sagt in „den Rittern" der Wursthändler zum albernen Demos:

„Auf spannten Deine Ohren unabläßig sich,
Bei Zeus, und klappten wieder zu, wie ein Sonnenschirm."

Ihn hielten gewöhnlich Sklavinnen; bei festlichen Aufzügen mußten sich aber die Töchter der Metöken oder Schutzgenossen zu diesem Dienste bequemen. Auf dem Lande gebrauchte man auch wohl einen oben spitz zulaufenden Hut aus Flechtwerk zum Schutze gegen die Sonne. Auch den Fächer findet man oft auf Bildwerken in den Händen von Frauen; doch trugen auch ihn die Sklaven und Sklavinnen, um ihn nach Bedarf in Bewegung zu setzen.

Die weibliche Kosmetik ist im alten Hellas zu einer erstaunenswerthen Verfeinerung gediehen und besaß einen ungemein reichen Vorrath an Verschönerungsmittelchen, von denen freilich der größte Theil mit den kleinasiatischen Hetären aus den Harems des Orients eingewandert sein mag. Vorzüglich nothwendig zur Steigerung des Liebreizes hielt man die Unsitte des Schminkens. Man nahm nicht blos rothen Meertang, Mennig, die rothen Wurzeln der Ochsenzunge, Maulbeersaft, Karmin u. dergl. um die Röthe des Teints zu erhöhen, sondern auch Bleiweiß und Kreide, um die gelbliche Färbung desselben zu korrigiren. Hat man doch Reste von Schminke, bestehend aus rosa gefärbtem Bleiweiß in einem griechischen Grab gefunden! Zu dem Gesichtsanstriche gehörte aber auch noch das Färben der Augenbrauen und das Untermalen der Augen, wozu man schwarze, aus Kienruß oder gepulvertem Spießglanzerz bereitete Farbe nahm. Und diese Fälschung setzte man nicht blos ins Werk, um auf der Straße zu glänzen, wo die Frauen überhaupt sehr auf ihrer Hut sein mußten, sondern auch, um zu Hause dem Manne zu gefallen. Nach dem Redner Lysias schminkte sich das Weib seines Klienten noch am Abend bevor sie ihren Liebhaber ins Haus ließ. In jenem Sinne aber spricht Lysistrata bei Aristophanes:

„Das eben ist es, hoff' ich, was uns retten soll:
Die Salben, die Safranjäckchen und durchsichtiges
Gewand, die Modeschuhe sammt der Schminke Roth."

Am auffälligſten tritt die Allgemeinheit des Schminkens hervor, wenn man lieſt, wie Xenophon in ſeiner Beſchreibung des guten Haushalters den Iſchomachos ſeine junge Frau, ein nach damaligen Begriffen wohl erzogenes und ganz unerfahrenes und unverdorbenes Kind Athens, über das Unſinnige dieſes Toilettengebrauchs belehren läßt. Er ſagt nämlich zu Sokrates: „Als ich ſie einſt mit vielem Bleiweiß geſchminkt ſah, damit ſie noch weißer zu ſein ſchiene, als ſie wirklich war, außerdem aber mit vielem Meertang, damit ſie die Natur an Röthe überträfe, als ich ferner ſah, daß ſie hohe Schuhe trug, um größer auszuſehen, als ſie gewachſen war, ſprach ich zu ihr" u. ſ. w. Nachdem er nun zuerſt ſich über den natürlichen Vorzug aller ächten Waaren vor den unächten verbreitet hat, geht er auf ſich ſelbſt über und fragt ſie, ob ſie ihn lieber täglich bemalt vor ſich ſehen möchte oder nicht, und fügt dann ſehr richtig hinzu: „Mit ſolchen Täuſchungen kann man vielleicht Fremde täuſchen, ohne entdeckt zu werden; Leute, die zuſammenleben, müſſen aber immer ertappt werden, wenn ſie ſich einander zu täuſchen verſuchen. Denn entweder werden ſie früh beim Aufſtehen erwiſcht, ehe ſie ſich fertig gemacht haben, oder ſie werden durch den Schweiß verrathen oder durch Thränen überführt oder durch ein Bad der Wahrheit gemäß ausgekundſchaftet." Die Verlegenheiten, welche das Schminken den Damen bereiten konnte, malt mit noch grelleren Farben ein Fragment aus den „Blumenhändlerinnen" des Eubulos:

„Wir ſind bei Gott nicht ſo mit Bleiweiß übertüncht,
Noch haben wir die Wangen, wie ihr, mit Maulbeerſaft
Gemalt! Daher auch, wenn Ihr etwa zur Sommerzeit
Ausgeht, ein Doppelſtrom von Schwärze ſich ergießt
Von beiden Augen; von den Wangen zieht der Schweiß
In purpurrothen Furchen ſich zum Nacken hin,
So daß die Haare, von dem Bleiweiß angefärbt,
Das Angeſicht umflattern Greiſenlocken gleich."

Das Schminken mochte den Griechinnen um ſo nothwendiger dünken, als ſie durch ihr zurückgezogenes Leben und ihre *geringere körperliche* Bewegung leicht eine krankhafte Bläſſe ſich

zuzogen. Auch Xenophon findet den Grund der Gewohnheit in dem unthätigen Sitzen und läßt den Ischomachos seiner Frau den Rath geben, sie möge sich Bewegung machen, die Webstühle besuchen, die Köchin beaufsichtigen, der Schaffnerin an die Hand gehen; eine gute Körperübung sei auch das Kneten des Teiges und das Aufschütteln und Zusammenlegen der Kleider und Decken. Wenn sie sich solche Bewegung bereite, „werde sie besseren Appetit bekommen, gesünder sein und in Wahrheit rosiger aussehen."

In einer dem Lukian zugeschriebenen Schrift wird die sich auf den halben Tag ausdehnende Toilette einer Dame mit allen Einzelheiten der kosmetischen Geheimnisse beschrieben. Allein man weiß nicht, ob man es hier noch mit griechischer Mode oder der des kaiserlichen Roms zu thun hat, und außerdem ist das ganze Buch eine Invektive gegen das schöne Geschlecht. Von stärkerer Beweiskraft ist eine von Athenäus gerettete Stelle aus dem zu Alexanders Zeit blühenden Lustspieldichter Alexis, wo dasselbe Thema in folgender Weise variirt wird:

„Ist die eine klein von Wuchse, gleich wird Kork ihr in die Schuh'
Eingefüttert; groß ist jene, dünne Sohlen giebt man ihr,
Und das Köpfchen wird beim Gehen auf die Schulter hingesenkt;
Dies vermindert ihre Länge. Wenn es ihr an Hüften fehlt,
Wird mit Wülsten ausgestopft, und ist ihr Unterleib zu stark,
Helfen, wie Schauspieler tragen, falsche Busen dem Uebel ab.
Hat die Eine feuerrothe Brauen, malt sie Kienruß schwarz,
Ist die Andre schwarz von Farbe, Bleiweiß streicht man dieser auf,
Uebermäßig blaß ist jene; ihr reibt man Zinnober ein."

Freilich ist hier von den Kunstgriffen der Hetären die Rede; allein wenn die kleine unschuldige Frau des Ischomachos sich aufstelzte und bemalte, warum sollen auch nicht andere anständige Frauen von solchen Rezepten der Eitelkeit Gebrauch gemacht haben?

Die Männertracht der Römer war ebenso einfach wie die der Griechen und bestand beinahe aus denselben Stücken. Aber auch sie verlangte sorgfältigen Faltenwurf und schöne Drapirung, worin die Italiener bis auf den heutigen Tag Geschmack gezeigt haben.

Dem griechiſchen Himation entſpricht die römiſche Toga, dem Chiton die Tunika. Wenn die Grammatiker behaupten, die Toga ſei in der älteſten Zeit das einzige Kleidungsſtück geweſen, ſo gilt dies blos für das öffentliche Erſcheinen, beſonders in der Stadt, für das Auftreten als Bürger. So waren z. B. die Statuen der Könige Romulus und Tatius auf dem Kapitole und die des Kamillus an der Rednerbühne ohne Tunika. Der ältere Kato, der die altrömiſche Sitte bis ins Kleinlichſte kopirte, zeigte ſich ſelbſt als Prätor in bloßer Toga. Ebenſo werden wohl nur nach altem Herkommen und nicht, wie Plutarch meint, weil ſie kein Geld bei ſich tragen durften oder ihre Wunden ſehen laſſen und ihre Demuth gegen das Volk beweiſen wollten, die Bewerber um die republikaniſchen Ehrenämter in früherer Zeit ohne Tunika ihre Bittgänge angetreten haben. Bildwerke beweiſen, daß auch bei den Etruskern, welche dieſes Gewand mit den Römern gemein hatten, die Toga auf bloßem Leibe getragen worden iſt. Dagegen begnügten ſich auch in Rom Handwerker und Sklaven mit dem bequemeren Untergewande und man bezeichnete ſogar die ärmere Volksklaſſe mit dem Ausdrucke: „Das Völkchen in der Tunika.“ Die Kleinſtädter der ſpäteren Zeit trugen ſich ebenſo und Juvenal ſagt ſelbſt von dem im Theater an Feſttagen verſammelten Publikum:

„Gleiche Gewand' allda und unter dem Volk Senatoren
Schauſt Du in ähnlicher Tracht; als Hüll' ehrwürdigen Amtes
Gnüget der Tunika Weiß des Städtleins hohen Aedilen.“

Ebenſo heißt es bei Martial in einem Gedichte:

„Linus, Dein Leben glich ſtets dem kleinſtädtiſcher Bürger,
Kein wohlfeileres hätt' Einer zu führen vermocht.
Nur an den Iden, vielleicht auch Kalenden, ſahſt Du die Toga,
Und zehn Sommer hindurch diente die Syntheſis Dir.“

Darum ruft endlich auch Plinius einem in Lukanien und Kampanien weilenden Freunde zu: „Wie lange wird Deine Toga Feiertag haben?“

In Rom freilich mußte man ſich zu jeder Zeit größeren *Zwang in dieſer* Hinſicht anthun. Denn der römiſche Bürger

war geradezu verpflichtet, sich öffentlich mit der ihn kennzeichnenden Toga sehen zu lassen. Unter den unwürdigen Klienten Cicero's kommt auch ein gewisser Rabirius vor, der bei einem ägyptischen Könige den Hofjuden und Schatzmeister gespielt hatte. Ihm warfen die Ankläger auch vor, daß er in Alexandria die Würde des römischen Namens vergessen und das griechische Pallium getragen habe! Denselben Verstoß gegen die Sitte rügt Cicero selbst an seinen Feinden Antonius und Verres. Die kilikischen Seeräuber zu Pompejus Zeit pflegten jedem, der sich auf sein römisches Bürgerrecht berief, die Toga und das dazu gehörige Schuhwerk anzulegen und als Angehörigem der großen Nation ihre Ehrfurcht zu bezeigen — bevor sie ihn ins Meer stießen! In jener unruhigen Periode begann aber bereits die Toga von dem Bequemlichkeitssinne als eine Last bei Seite geschoben zu werden. Augusst ärgerte sich endlich über die um sich greifenden ausländischen Trachten und beauftragte die Aedilen, auf dem Forum und im Cirkus nur der Toga Zutritt zu verstatten. Wahrscheinlich war er es auch, der das Gebot gab oder verschärfte, daß weder ein Fremder noch ein Verbannter das Recht der Toga haben sollte. Der unter Domitian exilirte Senator Valerius Licinianus trat deshalb in Sicilien als Professor der Rhetorik im Pallium auf und als unter Klaudius die Advokaten in einem Prozeß über angemaßtes Bürgerrecht sich stritten, ob der Angeklagte in der Toga oder im Pallium vor Gericht stehen sollte, entschied der Kaiser lächerlicherweise dahin, jener müßte den Anzug nach der Vertheidigung oder der Anklage wechseln! Noch Hadrian gebot den Senatoren und Rittern stets in der Toga sich zu zeigen. Da jedoch die fremden Moden fest einwurzelten und die nationale Bedeutung der Toga immer mehr in Vergessenheit gerieth, wurde sie eben nur bei Gelegenheiten getragen, wo man sie nicht umgehen konnte, ähnlich unserem leidigen Frack als Gala- und Respektskleid. Nur in sie gehüllt durften die Klienten am Morgen ihre Gönner besuchen, beim Ausgange sie begleiten. Deutlich spricht sich dies aus in dem Epigramme Martials:

„Baſſus, Du ladeſt mich ein zu drei Denaren und heißeſt,
Mich in der Toga bei Dir morgen zu ſein im Salon.
Stets Dich begleiten ſodann und vorangehen ſoll ich dem Tragſtuhl
Und vielleicht noch zu zehn Greiſinnen wandern mit Dir.
Schlecht iſt freilich und alt und ſchäbig ſchon mir die Toga,
Drei Denare jedoch, Baſſus, bezahlen ſie nicht."

Natürlich konnte man nun auch am kaiſerlichen Hofe nicht anders erſcheinen. Von dem nachmaligen Kaiſer Severus erzählt es der Biograph als Vorbedeutnng, daß er einſt aus Verſehen ohne Toga zur kaiſerlichen Tafel gekommen war und dann ein ſolches Gewand aus der Garderobe von Markus Antonius empfing. Dagegen gebot die Etikette auch den Kaiſern, ſich nur in der Toga ſehen zu laſſen. Noch von Gallienus ſagt Spartian: „In der Chlamys und mit Edelſteinagraffen gab er Audienz in Rom, wo die Regenten ſich immer in der Toga die Aufwartung machen ließen." Von Nero, der die Senatoren in einer geblümten Tunika empfing, ſagt Dio Kaſſius grabezu, daß er das Herkommen verletzt habe. M. Antoninus und Alexander Severus waren ſo gewiſſenhaft, überhaupt innerhalb der Grenzen Italiens die Toga zu tragen. Endlich behielten die ſpäteren Kaiſer bei, was Auguſtus hinſichtlich des Cirkus angeordnet hatte: bei öffentlichen Spielen mußten die Zuſchauer im nationalen Koſtüm erſcheinen. Den Zeitgenoſſen des Kommodus kam es als etwas Außerordentliches vor, daß der Kaiſer vor ſeinem Tode das Publikum zu einem Gladiatorengefecht einlud in der Pänula (ſ. u.) zu kommen und nicht in der Toga. Selbſt bei Regenwetter trug man über der Toga einen Ueberwurf, den man abnahm, ſobald das kaiſerliche Haus erſchien.

Im Laufe der Zeit ging mit der Toga nur die Veränderung vor ſich, daß ſie von den höheren Ständen weiter und faltenreicher getragen wurde. Dies thaten ſchon die Stutzer zu Cicero's Zeit; denn zu den Kennzeichen, die er von den Buſenfreunden Katilina's angiebt, gehört auch, daß ſie „in Segeltücher, nicht in Togen gehüllt" einhergingen. So ſagt auch Horaz zu einem gemeinen Glückspilz: „Siehſt Du nicht, wenn Du die *heilige Straße* durchmiſſeſt mit einer zweimal drei Ellen weiten

Toga, wie Entrüſtung die Augen der Wandelnden nach beiden Seiten abzieht?" Noch Tibull ruft den Elegants ſeiner Zeit zu:

„Dann bleibt fern, Ihr Alle mit künſtlich geſchmücketen Haaren,
Und, wem üppigen Bauſchs wallet die Toga hinab!"

Der beſcheidene und dürftige Mann behielt nach wie vor die engere, knappere Form der älteren Zeit bei. Deshalb ſpricht auch in den Briefen deſſelben Dichters der vornehme Herr zum Klienten:

„Engere Toga geziemt dem Begleiter! Darum wenn Du klug biſt,
Stelle Dich mir nicht gleich!"

Martial zählt unter den Merkmalen der Armuth auch mit auf:

„Und die Toga zu knapp, Tages dieſelbe wie Nachts,"

und machte einem geizigen Gönner den Vorwurf:

„Wann im Dezemberfroſt erſchien die knappeſte Toga?"

Sueton lobt den Oktavian, weil er weder zu enge noch zu weite Togen getragen habe.

Dieſe Unterſchiede in der Größe bedingten aber, wenn auch nicht in der Form, doch in der Proportion derſelben und in der Weiſe des Umwurfs eine Verſchiedenheit. Die Geſtalt des Togatuches war nämlich nicht das Viereck des griechiſchen Himations, ſondern eine Ellipſe, die aber der Länge nach, ähnlich den Shawls unſerer Damen, von der Seite her, die um den Hals zu liegen kam, bis auf ein gewiſſes Maß ihrer Breite eingeſchlagen wurde. Die ältere Art des Umwurfs entſpricht genau dem des griechiſchen Obergewands. Das eine Ende fiel über die linke Schulter nach vorn; dann war das Gewand hinter dem Rücken weg über die rechte Schulter gezogen, ſo daß der Arm darin, wie in einer Binde, ruhte. Der ganze übrige Theil der Toga lag am vorderen Theil des Körpers und das zweite Ende hing wieder über die linke Schulter nach hinten hinab. Die zweite Art der Toga muß ſowohl nach Länge als auch Breite viel weiter gedacht werden. Die 6 Ellen bei Horaz gehen jedenfalls auf die letztere und dieſe betrug alſo das Doppelte der gewöhnlichen Körperhöhe. Der Einſchlag des ovalen Tuches ging nun beinahe bis zum Durchmeſſer und der links nach vorn geworfene Zipfel hing viel weiter, beinahe bis auf die Füße herab. Wenn

man ferner dieſe Toga über den Rücken hinweg gezogen hatte, faßte man ſie in der Mitte in einen Faltenbauſch zuſammen, der beim Zurückwerfen des Endes über die linke Schulter ſchräg über die Bruſt wie ein Wehrgehäng ſich hinzog und weit genug war, um zur Verbergung von Gegenſtänden zu dienen. Zuweilen wurde auch der auf den Boden reichende erſte Zipfel über der Bruſt nach vorn in die Höhe gehoben, um ihn über den Faltenbauſch noch herabfallen zu laſſen. An den Zipfeln befanden ſich (wie auch an denen des Himations) oft Quaſten oder Knöpfchen mit eingenähtem Blei, um das Gewand ſtraff niederzuhalten. Viele Männer wendeten außerordentliche Sorgfalt auf die Drapirung der Toga. Ja, nach einer Andeutung Tertullians ließ man in der ſpäteren Zeit jeden Abend das Gewand in künſtliche Falten legen, die man durch dazwiſchen geſchobene dünne Bretchen theilte, während man den Bruſtbauſch die Nacht hindurch von Zangen zuſammenhalten ließ! Schon der berühmte Zeitgenoſſe Cicero's, der Redner Hortenſius, pflegte die Fältchen ſeiner Toga vor dem Spiegel zu ordnen; ja, er ſoll ſogar einſt einen Kollegen wegen Injurien belangt haben, weil ihm derſelbe im Straßengedränge durch einen unglücklichen Stoß die kunſtvolle Drapirung vernichtet hatte!

Eine beſondere Art, die Toga zu tragen war die ſogenannte Gabiniſche Gürtung, früher im Kriege, ſpäter noch bei feierlichen Handlungen und Opfern gebräuchlich, wo die einhüllende Toga den in Bewegung begriffenen Träger hinderte. Man nahm dabei das ſonſt über die linke Schulter zurückfallende Ende und ſchlug es um den Leib, ſo daß die Toga ſich ſelbſt zuſammenhalten mußte.

Die Farbe der Toga war die weiße, natürliche der Wolle. Blendend weiß durch Zurichtung mit einer Kreideart trugen ſie die Bewerber um Ehrenſtellen. Auch die römiſchen Knaben hatten die Toga, aber mit einem Purpurſtreifen verbrämt, bis zum Eintritte in das männliche Alter, wo ſie dieſelbe mit der gewöhnlichen vertauſchten. Der Purpurvorſtoß war bekanntlich auch *eine Auszeichnung* der höheren Magiſtrate und die purpurne

goldgestickte Toga der Triumphatoren und späteren Konsuln war ein Garderobestück des kapitolinischen Jupiters. Die Purpurtoga behielten sich späterhin die Kaiser vor. Dunkle Togen, nicht nur schwarzgefärbte sondern auch aus der dunklen Naturwolle, legten Angeklagte und Trauernde an.

Zur Toga wurde wohl kaum ein anderer Stoff genommen als Wolle. Natürlich war aber auch in der Wolle je nach ihrer Feinheit ein großer Unterschied im Werthe. Martial sagt zu einem reichen Manne:

„Dich umhüllet die Toga, gespült im tarenter Galäsus;
Oder die Parma Dir gab aus der erlesenen Zucht.
Mich die, welche die Wuth und das Horn des Stieres erlitten,
Welche der Strohmann nicht hätte die seine genannt."

Auch mag das Zeug nach dem Preise dichter oder leichter gewebt worden sein. Nach Plinius, dem Aelteren, der dies dem Historiker Fenestella nachschreibt, entstand aber erst unter Augustus ein Unterschied zwischen krauswolligen Winter- und kurz geschorenen Sommerzeugen. Auf diesen beziehen sich die Worte Martials:

„Daß ich ein Sommergeschenk im Dezembermonate schicke,
Räche dadurch, daß Du mir schickst ein geschornes Gewand."

Aus einer Stelle Quintilians läßt sich schließen, daß auch seidene Stoffe zur Toga genommen worden seien. Dies kam aber zu jener Zeit höchst selten beim männlichen Geschlechte vor; denn noch bei Kaligula rechnet es Sueton unter die Verleugnungen der bürgerlichen und männlichen Sitte, daß er Seide trug, und schon unter Tiberius gebot ein Senatsbeschluß: „es sollen nicht seidene Kleider die Männer schänden." Später vergaß man dies freilich; aber noch Kaiser Tacitus wollte den Männern die rein seidenen Gewänder (was man damals Seide nannte, bestand aus baumwollener Kette und seidenem Schuß) nicht gestatten. Es kostete aber auch noch in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts ein Pfund Seide genau ein Pfund Gold.

Die römische Tunika hatte vielleicht gleich dem dorischen Chiton in alter Zeit keine Aermel; später bekam sie kurze, nur den halben Oberarm deckende. Weiter hinabreichende zu führen,

galt zu jeder Zeit für weibisch. Gellius bestätigt dies mit folgenden klaren Worten: „Daß ein Mann über die Arme hinaus und bis an die Hände und Fingerspitzen reichende Tuniken trug, galt in Rom und in ganz Latium für ungeziemend.“ Cicero nennt auch die langen Aermel unter den Kennzeichen der Genossen Katilina's. Von Antonius aber sagt er: „er pflegt lange Aermel zu bekommen,“ ganz in dem Sinne, wie wir von Manschetten sprechen. In der Folge begnügte man sich aber nicht mit Einer Tunika, sondern zog bei kalter Witterung zwei und mehr übereinander. Dies erkennt man, wenn Horaz schreibt:

„— — Du lachst, wenn etwa die Toga mir schief sitzt,
Wenn mir die Tunika neu und das Unterziehkleid schon gebraucht ist.“

Ja, August trug im Winter außer einem wollenen Kamisol vier Tuniken über einander unter einer schweren Toga!

Da die Tunika unter der Brust gegürtet wurde, so verlor sie, wie der Chiton, an Länge und Quintilian hat uns darüber folgende Vorschrift hinterlassen: „Wer nicht das Recht des (vom Halse vertikal hinablaufenden) breiten Purpurstreifens hat, muß sich so gürten, daß die Tunika mit dem vorderen Saume bis ein wenig unterhalb der Kniee, mit dem hinteren bis gerade zu den Kniekehlen hinabreicht. Weiter hinunter schickt sich für Weiber, weiter hinauf für Offiziere.“ Zu Hause entgürtete man sich wieder, um es sich bequem zu machen; aber so auf der Straße zu erscheinen war ein Zeichen tiefer Trauer oder auch lockerer Sitten.

Wie dicht der wollene Stoff der Tunika zuweilen war, sieht man aus dem Xenion Martial's mit der Ueberschrift: „Tuniken aus Padua“:

„Viele der Vließe verbraucht des patavischen Drillichs Gewebe,
Und solch dickes Gewand schneide die Säge Dir zu.“

Der gemeine Mann wird auch in Rom schon aus Oekonomie selten die leicht schmutzende weiße Tunika getragen haben. Von der dunkeln Tracht des großen Haufens sprechen manche Stellen. Plinius, der Jüngere, sagt, daß der Sachwalter beim öffentlichen Auftreten auch Scheu vor den Leuten in dunkeln Kleidern

habe. Nach Sueton wies Oktavian den „Schwärzlichen" ihre Plätze in den obersten Sitzreihen des Theaters an und bei dem Bukoliker Kalpurnius liest man in Bezug darauf: „Wir gelangten zu den Sitzen, wo die schwarze Menge in dunkelm Gewande zwischen den Sesseln der Frauen zuschaute." Besonders gern gab man auch den Sklaven, die geringere Dienste verrichteten, Kleider aus der vorzüglich aus Spanien und Ligurien kommenden naturbraunen Wolle. Martial sagt z. B. von der pollentinischen:

„Traurige Wolle ist's zwar, doch gewebt für geschorene Diener
Wie sie der Tisch sich ruft aus der geringeren Schaar."

Derselbe Dichter bezeichnet die Vorliebe der großen Menge für dunkle Stoffe mit dem Verse:

„Rom wählt lieber zum Kleid schwarzbraune, Gallien rothe" (Wolle).

Die zum Triumphalschmuck gehörende Tunika war noch reicher mit Goldstickerei, mit Palmen, Viktorien u. s. w. geziert als die Toga.

Neben der unbequemen, schweren Toga bediente man sich, wo es der Anstand erlaubte oder die Witterung gebot, auch anderer Ueberwürfe. Ein solcher war die Pänula, ein bis zur Kniehöhe reichendes, ärmelloses Gewand. Sie wurde vorn der Länge nach zugenestelt, hüllte den ganzen Oberkörper ein und wird mit Recht als „geschlossenes Gewand" bezeichnet. Den Zweck der Pänula drückt Lampridius am besten aus, indem er im Leben des Alexander Severus schreibt: „Er erlaubte den Senatoren, sich innerhalb der Stadt der Pänula bei Kälte zu bedienen, während diese Tracht immer ein Reise- und ein Regenkleid gewesen war." Auch Seneka sagt, bei herannahendem Hagelwetter sei nichts natürlicher, als daß die Leute nach ihrer Pänula liefen. Cicero erzählt in der Vertheidigung Milo's, wie derselbe am Tage, wo Klodius ermordet wurde, erst einer Senatssitzung beiwohnte, dann zu Hause die Kleider wechselte und in der Pänula den Reisewagen bestieg. Ebenso gekleidet war, wie Sueton erzählt, der Kaiser Nero auf seiner Flucht. Bei dem allmählichen Verschwinden der Toga waren die Sachwalter die Ersten, welche in der Pänula plaidirten. Wenigstens heißt es bei Tacitus in dessen Gespräche über die Redner:

„Welchen Eintrag glauben wir, hat die Beredſamkeit durch die Pänula erlitten, in welche eingeſchnürt und gleichſam geſperrt wir mit den Richtern verhandeln?“ Das Beiſpiel der Advokaten ahmten auch die Volkstribunen nach und Hadrian nahm es als Vorbedeutung auf, daß er während ſeines Tribunats die Pänula einſt verlor, „weil,“ wie Spartian bemerkt, „die Volkstribunen dieſelbe an regneriſchen Tagen zu führen pflegten, die Kaiſer aber niemals!“ Die Pänula blieb für alle Stände ſehr lange in Gebrauch. Noch kurz vor dem Ende des weſtrömiſchen Reichs ſagt Sidonius Apollinaris über des gewaltigen Ricimer's Hochzeit: „Schon iſt die Jungfrau übergeben worden; ſchon wird der Bräutigam mit der Krone, der Konſular mit dem Triumphalkleide, der Senator mit der Toga geziert; ſchon legt der Unangeſehene die Pänula ab.“

Als Stoff wurde häufig zur Pänula Leder genommen. Ein Diſtichon Martials, „die lederne Pänula“, lautet:

„Schreiteſt Du immerhin auch bei heiterem Himmel des Weges,
Fehle für plötzliche Flut nimmer die lederne Dir.“

Am gewöhnlichſten waren aber wohl die grobwollenen Zeuge. Kurz vor Plinius, des Aelteren, Zeit kam ein dicker, auf der Außenſeite zottiger Fries auf, den man ſehr gern zur Pänula benutzte. Martial dichtete auf einen derartigen Ueberwurf das Epigramm:

„So ſehr glänz' ich, ſo ſehr ſind meine Zotten behaglich,
Daß Du mit Freuden ſogar während der Ernte mich trägſt,“

und geißelt einen reichen Mann, der für ſolche Kleider ſchwärmte, mit folgenden Verſen:

„Bakkara ſchmerzt's und er klagt, daß es gar nicht komme zum Froſte,
Da ſechshundert er doch zottiger Mäntel beſitzt,
Und er wünſchet ſich Sturm und Schnee und finſteren Himmel,
Und ein wärmerer Tag iſt ihm des Winters verhaßt.
Was, Grauſamer, geſchah Dir Leids von unſeren Lacernen,
Welche der leiſeſte Wind leicht von den Schultern uns hebt?
Wieviel menſchlicher iſt's, wieviel einfacher auch iſt es,
Daß auch im Monat Auguſt zottige Mäntel Du trägſt!“

Das Gedicht weiſt zugleich auf den Unterſchied zwiſchen der *Pänula* und einem anderen Ueberwurfe, der Lacerna, hin.

Dieſe entſprach mehr der griechiſchen Chlamys, war vorn offen und ohne Aermel und wurde über der rechten Schulter mittelſt einer Agraffe zuſammengeheftet. Sie ſcheint dem keltiſchen Koſtüm entlehnt zu ſein; denn Cicero wirft es dem Antonius vor, daß er in den Städten Galliens die römiſche Nationaltracht vergeſſen und ſich überall in galliſchen Schuhen und in der Lacerna gezeigt habe! Daß die Lacerna auch in Rom Anſtoß erregte, beweiſt die oben berührte Polizeimaßregel Auguſts. Doch ſie bürgerte ſich ſehr ſchnell ein und ſchon unter Klaudius war es gewöhnlich, die Lacerna bei Schauſpielen über der Toga zu tragen. Juvenal nennt deshalb auch unter den Geſchenken geiziger Patrone:

„— — dicke Lacernen,
Welche die Toga beſchirmen, von grober, ſchreiender Farbe,
Uebel gekämmtes Gewirk von der Hand des galliſchen Webers."

Auch Martial läßt die weißen Lacernen ſagen:

„Wir empfehlen uns Dir zum Gebrauch im Amphitheater,
Wo die weiße Lacern' rieſige Togen bedeckt."

Doch trug man die Lacerna auch allein an Stelle der Toga oder Pänula. Wie Gellius erwähnt, tadelte zu Hadrians Zeit Rhetor Kaſtricius ſeine Schüler, vornehme Römer, weil ſie an einem Feiertage die Tunika und die Lacerna mit den galliſchen Schuhen trugen und nicht die Toga. Weil die Lacerna übrigens viel Aehnlichkeit mit dem Soldatenmantel hatte, wurde ſie auch im Lager getragen. Daß der Stoff zu ihr nicht allemal ſo leicht war, wie Martial dem Bakkara gegenüber behauptet, ergiebt ſich ſchon aus den angeführten Verſen Juvenals. Martial ſelbſt ſchreibt in Bezug auf einen gewiſſen Artemidorus:

„Da Du Dich, Artemidor, umhüllſt mit ſo dicken Lacernen,
Könnt' ich Dich, Artemidor, Sagaris nennen mit Recht."

Die Lacerna ſcheint in Rom hauptſächlich deshalb ſoviel Anklang gefunden zu haben, weil ſie nicht nothwendig, wie die Toga, weiß ſein mußte. Die dunkle Farbe war ſehr gewöhnlich. Tiberius zog einſt abſichtlich bei einfallendem Regenwetter während eines Schauſpiels eine ſchwarze Lacerna über die Toga.

„und seitdem," sagt Dio, „wagte es Niemand mehr unter ihm purpurne zu tragen." Wie es dagegen zu Martials Zeit aussah, erkennt man schon aus einem Epigramme, wo es unter Anderem heißt:

„Dort jener, der Lacernen liebt von dunkler Farb'
Und Wolle trägt vom Bätis oder schwarzgraue,
Der keinen, wer in Scharlach geht, als Mann ansieht,
Und Weiberkleider nennet amethystfarbne,
Mag Ungefärbtes loben und er trag' immer
Schwarzbraune Farben, seine Sitten sind gelbe."

Da wurde die dunkle Farbe freilich zum Zeichen der Genügsamkeit und Armuth und von Markus Antoninus erwähnt es Dio ausdrücklich, daß er als Kronprinz stets in dunkler Lacerna ausging! Den Preis einer mit ächt tyrischem Purpur gefärbten Lacerna giebt Martial auf 700 Thlr. an! Einer Andeutung desselben Dichters zufolge trug man selbst im Cirkus Lacernen von der Farbe seiner Partei; denn er sagt:

„Bist Du dem Lauchgrün hold und dem Blau, was wählest Du Scharlach?
Laß abtrünnig Dich nicht machen der eignen Partei!"

An die Lacerna, wie auch an die Pänula, heftete man zur Deckung des Hauptes gewöhnlich eine Kapuze, wie sie heute noch Mönche und italienische Fischer zu tragen pflegen. Wenn Martial von liburnischen (illyrischen) Capuchons sagt:

Thor, Du verstandest es nicht, mit uns die Lacernen zu paaren;
Weiße legtest Du an; ziehe nun grünliche aus!"

so läßt sich dies nur so verstehen, daß die an den weißen Ueberwurf befestigte, bunte Kapuze abgefärbt hat. Daß überhaupt die Kappe zur Lacerna gehörte, beweist auch das auf den Hut vorhandene Sinngedicht des Autors:

„Senden möcht' ich Dir gern, wenn ich könnte, ganze Lacernen,
Aber ich schicke Dir jetzt nur ein Geschenk für Dein Haupt."

Man findet sie auch im Theater; denn von einem unverschämt sich Vordrängenden heißt es:

Von dorten lugt er, mit der Kappe das Haupt deckend,
Und schaut die Spiele mit einem Aug' an unziemlich."

Die beſten Dienſte leiſtete ſie aber den des Nachts auf Schleichwegen Befindlichen;

— — „wenn als nächtlicher Buhle
Du Dir die Schläf' einhüllſt, bedeckt mit ſantoniſcher Kappe,"

ſchreibt Juvenal. Auch Nero, Elagabal und Verus pflegten in ſolcher Vermummung ihre ſauberen Entdeckungsreiſen in der Stadt zu machen. Eine recht warme Art der Kapuze war die galliſche Bardenkappe. Von ihr ſagt Martial:

„Gallien ſchickt Dir als Kleid die ſantoniſche Bardenkapuze,
Die Meerkatzen gedient jüngſt an der Pänula Statt,"

und anderswo in Bezug auf ein Plagiat:

„So befleckt's, wenn darein der lingoniſchen Bardenkapuze
Fettige Wolle ſich mengt, Roms veilchenfarbenen Purpur."

Auch die Lacerna hat ſich in Rom lange in der Mode gehalten; denn ſie wird noch in der ſpäteren Kaiſerzeit erwähnt.

Einem engeren Gebrauch gehörte die Syntheſis an. Man hat ſie früher für einen dem griechiſchen Pallium ähnlichen Umwurf gehalten. Aber verſchiedene Stellen zeigen, daß man eher an eine recht weite Tunika zu denken hat. Zunächſt erzählt Sueton von Nero: „Gewöhnlich zeigte er ſich öffentlich in der Syntheſis mit einem Tuche um den Hals, ohne Gürtung und Schuhe." Dieſe Worte würden die Sache zweifelhaft laſſen; ſie werden aber durch Dio Kaſſius ergänzt, der ſich etwas genauer ſo ausdrückt: „Die Senatoren empfing er in einer geblümten Tunika mit einem Muſſelintuche um den Hals; denn auch in ſolchen Dingen übertrat er das Herkommen, ſo daß er ungegürtete Tuniken bei öffentlichem Erſcheinen anzog." Von einem Umwurfe iſt alſo hierbei keine Rede; es ſpricht aber auch die Wahrſcheinlichkeit für ein mit Aermeln verſehenes Gewand, weil die Syntheſis eben ihrer Bequemlichkeit wegen von den höheren Ständen bei Tiſche getragen ward. Martial geißelt einen eiteln Mann mit folgendem Epigramme:

Elfmal haſt Du bereits von Einem Mahl Dich erhoben,
Elfmal tauſchteſt Du ſchon Syntheſen, Zoilus, um,
Daß verhaltener Schweiß nicht haft' im feuchten Gewande
Und die erſchlaffete Haut treffe der leiſeſte Zug.

„und seitdem," sagt Dio, „wagte es Niemand mehr unter ihm purpurne zu tragen." Wie es dagegen zu Martials Zeit aussah, erkennt man schon aus einem Epigramme, wo es unter Anderem heißt:

„Dort jener, der Lacernen liebt von dunkler Farb'
Und Wolle trägt vom Bätis oder schwarzgraue,
Der keinen, wer in Scharlach geht, als Mann ansieht,
Und Weiberkleider nennet amethystfarbne,
Mag Ungefärbtes loben und er trag' immer
Schwarzbraune Farben, seine Sitten sind gelbe."

Da wurde die dunkle Farbe freilich zum Zeichen der Genügsamkeit und Armuth und von Markus Antoninus erwähnt es Dio ausdrücklich, daß er als Kronprinz stets in dunkler Lacerna ausging! Den Preis einer mit ächt tyrischem Purpur gefärbten Lacerna giebt Martial auf 700 Thlr. an! Einer Andeutung desselben Dichters zufolge trug man selbst im Cirkus Lacernen von der Farbe seiner Partei; denn er sagt:

„Bist Du dem Lauchgrün hold und dem Blau, was wählest Du Scharlach?
Laß abtrünnig Dich nicht machen der eignen Partei!"

An die Lacerna, wie auch an die Pänula, heftete man zur Deckung des Hauptes gewöhnlich eine Kapuze, wie sie heute noch Mönche und italienische Fischer zu tragen pflegen. Wenn Martial von liburnischen (illyrischen) Capuchons sagt:

Thor, Du verstandest es nicht, mit uns die Lacernen zu paaren;
Weiße legtest Du an; ziehe nun grünliche aus!"

so läßt sich dies nur so verstehen, daß die an den weißen Ueberwurf befestigte, bunte Kapuze abgefärbt hat. Daß überhaupt die Kappe zur Lacerna gehörte, beweist auch das auf den Hut vorhandene Sinngedicht des Autors:

„Senden möcht' ich Dir gern, wenn ich könnte, ganze Lacernen,
Aber ich schicke Dir jetzt nur ein Geschenk für Dein Haupt."

Man findet sie auch im Theater; denn von einem unverschämt sich Vordrängenden heißt es:

Von dorten lugt er, mit der Kappe das Haupt deckend,
schaut die Spiele mit einem Aug' an unziemlich."

Die beſten Dienſte leiſtete ſie aber den des Nachts auf Schleichwegen Befindlichen;

— — „wenn als nächtlicher Buhle
Du Dir die Schläf' einhüllſt, bedeckt mit ſantoniſcher Kappe,"

ſchreibt Juvenal. Auch Nero, Elagabal und Verus pflegten in ſolcher Vermummung ihre ſauberen Entdeckungsreiſen in der Stadt zu machen. Eine recht warme Art der Kapuze war die galliſche Bardenkappe. Von ihr ſagt Martial:

„Gallien ſchickt Dir als Kleid die ſantoniſche Bardenkapuze,
Die Meerkatzen gedient jüngſt an der Pänula Statt,"

und anderswo in Bezug auf ein Plagiat:

„So befleckt's, wenn darein der lingoniſchen Bardenkapuze
Fettige Wolle ſich mengt, Roms veilchenfarbenen Purpur."

Auch die Lacerna hat ſich in Rom lange in der Mode gehalten; denn ſie wird noch in der ſpäteren Kaiſerzeit erwähnt.

Einem engeren Gebrauch gehörte die Synthesis an. Man hat ſie früher für einen dem griechiſchen Pallium ähnlichen Umwurf gehalten. Aber verſchiedene Stellen zeigen, daß man eher an eine recht weite Tunika zu denken hat. Zunächſt erzählt Sueton von Nero: „Gewöhnlich zeigte er ſich öffentlich in der Syntheſis mit einem Tuche um den Hals, ohne Gürtung und Schuhe." Dieſe Worte würden die Sache zweifelhaft laſſen; ſie werden aber durch Dio Kaſſius ergänzt, der ſich etwas genauer ſo ausdrückt: „Die Senatoren empfing er in einer geblümten Tunika mit einem Muſſelintuche um den Hals; denn auch in ſolchen Dingen übertrat er das Herkommen, ſo daß er ungegürtete Tuniken bei öffentlichem Erſcheinen anzog." Von einem Umwurfe iſt alſo hierbei keine Rede; es ſpricht aber auch die Wahrſcheinlichkeit für ein mit Aermeln verſehenes Gewand, weil die Syntheſis eben ihrer Bequemlichkeit wegen von den höheren Ständen bei Tiſche getragen ward. Martial geißelt einen eiteln Mann mit folgendem Epigramme:

Elfmal haſt Du bereits von Einem Mahl Dich erhoben,
Elfmal tauſchteſt Du ſchon Syntheſen, Zoilus, um,
Daß verhaltener Schweiß nicht haft' im feuchten Gewande
Und die erſchlaffete Haut treffe der leiſeſte Zug.

Weshalb, Zoilus, sprich, schwitz' ich, der Genosse des Mahls, nicht?
Eine Synthesis macht freilich gewaltigen Frost."

Die Synthesis ist auch wohl gemeint, wenn nach Spartian der Kaiser Hadrian den Senatoren und Rittern erlaubte, des Nachts vom Gastmahl ohne Toga heimzukehren. Endlich wüßte man nicht, wie Martial einem Liebhaber des Landlebens nachsagen konnte, eine Synthesis diene ihm zehn Sommer lang, wenn sie nicht eben bei Tischgesellschaften getragen wurde. Man durfte ja sonst im Sommer das Kleidungsstück öffentlich gar nicht zeigen und auch im Winter blos wenige Tage. Denn nur am heiteren Saturnalienfeste im Dezember pflegte man in der Synthesis zu erscheinen. Darum lautet ihre Devise bei Martial:

„Während die Toga sich freut, fünf Tage ruhen zu können,
Ist Dir mit diesem Gewand Dich zu bekleiden erlaubt,"

und der Dichter leitet auch seine Saturnaliengeschenke mit den Worten ein: „Jetzt, wo der Synthesis sich der Senator freut und der Ritter." Die Toga war sogar zu dieser Zeit lächerlich und ein Zeichen der Armuth. Ueber einen Armen oder Eigensinnigen scherzt der Spötter:

„Nichts leichtfertiger's als Charisianus;
Er geht her in der Toga beim Saturnsfest."

Die Modefarben dieses Kleides waren scharlach, violett, amethyströthlich, grün. Seine Buntfarbigkeit ersieht man aus folgender Stelle Martials:

„Wie mit wechselndem Bunt sich der blühende Hybla bemalet,
Wenn die Bienen des Bergs plündern den flüchtigen Lenz,
Also leuchten bei Dir die Lacernen unter den Pressen,
Also schillert der Schrein Dir von der Synthesen Schaar."

Das griechische Himation, von den Römern Pallium genannt, galt in der republikanischen Periode für unrömisch und weibisch. Augustus vertheilte in Puteoli Togen und Pallien und schrieb seinen Begleitern vor, daß die Römer in griechischer, die Griechen in römischer Tracht einhergehen sollten. Tiberius legte als Verbannter auf Rhodos die römische Tracht ab und bequemte sich zum Pallium und zu den Krepiden. Später hielt man es bei

den von Nero und Domitian veranstalteten griechischen Agonen für anständig in griechischer Tracht das Stadium zu besuchen.

Wie fast Alles in der Welt schon einmal dagewesen ist, so gab es auch einen römischen Regenten, der für die Uniformirung der Civilisten schwärmte. Es war Alexander Severus, von welchem der Biograph sagt: „Er hatte im Sinne, allen Beamten und Rangklassen eine eigenthümliche Kleidung zu verleihen, damit sie an der Tracht unterschieden werden könnten, auch allen Sklaven, damit sie im Volke erkannt würden." Die Juristen Paulus und Ulpianus redeten es jedoch dem Kaiser wieder aus.

Die civilisirte Welt des Alterthums verschmähte für die unteren Extremitäten ein besonderes Kleidungsstück und auch die Römer waren Sansculotten aus Grundsatz. Nur die barbarischen Nationen trugen Beinkleider, welche theils enganliegend, wie die der Perser und Amazonen, theils weiter waren, wie die der Phrygier, Deutschen und Kelten. Die Gallier zeichneten sich durch gestreifte Pantalons aus, wie denn Properz von Virdumarus spricht:

Mitten im Wurf aus dem Haufen hervor im streifigen Beinkleid
Fiel ihm, vom Rumpfe getrennt, Haupt und der Kette Geflecht."

Die Griechen nannten die Hosen der Barbaren „Säcke". Auch die Römer ließen es an Spott nicht fehlen. Cicero nennt seinen Gegner Piso „eine Schande selbst für behoste Verwandtschaft!" Auch Ovid in seiner Verbannung ärgert sich über die Bewohner von Tomi, daß sie trotz ihrer gerühmten hellenischen Abkunft Perserhosen trugen, wiewohl er anderswo zugiebt, daß Pelzwerk und Beinkleider nothwendig seien, um in jenen Gegenden sich gegen die Kälte zu schützen. Als Cäsar auch angesehenen Galliern die Senatorenwürde verliehen hatte, sang der Pöbel zu Rom:

Zum Triumph die Galler Cäsar führt wie in die Kurie;
Schnell die Hosen ab sie legten, nahmen breiten Purpurstreif."

Der Vitellianer Cäcina machte sich in Oberitalien sehr verhaßt dadurch, daß er im buntgewürfelten, gallischen Plaid und in Beinkleidern die römischen Bürger in der Toga anredete. Wie Cäcina fanden aber allmählich auch andere Römer, die gegen

die Nordländer im Felde ſtanden, die Pantalons dem Klima angemeſſen und nicht blos Feldherrn, ſondern auch Soldaten bedienten ſich der fremden Tracht. Von Alexander Severus erwähnt es Lampridius, daß er weiße Beinkleider trug, „nicht ſcharlachene, wie ſie (die Kaiſer) früher pflegten.“ Da es aber kurz zuvor heißt, er habe in der Stadt ſtets die Toga getragen, ſo ſieht man, daß der Aufenthalt im Lager gemeint iſt. Derſelbe Kaiſer verſchenkte aber auch unter anderen Kleidungsſtücken Hoſen an ſeine Soldaten und der „Hoſenſchneider“ gehörte zu den Handwerkern, deren Kunſt er beſteuerte! Als Kaiſer Honorius die gothiſche Tracht in der Reſidenz verbot, nannte er ausdrücklich auch die Beinkleider.

Doch verwahrte man ſich ſchon in der republikaniſchen Zeit in Rom gegen die Ungunſt der Witterung, indem man Binden oder Tuchſtreifen um die Beine wickelte, wie heute noch der Eſthe und zum Theil auch der italiſche Landmann thut. Als Pompejus einſt eine weiße Binde um das Bein trug, machte Jemand den Witz, es ſei einerlei, wo man das Diadem trage. Vom Kaiſer Auguſtus erzählt Sueton, daß er ſich Schenkel und Schienbeine einwickelte. Auch Alexander Severus trug zu Rom ſtets ſolche Strumpfſurrogate. Aus dieſen einzelnen Erwähnungen ergiebt ſich aber ſchon, daß der Gebrauch nicht allgemein war. Er entging auch in der beſſeren Zeit nie dem Vorwurfe der Verzärtelung. Quintilian ſagt geradezu: „Für das Kopftuch, wie für Binden, womit die Schenkel bekleidet werden, für Halstücher und Ohrenbinden kann allein Krankheit Entſchuldigung gewähren.“ Die Beinbinden, Armpolſter und Halstücher rechnet auch Horaz zu den Symptomen der Verweichlichung und auf Pompejus machte der Dichter Cinna das Epigramm:

„Der mit der Binde das Bein einhüllt, nur mit einem der Finger
Wühlt in dem Haar: was er wünſcht, fragſt Du? was ſonſt? einen Mann!

Das weibliche Geſchlecht ſcheint dagegen viel allgemeiner jenes Kleidungsſtück gebraucht zu haben. Wenigſtens deutet ein Fragment Cicero's darauf hin, worin er ſeinen Feind Klodius an den beim Feſte der Bona Dea in Frauenkleidern verübten Frevel

erinnert und sagt: „Damals, als Du Dir Deine Füße mit Binden schnürtest, die Schleierhaube aufsetztest, als Du die Arme kaum in die langärmelige Tunika zwängtest, hast Du da daran gedacht, daß Du ein Enkel des Appius Klaudius bist?" In der späteren Kaiserzeit erscheinen auch die Soldaten regelmäßig mit dieser Kleidung versehen. Da wir der Halsbinden gedenken mußten, so sei hier in Bezug auf sie nur noch erwähnt, daß Martial als Saturnaliendevise das Distichon hat:

„Hab' ich vielleicht Dir mein Buch, um Dir vorzulesen, gegeben,
Möge das Halstuch Dir dienen zum Ohrenverschluß,"

und in ähnlicher Weise noch anderswo singt:

„Was umgiebst Du den Hals, um uns vorzulesen, mit Wolle?
Viel willkommener würd' unseren Ohren das sein."

Manche trugen sogar schon, ohne von Cholera etwas zu wissen, dickwollige Leibbinden, doch erst von Plinius, des Aelteren, Zeit an.

Was die Bekleidung der Füße betrifft, so trug man später selbst zu Hause gewöhnlich Sandalen, die in ähnlicher Weise, wie die griechischen, an den Füßen befestigt wurden. Doch zeigte man sich in älterer Zeit und auch noch später im Sommer ganz unbeschuht an öffentlichen Orten. Wenigstens erzählt Dio aus der ersten Regierungszeit Kaligula's: „Auch durfte man, wenn man wollte, unbeschuht in das Theater kommen, was nicht nur von Alters her die Richter im Sommer, sondern auch Augustus bei festlichen Spielen während der Hitze sich erlaubten, Tiberius aber hatte abkommen lassen." Daß es für die kältere Jahreszeit auch mit Wolle gefütterte Sohlen gab, beweist die Ueberschrift eines Epigrammes von Martial. Ein Hauptunterschied von der griechischen Sitte bestand nun aber darin, daß man in Rom eigentlich nicht mit diesen Sohlen öffentlich auf der Straße erscheinen durfte. Nur auf Reisen und Fußmärschen bediente man sich ihrer und besonders, wenn man an fremdem Tische zu erscheinen hatte. Lagerte man sich zur Mahlzeit, so legte man sie ab, wie z. B. Martial von einer Einladung sagt:

„Leg' ich die Sohlen nur ab, gleich wird ein gewaltiges Buch uns
Zwischen der Kaviarbrüh' und dem Salate gebracht."

Natürlich brauchte der Reiche nicht in den Sandalen über die Straße zu gehen, sondern ließ sich entweder in der Sänfte hinschaffen oder hatte wenigstens einen Sklaven hinter sich, der die Sandalen trug und während des Gastmahls den Dienst des An- und Ausziehens verrichtete. Denn sowie man die Tafel verließ, pflegte man auch die Sandalen vom Sklaven zu verlangen. Dies that der von Horaz geschilderte, abgeschmackte Nasidienus selbst, um nur hinauszugehen und als Wirth in der Küche seine Befehle zu ertheilen. Natürlich konnten nun aber bei einer großen Menge anwesender Gäste und fremder Sklaven die Schuhe auch abhanden kommen und wir finden deshalb bei Martial, wie sich ein gewisser Kotta in Folge dessen half:

Zweimal vermiß' er schon die Sohlen, klagt Kotta,
Indem der läß'ge Diener ihn begleitet hat,
Der ihm allein blieb und des Armen Schaar bildet.
Gewitzt ersann der schlaue Mensch daher etwas,
Damit er nicht mehr solcher Art Verlust leide,
Er gehet jetzt zu jeder Mahlzeit barfüßig."

Aehnlich macht es bei Horaz der arme Schelm aus dem Handwerkerstande, vor dessen Manier der Dichter den mit seinen Gedichten an August gesendeten Boten warnt. Zu einem vornehmen Gönner zu Tische gebeten ging er „den Hut und die Sohlen in der Hand tragend", also wahrscheinlich auch in bloßen Füßen!

Die oben mehrmals in Verbindung mit der Lacerna erwähnten „gallischen Schuhe" scheinen mehr sandalenartige Halbschuhe gewesen zu sein, die den Spann frei ließen und außerdem noch mit Riemen geschnürt wurden; denn Gellius setzt zu dem Tadel, den der Rhetor Kastricius seinen Schülern wegen der Lacerna ertheilte, die Worte hinzu: „Die meisten von denen aber, die es gehört hatten, fragten, warum er sie „sandalenbekleidete" genannt hätte, da sie doch gallische Schuhe und nicht Sandalen trügen. Aber Kastricius hat sich ganz richtig ausgedrückt. Denn alles Schuhwerk, womit nur das unterste Fußplatt bedeckt wird, während der übrige Theil beinahe nackt bleibt und mit Riemen geschnürt ist, nannte man Sandalen." Zu den

bei der griechischen Sitte erwähnten Arten der Befestigung fügen wir noch hinzu, daß man in einer 1857 zu Mainz ausgegrabenen Schuhmacherwerkstätte römische Sohlen gefunden hat, an denen ringsherum feingeschnittene, schlingenartige, lederne Schleifen angebracht sind, welche man bei dem Anziehen nach oben richtete und dann durch das obere Ende einen Schnürriemen zog, der sämmtliche Schleifen über dem Knöchel festhielt.

Der römische Nationalschuh bedeckte dagegen den ganzen Fuß. Sowie er zur Toga etikettenmäßig gehörte, schieden sich wieder nach dem Range der Träger ein paar mit Auszeichnungen versehene Unterarten von ihm ab. Zunächst gehört dahin der Senatorenschuh. Cicero sagt von einem Asinius, der sich nach Cäsars Tode eigenmächtig in den Senat gedrängt hatte: „Er sah die Kurie offen, änderte die Schuhe und ward plötzlich ein Senator." Ueber den Unterschied giebt Horaz Aufschluß, indem er vom Ehrgeizigen schreibt:

„Hat so ein Tollhausnarr sein Schienbein mit dem geschwärzten
Leder umschnürt und die Brust mit dem breiten Streifen versehen,"

wozu der Scholiast bemerkt, daß damit vier Schnürriemen gemeint sind, mit denen der Senatorenschuh bis in die Mitte der Wade kreuzweise befestigt wurde. Ein zweites Merkmal desselben war eine elfenbeinerne Schnalle in Form eines Halbmondes, für deren Vorhandensein außer anderen Stellen der Vers Juvenals zeugt:

— — — Ein Glücklicher ist scharfsinnig und bildschön,
Dieser allein ist weis', hochadelig, edler Natur auch,
Fügt schwarzsämischem Leder den Schmuck des stattlichen Halbmonds."

Die Könige, Triumphatoren und Konsuln trugen einen hohen Schuh von rothem Leder und daß sich später die rothe Farbe, wenigstens seit Cäsars Zeit, von dem es Dio Kassius noch als eine Anmaßung hinstellt, allgemeiner einbürgerte, ersieht man aus Martial, der von einem ganz unbefugter Weise in die Sitzreihen der Senatoren im Theater sich Eindrängenden sagt:

„Nicht ein gestriges Band sitzt ihm an bemondeter Sohle,
Scharlachsaffian färbt, ohne zu drücken, den Fuß."

Erſt der Kaiſer Aurelian verbot den Männern, rothe, gelbe, weiße und epheugrüne Schuhe zu tragen und noch ſpäter war die Farbe der kuruliſchen Fußbedeckung weiß, während ein an Ferſe und Zehe mit ſchwarzen Kappen verſehener, ſonſt oben aus netzförmig verſchlungenen Riemen beſtehender Halbſchuh Abzeichen der Patrizier ward. Die Soldaten der ſpäteren Zeit trugen eine Art Stiefel, die durch dicke Sohlen und Nägel Haltbarkeit bekamen und denen der Kaiſer Kaligula bekanntlich ſeinen Namen verdankte. Sie koſteten zu Diokletians Zeit (ohne die Nägel) ebenſoviel als die Senatorenſchuhe, während der eben genannte patriziſche um ein Viertel des Preiſes höher zu ſtehen kamen.

Als Zeichen harter Armuth erwähnt Juvenal, daß „nach zerriſſenem Leder der eine Schuh aufklafft oder nach Vernähung der Wunde hier und da Narben zeigen den dicken, friſchen Zwirn.“ Aber auch der Geizhals ſchämte ſich deſſen nicht und von einem plötzlich zum Millionär gewordenen Harpax heißt es bei Martial:

„Schmutziger iſt die Toga ſeitdem und die Pänula ſchlechter,
Drei- und viermal ſind jetzt Dir die Schuhe geflickt.“

Natürlich ſtand das fadenſcheinige und geflickte Gewand eben ſo niedrig in Geltung, wie der ausgebeſſerte Schuh. Ja, ſelbſt die zu oft die Küpe und Preſſe des Walkers (der auch in Rom dem Frauengeſchlecht die Mühe des Waſchens abnahm) paſſirt habenden Stoffe waren nicht viel mehr werth. So läßt Martial Jemand, der von ſeiner Freundſchaft viel Rühmens machte, ſagte:

„Aber ich habe dem Freund fünftauſend, heißt's, und die Toga,
Drei- bis viermal nur höchſtens gewaſchen, geſchenkt.“

Auch der Hausverwalter des Petron'ſchen Trimalchio ſpricht in Bezug auf einen Sklaven: „Er hat mein Tiſchgewand wegkommen laſſen, das mir an meinem Geburtstage ein Klient geſchenkt hatte; es war ächt purpurn, aber ſchon einmal gewaſchen.“ Nero und Elagabal zogen gewaſchene Kleider niemals wieder an.

Das Haupthaar trug man zu Rom ebenfalls frei und unbedeckt. Die Kapuze an der Pänula und Lacerna gewährte Schutz gegen Regen und Sturm. Doch führte man auf der

Reiſe und bei Schauſpielen den breitkrämpigen macedoniſchen Hut, von dem es bei Martial heißt:

„Zuſchau'n werd' ich mit Dir in dem Schauſpielhaus des Pompejus;
Denn die Planen verſagt häufig dem Volke der Wind."

Der verwöhnte Auguſtus ging ſelbſt des Winters bei Sonnenſchein im griechiſchen Petaſos ſpazieren. Die Handwerker und überhaupt die niedere Volksklaſſe ſcheinen wie die griechiſchen Banauſen am häufigſten Kopfbedeckungen geführt zu haben. Darum nahm auch Nero einen Hut oder eine Fellmütze, wenn er unerkannt die Garküchen uud andere Orte beſuchen wollte, wo Matroſen, Landleute u. ſ. w. verkehrten, und auch Horaz läßt ſeinen Zünftler neben den Sandalen die Mütze tragen. Von beſonderer Form, cylindriſch, aber ohne Krämpe war der Hut, welchen die Sklaven, als Zeichen der Freiheit, an den Saturnalien und nach ihrer Loslaſſung aufſetzten.

Bart und Haupthaar ließen die Römer in alter Zeit lang wachſen. Horaz nennt Kurius und den älteren Kato „unbeſchoren"; Livius ſetzt zu der bekannten Geſchichte vom Einzuge der Gallier in Rom hinzu: „die Römer trugen damals alle lange Bärte," und Varro ſchreibt in ſeinem Buche über den Landbau: „Daß es ehedem keine Bartſcheerer gegeben habe, bezeugen die Bildſäulen der Alten, indem ſie meiſtentheils langes Haar und großen Bart haben." Nach einem in Ardea befindlichen Dokument behauptete derſelbe Schriftſteller, ein gewiſſer P. Ticinius Mena habe im Jahre 300 v. Chr. den erſten Haarſchneider nach Latium gebracht. Damit ſtimmt auch die Notiz des Livius, daß im Jahre 208 der nachmalige Sieger Hasdrubals, Livius Salinator, von den Cenſoren gezwungen wurde, die aus Verbitterung gewählte Rolle des ſchmutzigen Bauern aufzugeben und ſich ſcheeren zu laſſen! Nach Plinius, dem Aelteren, brachte aber erſt der jüngere Scipio Afrikanus die Sitte auf, ſich täglich raſiren zu laſſen. Der arme Mann beachtete die Mode auch in dieſer Hinſicht weniger und Agrippa wußte wohl, wie angenehm er ſich dem Volke machte, wenn er in ſeiner freiwilligen Aedilität an allen Feſten die freie Benutzung der Friſeurſtuben aus ſeiner

Kaſſe beſtritt! Sonſt wird manches Geſicht aus dem großen Haufen demjenigen geglichen haben, von welchem Martial ſingt:

— — Dein Bart ſtarrt
Dem gleich, welchen afriſchen Böcken abmäht
Eines ciliciſchen Hirten krumme Scheere."

Nach Vorgang der Griechen feierte man ſogar den Tag, an welchem man ſich zum erſten Male den Bart abnehmen ließ, was gewöhnlich im 21ſten Jahre geſchah. Auguſtus that es, als er 24 Jahre alt, bereits verheirathet und Triumvir war; Nero weihte die theuern Härchen in einer goldenen, mit Perlen beſetzten Büchſe dem kapitoliniſchen Jupiter. Auch Earinus, der Liebling Domitians, ſchloß ſeinen Flaum in ein goldenes Käſtchen und ſendete es nebſt ſeinem Toilettenſpiegel dem pergameniſchen Aeskulap.*) Wie aber bei uns vor dem Siege des Vollbartes

*) Das Gedicht, womit der Dichter Statius dieſes wichtige Ereigniß beſingt, hat vor kurzem zu einer ſonderbaren Hypotheſe Veranlaſſung gegeben. Der Eunuch Earinus gehörte zur Klaſſe jener Ganymede, die damals in der ſtattlichen Umgebung des reichen Römers und auch am kaiſerlichen Hofe nicht fehlten. Die erſtaunliche Sorgfalt, welche man auf die Erhaltung der Schönheit bei dieſen jungen Sklaven verwendete, iſt bekannt. Durch Ausrottung der Haare an Kinn und Körper ſuchte man die weibiſche Glätte der Haut zu konſerviren; ja, um ihren Teint zu ſchonen, trugen ſie auf der Reiſe eine Maske aus Brodteig über dem Geſicht! Auch die Pflege des künſtlich gelockten Haars war unerläßlich (ſie hießen gerade davon auch pueri capillati); es war ein arger Schabernack, wenn, wie Plinius, der Jüngere, aus eigener Erfahrung erzählt, eine muthwillige Hand in der Nacht einem ſolchen Pagen den Haarſchmuck raubte. Unter ſolchen Verhältniſſen iſt es kein Wunder, daß Earinus beim Verlaſſen ſeines Hermaphroditenſtandes auch den Spiegel dem Gott weihte, wie ja auch einſt die berüchtigte Lais dieſen Zeugen ihrer vergehenden Schönheit der Aphrodite dargebracht hatte. Statius (auch der um Domitians Gunſt buhlende Martial hat dem Earinus mehrere Sinngedichte gewidmet) läßt nun Kupido ſelbſt dem Earinus zum Abſchicken des Spiegels rathen, denſelben herbei bringen und ſagen: „Du blicke nur feſt hinein und laß hier immer Dein Antlitz zurück!" „So ſprach er," heißt es weiter, „und verſchloß den Spiegel mit dem geraubten Bilde." Ein Unbefangener kann in dieſer Phantaſie nichts anderes erkennen, als daß der Gott in Pergamus gleichſam mit dem letzten Blicke

die Stutzerhaftigkeit sich darin gefiel, irgend eine Gegend des glatten Gesichts mit einem Bartbruchtheil zu zieren, so zeichneten sich schon zu Ende der Republik die jungen Leute aus den höheren Ständen durch allerhand wohlgepflegte Bartzwickelchen aus. Cicero wirft auch dies den Genossen Katilinas vor und sagt in seiner Vertheidigungsrede des Cölius: „Ich muß einen jener bärtigen Altvordern für mich von den Todten erwecken, nicht mit einem solchen Bärtchen, das jener Klodia (der Schwester des berüchtigten Klodius) gefällt, sondern mit dem zottigen Barte, den wir an den alten Statuen und Bildern sehen; er mag das Weib ausschelten und für mich sprechen.“ So meint auch Seneka, es geschehe nur, um die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu ziehen, wenn einige „den Bart ganz oder stellenweise ausrupfen, andere den Schnurrbart kürzer unter der Scheere halten, und abrasiren, während sie den übrigen Bart stehen und wachsen lassen.“ Auf das glatteste Gesicht hielt unter den früheren Kaisern Otho. Manche rauften sogar, wie eben Seneka andeutet, mit feinen Zangen an manchen Stellen die Haare einzeln aus. Man gebrauchte aber auch Harzpflaster und verschiedene Salben als Enthaarungsmittel, wie Martial dem Gargilianus vorwirft:

„Du machst Glatz' und Gesicht durch Dropax glatt und Psilothron.
Macht vielleicht der Barbier, Gargilianus, Dir Furcht?
Was mit den Nägeln thun? Denn diese kannst Du gewiß nicht
Dir abschneiden mit Harz und mit venetischem Thon.“

Aus der Naturgeschichte des Plinius lernen wir, daß vor Anwendung der Einreibung stets die Haare erst ausgerissen werden mußten. Seine Rezepte lauten wunderlich: Thunfischblut, Froschblut, geröstete Blutegel, Bibergeil mit Honig u. s. w.! Martial

---

des Knaben das ganze Portrait empfangen soll. Was hat man aber in den Versen finden wollen? Nichts geringeres, als daß wir in Gott Amor den ersten Photographen besitzen und daß der Spiegel eine nach Daguerres Weise präparirte Platte war! (Vergl. Neue Jahrbb. für Phil. und Pädog. von Fleckeisen u. Masius. 1866. 9. Heft, S. 642, wo auch die von uns Kulturbd. Bd. I. S. 170 widerlegte Ansicht über das Alter des Tischrückens wieder aufgewärmt wird.)

erwähnt ſogar einen Sonderling, der dreierlei Methoden der Bartbehandlung in Anwendung brachte:

„Ein Theil iſt Dir raſirt, ein Theil des Kiefers geſchoren,
Einer gerupft. Wer hält das für ein einziges Haupt?“

Im Gegenſatz zu der helleniſchen Sitte ließen die Römer bei einfallender Trauer Bart und Haupthaar lang wachſen. Es bedarf dies ebenſo wenig der Belege, als der Brauch, daß ſich die Sklaven das Haupthaar knapp ſchoren, ſobald ſie die Freiheit erhielten. Aber auch die peinlich Angeklagten, welche während des Prozeſſes trauerten, pflegten ſich das Haar abzuſchneiden und darum heißt es bei Martial:

„Die Togaten vorn und hinten rings um Saufejus
In ſolcher Anzahl, als den Regulus Volk heimführt,
Wenn er Angeklagte, geſchoren, Tempeln zuſendet,
Betrachteſt Du?“

Schon zu Cicero's Zeit pflegten die Dandys der Hauptſtadt auch auf das Haupthaar große Sorgfalt zu verwenden. Außer einer Unzahl ätheriſcher Oele und Pomaden gebrauchte man auch ſchon das Brenneiſen zur künſtlichen Kräuſelung. Der Redner rügt an mehreren ſeiner Feinde und an den Katilinariern das wohlgekämmte, ſalbenduftende Haar und ſelbſt die Soldaten Cäſars parfumirten ſich! Noch ſchlimmer wurde es ſpäter. Nero ließ ſich das Haar in ſymmetriſchen Stufen aufbauen und wie peinlich ſtudirt das Toupet vieler Zeitgenoſſen war, giebt folgende Schilderung Seneka's zu erkennen: „Nennſt Du jene Leute müßig, die viele Stunden bei dem Friſeur zubringen, während ausgerupft wird, was in der vorhergehenden Nacht nachgewachſen iſt, während über die einzelnen Haare zu Rathe gegangen wird, während die in Verwirrung gerathene Tour wieder geordnet oder die dünn werdende von beiden Seiten nach der Stirne zu gekämmt wird? Wie gerathen ſie in Zorn, wenn der Friſeur etwas nachläſſig geweſen iſt! Wie fahren ſie auf, wenn etwas aus ihrem Schopfe abgeſchnitten wird, wenn etwas außer der Reihe zu liegen kommt, wenn nicht alles in ſeine Ringeln zu-

rückfällt! Wer ist unter jenen, der nicht lieber sein Vaterland, als sein Haar in Unordnung kommen lassen will? Diese Leute nennst Du müßig, deren Beschäftigung zwischen Kamm und Spiegel getheilt ist?" Vom Beginn des 3ten Jahrhunderts bis auf Konstantin war übrigens ein ganz kurzer Haarschnitt Mode.

Epochemachend für die Bärte war die Regierung Hadrians. Dieser Kaiser ließ nämlich wegen der Muttermäler, die sein Gesicht verunzierten, den Bart wieder voll wachsen und daß dieses Vorbild Nachahmer fand, bezeugen die kaiserlichen Bildnisse bis Konstantin, nur daß man nach Elagabal wieder einen Theil des Backenbarts schor.

Die Kahlköpfigkeit war, wie bei uns, eine unangenehme Zugabe des Alters und eine Zielscheibe für Neckereien. Cäsar ließ sich das Vorwärtskämmen seiner Haare angelegen sein und übte aus demselben Grunde kein Vorrecht beständiger, als das Tragen des Lorbeerkranzes. Auch Tiberius hatte eine bedeutende Glatze; dennoch wagte ein Prätor, Namens Sejanus, ihn dadurch zu verhöhnen, daß er an dem lustigen Feste der Flora die sämmtlichen Feierlichkeiten durch Kahlköpfe verrichten und endlich des Nachts den Zuschauern von 5000 kahl geschorenen Sklaven heimleuchten ließ! Domitian endlich ärgerte sich so über seinen Haarmangel, daß er jeden auch auf einen Anderen zielenden Scherz auf sich bezog und sogar ein Buch „über die Pflege der Haare" schrieb. Plinius, der Aeltere, giebt eine solche Menge Wiedererzeugungsmittel der Haare an, daß unsere Zeit schon deshalb mißtrauisch gegen die neueren Tinkturen werden sollte. Gegen das Grauwerden räth er zu einer aus Regenwürmerasche und Oel bereiteten Pomade!

Mit fremdem Haar den Schaden zu decken war in der ersten Kaiserzeit schon sehr gewöhnlich. Sueton berichtet von Kaligula, daß er in seiner Jugend auf nächtlichen Streifzügen in der Stadt eine Perücke trug, und von Otho, daß seine falsche Tour kaum erkennbar war. Originell aber war der Einfall eines Gecken zu Martials Zeit, den kahlen Schädel

haarähnlich zu färben! Wenigſtens geſtatten die Verſe des Epigrammatikers nicht an etwas anderes zu denken:

„Phöbus,' Du lügſt Dir Haar, aus Salbe künſtlich gebildet,
Und die ſchmutzige Glatz' iſt mit gemaltem bedeckt,
Nöthig haſt Du es nicht für den Kopf Haarſcheerer zu brauchen,
Dich zu ſcheeren vermag beſſer, o Phöbus, ein Schwamm."

Auch in Rom beſuchten die Meiſten das Atelier des Friſeurs, wo man, wie in dem Beſuchzimmer des Arztes und in dem Laden des Buchhändler's zugleich der Unterhaltung nachging und nicht blos die Haare in Ordnung bringen, ſondern auch die Nägel beſchneiden ließ. Die Wahl der Barbierſtube hing natürlich von der Geſchicklichkeit des Inhabers ab; denn niemand wollte gern dulden, was Horaz dem Mäcenas ſchreibt:

„Iſt mir vom Bader das Haar zu ungleich geſchnitten, ſo lachſt Du?"

Martial hat einem Tölpel, Namens Antiochus, ein unſterbliches Denkmal geſetzt, worin es am Schluſſe heißt:

„Alle die Narben, wieviel Ihr zu zählen vermöget am Kinne,
Wie ſie ein alter Athlet ſehen uns läßt an der Stirn,
Machte mir nicht im Groll mit zornigen Nägeln die Gattin,
Sondern Antiochus Stahl, ſeine verwünſchete Hand.
Unter den Thieren geſammt hat eines Verſtand nur, der Geisbock:
Daß ihn Antiochus nicht martere, trägt er den Bart."

Wer aber einmal eine große Sklavenfamilie unterhielt, pflegte auch einen in der Friſirkunſt erfahrenen, dienſtbaren Geiſt zu beſitzen, der oft ſich der beſonderen Zuneigung ſeines Herrn zu erfreuen hatte. Einem ſolchen Gegenſpiel des Antiochus widmete Martial die zarten Verſe:

„Unter dem Grabſtein liegt, in kindlichen Jahren entriſſen,
Pantagathus, den geliebt und den betrauert ſein Herr,
Welcher zu ſchneiden geſchickt das flatternde Haar und zu ſäubern
Mit kaum ſtreifendem Stahl borſtige Wangen verſtand.
Magſt auch, Erde, Du ſanft und leicht ſein, wie er verdienet,
Leichter kannſt Du doch nicht ſein als die künſtliche Hand."

Mit wohlriechenden Eſſenzen und Oelen parfumirte man ſich nicht nur das Haar, ſondern auch die Kleider. Am gewöhnlichſten geſchah es nach dem Bade und vor der Mahlzeit und

das beliebteſte Parfum war aus den Blüthen des indiſchen und arabiſchen Baldrians (Narde) bereitet. Seneka klagt über die Manie ſeiner Zeitgenoſſen, den ganzen Tag duften zu wollen: „Es iſt ihnen zu wenig, Salbe zu nehmen, wenn ſie nicht zwei- oder dreimal des Tages erneuert wird, damit ſie nicht am Körper verdufte. Prahlen ſie nicht mit dem Wohlgeruche, als wäre es ihr eigener?“ Ja ſogar der Schminke blieben die Weichlinge nicht fremd! Juvenal ſagt:

„Jener verlängert die Brauen, gefleckt von gefeuchtetem Rußе
Mit gebogener Nadel und ſchminkt die zitternden Augen,
Hebend den Blick.“

Daſſelbe ergiebt ſich aus dem ironiſchen Lob, das der jüngere Plinius dem Rabuliſten Regulus widmet: „Er hielt doch etwas auf Studien, hatte Furcht, war bleich, ſchrieb, wiewohl er ſich das nicht abgewöhnen konnte, daß er bald das rechte, bald das linke Auge ummalte, das rechte, wenn er als Kläger, das linke, wenn er als Vertheidiger zu thun hatte, daß er das weiße Schminkpfläſterchen jetzt über das eine, dann über das andere Auge ſetzte.“ Dieſe Stelle lehrt zugleich, daß die ſtern- oder mondförmigen Pfläſterchen, die Martial an ein paar Stellen erwähnt, wirklich nur Schönpfläſterchen waren.

Den Gebrauch der Fingerringe ſollen die Römer von den Sabinern oder den Etruskern überkommen haben. Der Ring war als Träger des Siegelzeichens anfangs nur von Eiſen und daß der gemeine Mann noch ſpäter bei dieſer Sitte blieb, ſieht man aus Appian, der über ein Gefecht während des dritten puniſchen Krieges berichtet, daß man die Leichen der gefallenen Römer an den Ringen erkannt hätte, weil die Kriegstribunen goldene, die Gemeinen aber eiſerne führten. Nach und nach war nämlich der goldene Ring eine Auszeichnung der Senatoren, Ritter und Magiſtrate geworden, bis endlich Severus und Aurelian auch allen Soldaten die Erlaubniß gab, ſich mit demſelben zu ſchmücken. Nach Plinius ſoll der ältere Scipio Afrikanus zuerſt einen Gemmenring getragen haben. Auch auf

dieſe Gattung des Schmucks wandten eitle Männer ungeheure Koſten. Vom Dichter Arruntius Stella ſagt Martial:

„Jaspis und Diamant' und Smaragd' und Sardonyche ſiehſt Du
Meinen Stella, Sever, tragen an einem Gelenk."

und von einem gewiſſen Charinus:

„Sechs Ring' an jedem Finger trägt Charinus ſtets
Und legt auch nicht des Nachts ſie ab,
Noch wenn er badet. Wiſſen wollt ihr den Grund?
Ein Ringbehälter fehlet ihm."

Behauptet doch Juvenal, daß zu ſeiner Zeit einem Cicero nicht 200 Seſterzen für einen Prozeß geboten würden, wenn nicht ein großer Edelſtein an ſeinem Finger blitzte, und daß ein gewiſſer Paulus mit einem geborgten Sardonyx plaidirte! Manche Parvenus zeichneten ſich durch die Solidität ihrer Ringe aus, wie der ehemalige Sklave Zoilus, den Martial mit den Verſen anredet:

„Wozu, Zoilus, frommt's, daß ein ganz Pfund Gold Du zur Faſſung
Brauchſt für den Stein und ſo Deinen Sardonyx verdirbſt?
Der Ring hätte ſich jüngſt für Deine Beine geſchicket;
Nicht daſſelbe Gewicht iſt für den Finger gemacht."

Dagegen ſpricht Juvenal von einem Narren, Namens Krispin, der im Sommer leichtere Ringe zu tragen pflegte, als im Winter!

Das Tragen des Stockes ſcheint bei den Römern nur Reiſenden, Bauern, Hirten und Bettlern anheim gefallen zu ſein. Ueberhaupt diente er nur den wirklichen Bedürfniſſen und darum führten ihn außerdem die Centurionen und die Amtsdiener, ſowie auch gebrechliche und ſchwache Perſonen.

Die Beſtimmung der weiblichen Garderobe bietet für Rom noch größere Schwierigkeiten als für Hellas. Eine Unmaſſe von dunkeln Namen liegt vor, die auf Verſchiedenheiten in Stoff, Farbe und Schnitt hindeuten und von denen man annehmen kann, daß ſie dem um ein paar Jahrhunderte jüngeren Erklärer bereits im Alterthum Kopfzerbrechen verurſachten. Sagt doch ſchon Plautus in ſeinem „Epidikus" von den Damen: „Er-

finden sie nicht alle Jahre neue Namen für die Gewänder?" Nur in den Hauptstücken, welche der Kleidung den nationalen Stempel aufdrücken, ist eine sichere Trennung möglich und hiernach zerfällt der weibliche Anzug in drei Theile.

Zunächst umschloß den Körper eine Tunika, die bis ans Knie reichte und in alter Zeit wohl, wie der dorische Chiton, ärmellos war, später aber oft weite, bis zum Ellbogen reichende, nach außen geschlitzte und mit Agraffen wieder zusammengesteckte Aermel hatte. Dieses Unterkleid hat wohl ursprünglich auch aus feiner Wolle bestanden; doch scheint mit der Zeit die Leinwand sich sehr eingebürgert zu haben, da es nach Plinius von Varro als eine Merkwürdigkeit erwähnt ward, daß es in der Familie der Serrani althergebrachte Sitte der Frauen war, keine leinenen Kleider zu tragen. Die Tunika wurde übrigens nur gegürtet, wenn man sie im Hause allein trug. Die Stelle unseres Corsets, aber in weniger drückender und pressender Weise, vertrat ein ledernes Busenband. Daß dasselbe über dem Hemde angelegt wurde, ergiebt sich aus einem Fragmente des Dichters Turpilius, eines Zeitgenossen von Terenz, wo ein Mädchen darüber klagt, daß sie einen zwischen Tunika und Busenband verborgenen Brief verloren habe. Eine Stelle des Terenz bezeugt allerdings, daß, wenigstens in jener Zeit, der Geschmack dem modernen Streben nach Wespentaille ähnelte. Es sagt nämlich im „Eunuchen" Chärea über den Gegenstand seiner Leidenschaft: „Sie ist gar nicht unseren Jungfrauen ähnlich, bei denen die Mütter darauf sehen, daß sie, um schlank zu sein, die Schultern herabsenken, die Brust schnüren. Wenn eine etwas voll wird, heißt es, sie gleiche einem Faustkämpfer. Man setzt sie auf schmälere Kost. Obgleich die Natur gut ist, macht man sie durch Pflege zu binsenähnlichen Geschöpfen."

Ueber das unterste Gewand zog man eine zweite, viel längere Tunika, Stola genannt. Diese hatte entweder den halben Arm bedeckende Schlitzärmel oder war ärmellos und wurde, wie der Chiton, auf den Achseln durch Spangen oder Schleifen zusammengehalten, während die Aermel der unteren Tunika dann

sichtbar waren. Die Stola war aber auch, wie das attische Frauenkleid, länger als die ganze Gestalt und wurde deshalb so gegürtet, daß ein Theil des heraufgezogenen Gewandes als überflüssiger Faltenbausch über den Gürtel hinabfiel und das Ganze an den Bildwerken den Schein erzeugt, als erblicke man ein zweites kurzes Gewand über dem bis auf die Füße reichenden langen. Den Faltenreichthum der Stola bekundet auch der Vers Martials: „Mehr als Deine Stola trägt die Stirne Falten." Ein besonderes Kennzeichen der Stola bildet die Instita, eine an den unteren Saum genähte Falbel, die Horaz meint, wenn er sagt:

„Gar manche entzückt eine Frau nur,
Wenn, mit der Falbel besetzt, das Gewand ihr die Knöchel bedeckt hält."

Sie muß zugleich etwas Schleppenartiges gehabt haben, denn Ovid redet sie an: „Lange Instita, die Du die Mitte der Füße bedeckst!" Die bei vornehmeren Frauen noch am Halse mit einem goldenen Saum verzierte Stola war ebenso Standestracht der anständigen Römerin, wie die Toga das Vorrecht des römischen Bürgers. Sonderbarerweise mußten nun die Ehebrecherinnen und die Prostituirten anstatt der Stola die Toga tragen, welche in der ältesten Zeit nach bestimmten Zeugnissen beiden Geschlechtern gemeinschaftlich war. Tibull bittet die Mutter seiner Delia:

„Keusch nur lehre sie sein, obschon kein Band das geflochtene
Haar umschlingt, noch den Fuß decket der lange Talar;"

auch läßt er die eifersüchtige Sulpicia sprechen:

„Möge die Toga Dir mehr und die Metze, gebannt an den Spinnkorb,
Mehr als Sulpicia jetzt gelten, des Servius Kind."

Auch Horaz nennt die lockeren Libertinen „Togaträgerinnen" und Martial ruft unmuthig aus:

„Scharlach und Veilchenfarbnes empfängt die verrufene Buhlin;
Willst Du ihr, was sie verdient, schenken, die Toga dann sei's."

Nur außerhalb Roms wagten es die Damen des Demimonde ihren Stand zu verleugnen, wozu ein Bruchstück des Komikers Afranius einen treffenden Beleg liefert. Auf die verwunderte Frage: „Eine Buhlerin in langem Kleide?" lautet nämlich die Antwort: „An fremdem Orte pflegt sie es zu tragen, um sich

zu schützen." Schon am Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. waren jedoch diese Unterschiede verwischt und Tertullian klagt, daß die schönen Sünderinnen den anständigsten Frauen glichen. Was die Farbe endlich betrifft, so weist eine leider nicht übersetzbare Stelle des Horaz (Satir. I, 2, 36) der Stola der Matronen deutlich genug die weiße an.

Die Bestimmung des dritten Hauptstückes der weiblichen Kleidung ist schwieriger und unsicherer, weil man einerseits einen der Toga und dem Pallium ähnlichen Umwurf, andererseits eine zum Anziehen bestimmte Obertunika darunter verstehen will, eine Differenz, welche besonders durch die Unklarheit der Schriftsteller verursacht worden ist. Die Palla wird vom Bischof Isidorus in seinem encyklopädischen Lexikon ein viereckiges Gewand genannt und wenn man dazu nimmt, daß Seneka in der Schrift über den Zorn mit demselben Worte einen Vorhang bezeichnet, und die nicht zu leugnende sprachliche Verwandtschaft zwischen Palla und Pallium, dem griechischen Himation, in Anschlag bringt, so ist man in voraus abgeneigt, an einen Anzug im wörtlichen Sinne zu denken. Es sprechen aber auch direkte Beweise für die mantelartige Form der Palla. Indem Horaz angiebt, was der Annäherung an eine verheirathete Frau im Wege stehe, nennt er neben den Hütern, Gesellschafterinnen, Haarkräuslern auch „die bis auf die Knöchel herabwallende Stola und die diese einschließende Palla." Appulejus beschreibt sogar die Art des Umwurfs für die Palla genau so, wie sie beim Pallium und der Toga Sitte war. Ebenso läßt sich ein Fragment des Varro hierher ziehen, in welchem eine alte römische Bestimmung wegen der Todtenbestattung enthalten ist, dahin lautend, daß die Frauen, so lange die Leiche über der Erde wäre, mit Schleiertüchern trauern sollten, beim Begräbnisse selbst aber „in schwarze Pallen gehüllt". Wenn man nun die vorhandenen Bildwerke damit vergleicht, so erkennt man sehr oft die Palla in dieser Gestalt, nur daß die Römerinnen in der Drapirung des Umwurfs nicht, wie die Männer, sich streng an einen gewissen Typus banden, sondern ihrem freien Geschmacke

folgten. Bei der in nachläſſiger Stellung zurückgelehnten Statue der jüngeren Fauſtina (der Gemahlin des Antoninus Philoſophus) liegt die Palla, wie ein Plaid, ausgebreitet über den Knieen. Dagegen läßt an der in Neapel befindlichen Bildſäule der Livia die Palla die Bruſt frei, während ſie ſich ſonſt um den ganzen Körper ſchlägt, ſo daß das unter der rechten Schulter herkommende Ende über den linken Arm hinwegfällt. Die Marmorſtatue der jüngeren Agrippina zeigt die Palla, die ganze Geſtalt nebſt dem Haupte und beiden Armen in anmuthigen Falten bis ungefähr zu den Füßen herab umfließend. Endlich erblickt man auf einem 1761 in Herkulaneum gefundenen Gemälde, „die Schmückung der Braut" genannt, die Palla in dreierlei Anordnung. Die Mutter, welche auf einem Seſſel ſitzt, hat blos den Unterleib bis zur Taille damit umwunden; an der neben ihr ſtehenden Tochter fällt ſie vom linken Oberarme aus, Rücken und rechte Seite bis zur Hüfte frei laſſend, nachläſſig herab; die der Braut ſelbſt iſt augenſcheinlich knapper, läßt beide Arme und die rechte Bruſt frei, reicht bis zur Kniehöhe herab und hat ihren Halt auf der linken Schulter. Wenn nun neben dieſer eigentlichen Palla an mehreren Stellen eine gegürtete Kleidung zum Anziehen ebenſo genannt wird und man ſich nun eine Obertunika darunter denkt, „welche, wenn ſie ungegürtet war, mit einem Pallium Aehnlichkeit hatte, während ſie, gegürtet, ſich gar nicht von der Stola unterſchied," ſo iſt das Erſte ſchwer verſtändlich, das Zweite undenkbar. Wie dehnbar überhaupt das Wort Palla war, ſieht man nicht nur daraus, daß es auf die aus Griechenland einwandernde, lange, weitfaltige Kitharödentunika übertragen wurde, ſondern daß Martial ſogar von einer galliſchen Männerpalla ſprechen konnte. Und worin beſtand dieſelbe? Aus Strabo, verglichen mit Martials eigenen Worten (womit zwei zu Lyon gefundene Bronzen ſtimmen), geht hervor, daß es ein vorn offener, mit langen Aermeln verſehener, nur bis zur Mitte des Geſäßes reichender Chiton war, alſo eine Art von Jacke oder Juppe! — Uebrigens finde ich die gewöhnliche Behauptung, daß Buhlerinnen und Liber-

tinen außer der Stola auch die Palla nicht haben tragen dürfen, nur hinsichtlich der ersteren gerechtfertigt. An allen Stellen mit Ausnahme der von Horaz angeführten ist blos von der Stola die Rede. Diese ist aber wieder nicht blos ehrbaren Frauenzimmern, sondern ausdrücklich den Matronen d. h. verheiratheten Frauen eigenthümlich. Soll man nun annehmen, daß die ganze Masse unbescholtener Mädchen aus niederem Stande das Abzeichen der Anrüchigkeit, die Toga, geführt habe? Ja, die römischen Bürgerstöchter trugen bis zur Verheirathung die Toga, aber die mit dem horizontalen Purpursaume verbrämte (Prätexta), und deshalb spricht der Schatten Kornelia's bei Properz zu ihrem Gatten:

„Als der vermählenden Fackel die purpurbesäumete Toga
Wich und gern sich das Haar schmiegte dem Schleier der Braut,
Ward, mein Paulus, ich Dein."

Gerade die Libertinen, die nicht Buhlerinnen von Profession waren, werden zur langen Tunika, die nur durch die Instita zur Stola wurde, die Palla getragen haben. Sie scheint auch Ovid zu meinen, wenn er unter den Rathschlägen, die darauf hinauslaufen, sich seiner jungen Nachbarin im Cirkus angenehm zu machen, wörtlich sagt: „Wenn das Pallium, zuweit hinabgesunken, auf der Erde aufschleppt, so fasse es zusammen und hebe es dienstfertig vom Boden auf!" Unwillkürlich denkt man auch an die Palla, wenn der Dichter von der Prozession zu Ehren der Juno in Falerii spricht:

„Wo nur die Göttin erscheint, sieh, Mädchen und Jünglinge furchtsam
Mit nachschleppendem Kleid fegen die Straße voran."

Uebrigens begannen zu dieser Zeit die Matronen bereits die sie auszeichnende Stola abzulegen und schon unter Tiberius wurde von Cäcina Severus ein Strafantrag im Senat in bezug darauf gestellt. Anstatt die Palla über den Kopf zu ziehen, trugen die Matronen in alter Zeit ein Schleiertuch, das, am Hintertheil des Kopfes befestigt, noch über die Schultern herabfiel. Wie allgemein der Gebrauch war, ergiebt sich daraus, daß die zweite Ehescheidung in Rom ihren Grund darin gehabt

haben ſoll, weil ein gewiſſer Sulpicius Gallus ſeine Frau auf der Straße in bloßem Kopfe angetroffen hatte! Im religiöſen Gebrauche erhielt ſich dieſes Kopftuch bis in die Kaiſerzeit.

Die ſeidenen Stoffe wurden ſchon zu Nero's Zeit von dem weiblichen Geſchlechte geliebt. Die dünnen Gewande aus Kos waren in Rom eben ſo berüchtigt als in Griechenland. Horaz und Seneka ſtimmen darüber überein, daß eine Dame in ſolcher Hülle nicht die Götter zu Zeugen aufrufen könne, ſie ſei nicht nackt! Und doch wurden ſie nicht etwa blos von Schönen zweideutigen Rufs vorgezogen!

Die Farbe auch der Toga und Palla wird in der älteſten Zeit wohl keine andere geweſen ſein als die weiße. Wenn man dem Valerius Maximus glauben darf, ſo erhielten die Matronen erſt zu Koriolan's Zeit, als Belohnung ihres unter Führung von Veturia und Volumnia dem Staate geleiſteten Dienſtes, außer dem Vorrechte, daß ihnen von den Männern auf dem Trottoir ausgewichen werden mußte, die Erlaubniß, Purpurgewänder und goldene Borten zu tragen. In der Drangſal des zweiten puniſchen Kriegs (215 v. Chr.) brachte aber der Volkstribun Oppius eine Bill durch, nach welcher keine Dame mehr als eine halbe Unze (4/5 Loth) Goldſchmuck beſitzen ſollte und buntfarbige Kleiderſtoffe verpönt waren. Doch hielt ſich dieſes Verbot nur zwanzig Jahre, worauf es unter hartem Kampfe wieder aufgehoben ward. Daß es ſich beſonders um die Farbe des Ueberwurfs handelte, erkennt man aus den Worten des Antragſtellers Valerius: „Während es Dir als Mann erlaubt iſt, die Purpurfarbe bei einer Decke anzuwenden, wirſt Du Deiner Frau nicht geſtatten, einen purpurnen Umwurf zu beſitzen und Dein Pferd wird prächtiger geſattelt ſein, als Deine Gattin bekleidet.“ Schon dieſe geſchichtlichen Thatſachen laſſen erkennen, wie übertrieben die oft wiederholte Behauptung Böttiger's iſt, daß nur durch Eindringen barbariſcher Sitte das eigentlich allein wohlanſtändige Weiß in der römiſchen Frauentracht verdrängt worden ſei. Allein wenn man auch auf das phantaſtiſche, auf Effekt berechnete Kolorit der weiblichen Geſtalten auf den

uns erhaltenen Gemälden nicht allzuviel geben will, so giebt es genug Andeutungen bei den Autoren, die den allgemeinen Gebrauch unzweifelhaft machen. Schon Plautus nennt unter den entschieden römischen Kleidernamen im „Epidikus", und zwar ohne Bezug auf die Hetären, gemusterte, goldgestickte, röthliche, gelbe, safranfarbige, wasserblaue Stoffe und in seiner „Topfkomödie" befinden sich unter den bei der Hochzeit auf Bezahlung wartenden Handwerkern auch der Goldsticker, Safran-, Gelb-, violettfärber. Auch Ovid scheint nicht blos den Geschmack leichtfertigerer Mädchen im Auge zu haben, wenn er die den Lenz an Farbenreichthum übertreffenden Nuancen der Wolle durchgeht. Martial ist in dem oben angeführten Epigramme unwillig darüber, daß einer Frau von schlechter Aufführung bunte Stoffe geschickt werden, da ihr die Toga gehöre, und sagt von einem Splitterrichter:

„Der keinen, wer in Scharlach geht, als Mann ansieht,
Und Weiberkleider nennet amethystfarbne."

Am entschiedensten aber ist das Zeugniß des unter Tiberius lebenden Valerius Maximus, der von den Frauen der älteren Zeit schreibt: „Damit übrigens ihre Keuschheit nicht so traurig und rauh, sondern mit einiger Munterkeit gemischt wäre, trugen sie Gold in Ueberfluß und vielen Purpur und färbten, um ihre Gestalt anmuthiger zu machen, ihr Haar röthlich."

Freilich hatten, wie in Athen, auch die römischen Frauen übergefallsüchtiger Natur eine Vorliebe für grelle, auffallende Farben; denn Seneka sagt, in den physikalischen Untersuchungen die Verweichlichung der Männerwelt verwünschend: „Buhlerische Farben, die nicht einmal ehrbare Frauen anziehen dürften, legen wir Männer an."

Es gab damals gemusterte, moiréartige Stoffe; aber auch gewürfelte und buntgestickte. Die farbigen waren gleich in der Wolle gefärbt; nur in Aegypten färbte man nicht nur fertige Zeuge, sondern hatte auch eine Art Kattundruck für bereits getragene, indem man vor dem Eintauchen in den Kessel vermittelst irgend eines chemischen Mittels Figuren auf den Stoff zeichnete, die dann entweder die Farbe gar nicht oder in einem

anderen Tone annahmen. Beſondere Beachtung verdient noch die Purpurfarbe, welche die Alten dem aus einer Cochenilleart bereiteten Scharlach vorzogen. Die aus dem Safte der eigentlichen Purpurſchnecke und der Trompetenſchnecke ſtammende Farbe hatte eine hellrothere und eine dunklere, ſchwärzliche Tinte. Durch verſchiedene Miſchungen und Verdünnungen entſtanden aber dreizehn andere Schattirungen. Der tyriſche, leuchtend dunkelrothe Purpur, der doppelter Eintauchung bedurfte, war der koſtbarſte und nach Plinius koſtete von ihm das Pfund Wolle beinahe 300 Thaler; die zweite Sorte dagegen, der ſchon genannte violette Amethyſtpurpur, war für 30 Thaler zu haben. Die Kleider aus der theuern, zweimal gefärbten Purpurwolle hatten die große Unannehmlichkeit, daß ſie übel rochen. Martial ſtellt ſie in dieſer Beziehung zuſammen mit faulig gewordenem Seewaſſer, mit dem Dampfe der verlöſchenden Lampe, mit dem Filzſtiefel eines alten Soldaten! Während der unächte und verfälſchte Purpur niemandem zu tragen unerlaubt war, blieb der ächte unter den Männern ein Vorrecht der Magiſtrate. Dies Alles änderte ſich mit dem Eintritte der Monarchie. Schon Cäſar hatte ein beſchränkendes Geſetz erlaſſen, das den Gebrauch des Purpurs nur gewiſſen Ständen zu beſtimmten Zeiten geſtattete. Dies Verbot wiederholte Auguſtus, wie es ſcheint, nur um die Vorrechte der höheren Beamten und Senatoren zu wahren. Später behielten ſich aber die Regenten ſpeziell den Gebrauch der Purpurtoga vor. Nero verbot den ächten Purpur beiden Geſchlechtern und befahl allen Purpurhändlern die Buden zu ſchließen. Ja als er einmal auf der Bühne ſang und eine vornehme Dame in dem verbotenen Schmucke ſich gegenüber ſitzen ſah, ließ er ihr nicht blos das Kleid wegnehmen, ſondern auch ihr Vermögen konfiſziren. Unter den Flaviern ſcheint, wie aus Martials Epigrammen erhellt, keine Strenge in Bezug auf den Purpur geherrſcht zu haben. Unter den ſpäteren Kaiſern waren Alexander Severus und Aurelian ſo galant, den Matronen den Purpur erſter Klaſſe zu geſtatten; denn die ſchlechteren Sorten waren ſpäter immer im Privathandel, während die vorzüglichſte Art,

die „heilige" oder „hochzuverehrende", nur in besonderen kaiserlichen Fabriken gefertigt wurde.

Hinsichtlich der Fußbekleidung haben wir dem über die Männerschuhe Gesagten nur hinzuzufügen, daß die Schuhe der Frauen von feinerem Leder, mehr verziert und besonders gern von bunter Farbe waren.

Die äußerste Sorgfalt wendeten die Römerinnen auf ihre Frisur und mit Recht sagt Appulejus: „Eine so imponirende Schönheit liegt im Haare, daß wenn eine Frau auch mit Gold, Kleidern, Edelsteinen und allem übrigen Putz geziert einhertritt, doch sie nicht für fertig geschmückt gelten kann, so lange sie nicht das Haar geordnet hat."

Zunächst scheint ein Unterschied zwischen der Haartour der Mädchen und der der Verheiratheten von alter Zeit her stattgefunden zu haben. Denn die Mädchen flochten die Haare bis zur Verheirathung in einen Zopf zusammen oder vereinigten die vorn glatt gescheitelten Haare nach griechischer Manier in einem hinter dem Scheitel stehenden Knoten oder Schopf. Aber am Abend vor dem Hochzeitstage wurde das Haar der Braut auf jeder Seite in drei Locken gelegt, die man mit wollenen Bändern durchzog. Der Grammatiker Festus enthält darüber die Notiz: „Mit sechs Locken werden die Heirathenden geschmückt, weil dies ein uralter Schmuck gewesen ist." Im „Soldaten" des Plautus wird eine Sklavin als Frau des Periplektomenes ausstaffirt, um den Helden des Stücks zu berücken. Von ihr sagt Palästrio: „Du mußt sie, nach Art der Matronen gekleidet in Dein Haus bringen; sie muß wohl frisirt sein, Locken und Bänder haben und sich anstellen, als sei sie Deine Frau." Wie aus einer anderen Stelle hervorgeht, hieß überhaupt im gewöhnlichen Leben „Locken anlegen" soviel wie „heirathen". Im „Hausgespenste" sagt nämlich eine Zofe zur Gebieterin: „Wenn Du sicher annehmen kannst, daß Du auf Lebenszeit Dein Auskommen hast und daß jener Liebhaber Dir treu bleibt, so bin ich der Meinung, daß Du willfahren und Locken anlegen mußt." Daß aber dieser Gebrauch nicht abkam, sondern sogar von den

chriſtlichen Jungfrauen beobachtet wurde, beweiſen folgende Worte Tertullians: „Sogar unſere Glaubensgenoſſinnen bekennen durch ihre Tracht die Aenderung der Lebensjahre und ſobald ſie ſich als Weiber fühlen, trennen ſie ſich von den Jungfrauen, indem ſie wenigſtens vom Haupte ablegen, was ſie geweſen ſind: ſie ändern die Haartracht und mit üppigerer Nadel ſich die Friſur aufſteckend geben ſie durch die von der Stirne aus getheilten Locken offen ihren Weiberſtand zu erkennen.“ Beſonders gefielen ſich die Verheiratheten in einem hoch im Bogen emporſteigenden Toupet. Violantilla, die Braut des Dichters Stella, läßt Statius von der Liebesgöttin ſelbſt friſirt werden, die dann zu Kupido ſpricht: „Sieh hin auf den Ehrenſchmuck der hohen Stirn und auf das Lockengebäude!“ Und ſo ſagt auch Juvenal:

„Reih' auf Reihe ſie häuft, empor zu hohen Etagen
Thürmt ſie die Locken des Haupts, Andromache ſiehſt du von vorne;
Rückwärts kleiner, erſcheint ſie als andere.“

Ein ſichereres Unterſcheidungsmittel, als die beſprochene Haartour, welche oft aus Laune und Emanzipationsſucht bei Seite geſchoben wurde, bildeten aber für die Matronen die bereits in Verbindung mit der Stola erwähnten, wollenen Bänder. Nun hatten aber auch die Mädchen ihre beſonderen Haarbänder. Die „Verwünſchungen“ des Valerius Kato enthalten die Worte: „Sollte ich es zuerſt gewagt haben, die keuſche Sittſamkeit meines Mädchens zu verletzen und ihr heiliges Band zu berühren?“ In der Aeneide Virgils heißt es von den Räubern des Palladiums: „Sie wagten es, die jungfräulichen Bänder der Göttin zu berühren.“ Endlich ſagt auch bei Valerius Flakkus die Zauberin Medea: „Da gab ich unter Thränen den jungfräulichen Bändern die letzten Küſſe.“ Properz nennt ausdrücklich das Haarband der Matronen „ein anderes“, „zweites“ und Valerius Maximus führt auch dieſe Auszeichnung auf die Zeit Koriolans zurück.

Wie wechſelvoll und unbeſtändig die Mode war, belehrt uns am beſten Ovid in ſeiner Liebeskunſt, wo es heißt:

„Weder vermagſt Du zu zählen an buſchiger Eiche die Blätter,
Noch die Bienen der Flur, noch das Gewild auf der Alp;

Alſo auch mir iſt verſagt, die Friſuren in Zahlen zu faſſen,
Findet doch neuen Ornat jeglicher folgende Tag."

Außerdem giebt der Dichter den Rath, mit Zuziehung des Spiegels nach Geſtalt und Geſichtsbildung die Haartour zu wählen. Einem länglichen Geſichte zieme ein glatter Scheitel, einem runden das Aufkämmen nach der Stirn zu, ſo daß dort ein Knoten ſich winde und die Ohren unbedeckt bleiben; die Eine möge ſich das Haar um die Schultern flattern laſſen, die Andere nach Diana's Vorbild im Nacken zuſammen binden, um die welligen Locken zu halten. Zu letzterem Zwecke dienten auch lange goldene Neſtnadeln, wie ſie Martial in folgenden Verſen erwähnt:

„Daß nicht triefendes Haar Dir die glänzende Seide beflecket,
Werde der Lockenbau feſt durch die Nadel geſteckt."

Auch goldgeſtickte Stirnbänder und mit Edelſteinen beſetzte Diademe liebte man als beſondere Zierde des Hauptes.

Schon in alter Zeit zogen die Römerinnen das röthlich gelbe, goldfarbige Haar allem anderen vor. Valerius Maximus, Kato und Feſtus ſprechen dies aus und die beiden Erſten nennen, als das von jenen angewandte Hauptmittel, die Lauge. Später, als die römiſchen Legionen bis nach Gallien, Belgien und Weſtdeutſchland vordrangen, lernten ſie die alkaliſche Schaumſeife kennen, welche die Bewohner jener Länder ſelbſt zu demſelben Zwecke gebrauchten, und welche nun ein ſehr gangbarer Einfuhrartikel in Rom wurde. Von einer äußerſt dünnen Goldſchale, die Martial zum Geſchenk erhalten hatte, ſagt er ſpottend:

„Stärker lieget das Netz als Schutz dem gekräuſelten Haar auf
Und der bataviſche Schaum, färbt er latiniſches Haar."

Am geſuchteſten ſcheinen die Seifenkugeln von Mattiakum (Wiesbaden) geweſen zu ſein. Bei Martial lieſt man das Epigramm:

„Haſt Du, Alte, den Wunſch, Dein greiſiges Haar Dir zu färben,
Nimm — doch Du, Kahle, wozu? — mattiſche Kugeln von mir."

Die Schärfe dieſer beizenden Pomade war jedoch ſo ſtark, daß die Haut nach Plutarch hoch aufſchwoll, wenn man ſie da-

mit einrieb, und ihrer schädlichen Wirkung auf das schöne Haar einer Geliebten hat Ovid eine ganze Elegie gewidmet. Auch Properz wirft es unwillig seiner Cynthia vor:

„Nein, nun färbst Du Dich gar, Unsinnige, gleich den Britannen:
Mit ausländischem Glanz tändelnd, bemalst Du das Haupt,
Wie die Natur sie verliehn, so macht die Gestalt sich am besten,
Schmählich dem Römergesicht stehet ein belgisches Haar.
Unter der Erde noch mag weh werden dem albernen Mädchen,
Das sich die Haare zuerst fälschte mit trügender Kunst."

Die Kahlköpfigkeit vermehrte sich deshalb ungeheuer unter dem weiblichen Geschlechte und die blonden Haare der Germanen und Kelten selbst wanderten in Masse nach Rom, um sich zu falschen Touren verwenden zu lassen.

„Jetzt sein erobertes Haar muß Dir Germanien senden;
Schmücken wird Dich die Gab' eines besiegeten Volks,"

ruft Ovid der ihrer Haarzier Beraubten zu. Auch bei Martial finden sich vielfache Erwähnungen der Perücke. Eine Saturnaliendevise lautet:

„Feurige Farbe verleiht teutonischen Haaren der Aezschaum;
Besser noch wirst Du geschmückt durch der Gefangenen Schopf."

Wie Schmeichelei klingt es ferner, soll aber wohl Spott sein, wenn er einer Lesbia schreibt:

„Vom mitternächtigen Volk, o Lesbia, schickt' ich Dir Haupthaar,
Daß Du wüßtest, wie viel blonder das Deinige sei."

In dem Romane Petron's werden Enkolpius und Giton, nachdem sie sich haben kahl scheeren lassen, mit Perücken aus Tryphäna's Garderobe ausgestattet und jener sagt von der seinigen: „Ja mein Gesicht hob sich sogar empfehlender heraus, weil die Frisur blond war." Unter blonder Perücke verbirgt nach Juvenal Messalina ihr schwarzes Haar vor ihren nächtlichen Ausflügen. Ovid verräth uns sogar den Hauptstandplatz der römischen Perückenmacher; denn er sagt, die Damen schämten sich gar nicht, offen dieses Toilettenstück zu kaufen. „Wir sehen es verkauft werden vor den Augen des Herkules und dem Jungfrauenchor," d. h. vor dem Tempel des mit den

Muſen zuſammen verehrten Herkules, der auf dem Marsfelde in der Nähe des Flaminiſchen Cirkus lag. Selbſt die bildende Kunſt hat der Flatterhaftigkeit der Römerinnen in ihrer Haartracht Rechnung getragen und die Eitelkeit ihrer Gönnerinnen dadurch befriedigt, daß ſie an den Portraitſtatuen bewegliche Marmortouren anbrachte, die nach der Mode verändert werden konnten!

Zu erwähnen iſt noch, daß die Frauen, um das Haar zuſammenzuhalten und zu ſchonen, ein Netz über den Kopf zogen. Es beſtand oft aus Seide oder, wie das der Gemahlin Trimalchions bei Petron, aus Goldfäden. Auch ein von Juvenal geſchilderter Weichling trägt neben der bläulich gemuſterten oder gelbgrünen Damenrobe ein goldenes Netz. Lampridius erzählt in der Biographie Elagabals, daß Schmeichler aus deſſen Bekanntſchaft ebenfalls Haarnetze trugen, nur um ſich ihm angenehm zu machen! Auch die urſprünglich griechiſche Mode der Sackhauben, welche das Haar entweder ganz umſchloſſen oder das Ende derſelben noch heraushängen ließen, bürgerte ſich in Rom ein.

Die ungemeine Sorgfalt, die man auf die Friſur verwendete, machte das Amt der damit betrauten Sklaven zu einem erſtaunlich wichtigen, mit großer Verantwortlichkeit verbundenen. Unterſtützt von den das Brenneiſen handhabenden männlichen Sklaven übten daſſelbe beſonders in der Kunſt unterrichtete und angelernte „Haarſchmückerinnen“. Der Kaiſer Auguſtus überraſchte einſt, wie Makrobius erzählt, ſeine leichtfertige Tochter Julia bei der Toilette, wo die Haarſchmückerinnen eben beſchäftigt waren, ihr die frühzeitig erſcheinenden Silberlinge zu entfernen. Er ſtellte ſich, als habe er die noch auf dem Kleide zerſtreut liegenden Verräther nicht entdeckt, brachte aber nach und nach das Geſpräch auf ihr Alter und fragte ſie endlich, ob ſie nach einigen Jahren lieber grau oder kahlköpfig ſein wollte. Als ſie aber das Erſte vorzog, entgegnete er: „Warum machen Dich denn jene ſo ſchnell zum Kahlkopf?“ Die Schriftſteller haben uns aber auch in Bezug auf die Geheimniſſe der Toilettenſtunde Scenen viel ärgerlicherer Art aufbewahrt, die von der unfreundlichen Strenge und Reizbarkeit der Römerinnen

nur zu ſtarkes Zeugniß geben. Juvenal ſpricht in ſeiner ſechſten Satire:

„Ordnend das Haar ihr ſteht mit zerzauſetem Lockengeringel
Pſekas, die Schultern entblößt, die Arme, mit offenem Buſen.
„Warum iſt hier die Locke zu hoch?“ Ein Ziemer vom Ochſen
Strafet ſofort ungeſchickter Verkräuſelung arges Vergehen.“

Etwas ganz Aehnliches hat Martial vor ſich, wenn er ſchreibt:

„Nur ein Ringel verſah's in dem ganzen Lockengebäude,
Welcher der Nadel entglitt, da ſie zu locker geſteckt.
Lalage rächte die That mit dem Spiegel, der ſie verrathen,
Und Plekuſa vom Schlag fiel mit zerriſſenem Haar.“

Endlich deutet noch mehr auf allgemeine Gewohnheit hin, was Ovid zum Lobe eines ſchönen Haares ſingt:

„Nicht von der Nadel wurd' es geſprengt, noch den Zähnen des Kammes,
Immer die Schmückerin war ſicheren Leibs beim Geſchäft.
Oft das Friſiren geſchah vor meinen Augen und niemals
Riß ſie die Nadel herab, um zu verwunden den Arm.“

Ja er giebt den jungen Damen die Vorſchrift:

„Sicher ſein mag die Zof', ich haſſe, die blutig das Antlitz
Kratzt mit den Nägeln und ſticht mit einer Nadel den Arm.“

Die trügliche Verſchönerungskunſt, welche die Griechinnen bereits auf eine ſolche Höhe der Vervollkommnung gebracht hatten, fand überhaupt in Rom ihre Meiſterinnen. Wir können hier die ſchon in Griechenland angewendeten Mittel übergehen. Martial faßt beinahe Alles in folgendem beißenden Gedicht zuſammen:

„Während Du ſelber zu Hauſ' und geſchmückt biſt aus der Subura
Und Dir wächſet das Haar, ohne vorhanden zu ſein;
Und, wie Dein Seidengewand, Du Nachts ablegeſt die Zähne,
Und verborgen in faſt hundert der Büchſen Du liegſt,
Und mit Dir Dein Geſicht nicht mitſchläft, winkſt Du mit jenen
Augenbrauen, die Dir morgens man hatte gemalt.“

Speziell aus Attika wurde noch eine ekelhafte Schönheitsſalbe importirt, der aus der dortigen ſchweißigen Schafwolle abgekochte Extrakt! Noch beliebter war aber das Auflegen von Teig, das beſonders ſeit Nero's Zeit aufgekommen war. Es gehörte viel Ueberwindung und — Eitelkeit dazu, die ganze Nacht hindurch unter einer ſolchen Breilarve zuzubringen, die es, wie

Juvenal meint, zweifelhaft ließ, ob ein Geſicht darunter ſich verbarg oder ein Geſchwür. Aber ſelbſt der weibiſche Otho that ſich die Qual an und nach Plinius gab es viele Weiber, die unzählige Male des Tags das Antlitz mit Teig bäheten und dann — denn dies gehörte dazu, und Poppäa hatte darum beſtändig 500 melkende Eſelinnen bei ſich — mit Eſelsmilch abwuſchen! Hinſichtlich der Verſchwendung von koſtbaren Wohlgerüchen und Salben (nach Plinius koſtete das Pfund von mancher Sorte über 120 Thlr.) ſtanden natürlich die Frauen den Männern nicht nach. Die Hauptfabrikplätze für die Parfums waren Neapel, Kapua und Präneſte.

Großen Luxus entfalteten die Römerinnen in goldenem, mit Edelſteinen und Perlen verziertem Schmuck. Lollia Paullina, die Gemahlin des Kaligula, war, wie Plinius, der Aeltere, hervorhebt, bei einem Verlobungsſchmauſe, mit Perlen und Smaragden bedeckt, die unter ſich abwechſelnd in den Haaren, an den Ohren, um den Hals, an den Fingern ſtrahlten und gegen drei Millionen Thaler werth ſein mochten. Anderswo beklagt es Plinius, daß ſogar die Füße mit Gold umrahmt wurden; „mögen die Frauen immerhin," ſagt er, „Gold um die Arme und an allen Fingern haben, am Halſe, in den Ohren, am Diadem; mögen goldene Ketten um ihren Körper ſich ſchlingen und mit Gold gereihte wuchtige Perlen vom Halſe herabhängen." Die Perlen ſcheinen überhaupt von den Damen noch mehr geliebt worden zu ſein als die Edelſteine. Martial hat einer Perlennärrin ſogar ein Spottgedicht gewidmet:

„Nicht beim myſtiſchen Dienſte Dindymene's,
Noch beim Stiere der unberührten Nilkuh,
Kurz bei nichts, was da Göttin oder Gott iſt,
Schwöret Gellia, ſondern bei den Perlen.
Die umarmt ſie, die werden abgeküſſet,
Dieſe nennt ſie Brüder, nennt ſie Schweſtern.
Dieſe liebet ſie mehr als beide Kinder.
Wenn zufällig darum die Arme käme,
Will ſie, ſagt ſie, keine Stunde leben.
O, wie nützlich, Papirianus, würde
Jetzt des Diebs Serenus Hand ſich machen!"

Auch Seneka ſchreibt in ſeiner Schrift über die Wohlthaten: „Ich habe die großen Zahlperlen im Auge, die nicht mehr einzeln für die einzelnen Ohren verwendet werden; denn ſchon ſind die Ohren geübt größere Laſt zu tragen: jene werden unter einander verbunden und auf je zwei ſetzt man eine dritte. Nicht genug hätte ja die weibliche Schönheit die Männer unterjocht, wenn nicht an jedem Ohr zwei bis drei Erbgüter herabhingen!“ Cäſar kaufte Servilia, der Mutter des Brutus, eine Perle für 435,000 Thaler. Bekannt iſt die Erzählung von jener großen Perle, welche die Königin Kleopatra in Eſſig weichte und verſchluckte, um ihre Wette gegen Antonius zu gewinnen. Daſſelbe hatte aber ſchon früher Klodius, der verſchwenderiſche Sohn des tragiſchen Bühnenhelden Aeſop gemacht. Dies erwähnt Horaz in den Satiren mit den Verſen:

„Nahm des Aeſopus Sohn eine Perl' aus dem Ohre Metella's,
Ließ ſie in Eſſig zergeh'n, um ſo Millionen auf einmal
Hinterzuſchlürfen, ſo ſag', war er mehr bei Sinnen, als hätt' er
Eben den Schatz in den reißenden Fluß, in Kloaken geworfen?“

Die goldenen Armringe hatten gewöhnlich die Form von Schlangen, deren Augen dann Edelſteine vertraten. Trimalchio taxirt die Spangen ſeiner Frau auf $6\frac{1}{2}$ Pfund Goldgewicht!

Noch müſſen wir auch bei den Römerinnen der Fächer und Sonnenſchirme gedenken, als unentbehrlicher Vervollſtändiger der Toilette. Jene beſtanden theils aus Pfauenfedern theils aus dünnen Holzplättchen und dienten zur Verſcheuchung läſtiger Inſekten und Erzeugung kühlenden Luftzuges. Der Sonnenſchirm ſcheint oft als Geſchenk gedient zu haben. Martial enthält das begleitende Diſtichon:

„Nimm die Beſchirmung an, die zu brennende Sonne Dir abhält:
Selbſt wenn windig es iſt, bietet die Hülle Dir Schutz.“

Ebenſo heißt es bei Juvenal von einem weichlichen Liebling:

„Ihm nur grünliche Schirme geſandt und des glänzenden Bernſteins
Stücke, ſo oft ihm kehrt der Geburtstag oder der naſſe
Lenz beginnt!“

Wie die letzten Worte andeuten, gebrauchte man den Schirm

zugleich als Schutz gegen den Regen. Natürlich bequemte sich die vornehme Dame nicht dazu, selbst Fächer oder Schirm zu tragen, sondern überließ dies einer Sklavin.

Ein Register von Handwerkern, deren die Frauen überhaupt benöthigt waren, liefert die „Topfkomödie" des Plautus, wo der Brautvater, die Kosten der Hochzeit bedenkend, sagt:

„Da sieht man Walker, Sticker, Wollarbeiter steh'n;
Putzhändler, Bortenmacher, Hemdenhandelsleut'
Und Schleierweber, Färber in Violett und Gelb;
Dann Aermelmacher, Spezereienhändler auch;
Kaufleute, die mit Leinwand und mit Schuhen steh'n;
Dann sitzen Schuster- und Pantoffelmacher-Volk;
Es steh'n Sandalenmacher, Malvenfärber da,
Haarlockenkräusler, Schneider: Alle fordern Geld!"

III.

Der Buchhandel in Griechenland und Rom.*)

Eine gewerbmäßige Vervielfältigung der schriftstellerischen Produkte und die Entstehung eines buchhändlerischen Verkehrs in Griechenland läßt sich nicht denken vor der Einführung des aus dem feinsten Baste der ägyptischen Byblosstaude bereiteten Papiers, als Handelsartikels. Das Schreiben auf Häute und Wachstafeln führte sicher nicht über den Zweck der nothwendigsten Fixirung und Mittheilung von Gedanken im öffentlichen und privaten Leben hinaus. Die Erfindung des Papiers im Räthsellande des Nils ist aber jedenfalls uralt. Denn die Verwendung jenes Bastes zu Segeln und Kleidern kann man sich kaum ohne Gebrauch derselben Kunstgriffe vorstellen, die zur

*) Die poetischen Citate sind in diesem Aufsatze der Worttreue wegen absichtlich in ungebundener Rede wiedergegeben.

Anfertigung des Schreibpapiers nöthig waren, und wenn Herodot ſich von den ägyptiſchen Prieſtern „aus Papyrusrollen“ die Namen von 330 Königen vorleſen läßt, ſo denkt man zunächſt an regelmäßig ſeit undenklicher Zeit geführte Liſten. Wenn dagegen der gelehrte Terentius Varro nach Plinius, des Aelteren, Angabe behauptet hat, daß das Papier vor der Gründung Alexandria's weder erfunden noch im Gebrauch geweſen ſei, ſo iſt dies ein einfacher Irrthum, der ſich nicht dadurch bemänteln läßt, daß man zwiſchen Erfindung im Allgemeinen und Entdeckung des Fabrikationsgeheimniſſes unterſcheidet, wiewohl nicht geleugnet werden ſoll, daß ſeit der Zeit Alexanders, des Großen, die Ausfuhr des Schreibmaterials (denn auch das beſte Schreibrohr lieferte Aegypten) einen gewaltigen Aufſchwung nahm, der durch das von lächerlicher Eiferſucht gegen die pergameniſchen Könige diktirte Exportverbot nur vorübergehend gehemmt worden zu ſein ſcheint. In Hellas begann das Abſchreiben der Bücher auf Papier, das Bücherſammeln und der Bücherverkauf lange vor der macedoniſchen Periode. Was zuerſt die Anwendung des Nilpapiers betrifft, ſo ſchreibt Herodot um die Mitte des 5ten Jahrhunderts v. Chr.: „Die Jonier nannten die Papyrusſtreifen von Alters her Häute, weil ſie ſich einſt in Ermangelung des Papiers der Häute von Ziegen und Schafen bedienten. Auch zu meiner Zeit ſchreiben Viele unter den Barbaren auf dergleichen Häute.“ Es widerſpricht dieſen Worten nicht und hat viel Wahrſcheinlichkeit für ſich, wenn man das Bekanntwerden der joniſchen Griechen mit dem Papiere zwei Jahrhunderte weiter zurück datirt und mit der für den Handelsverkehr mit dem Nilthale ſo wichtigen Regierungszeit des liberalen Königs Pſammetich in Verbindung bringt. Daß aber bei den Griechen damals die phöniciſch-ſemitiſche Buchſtabenſchrift bereits allgemein im Gebrauch war, beweiſt ſchon der Umſtand, daß ſie gerade um dieſelbe Zeit und zwar von Griechenland aus nach Etrurien verpflanzt worden iſt. So ſtände denn der Glaubhaftigkeit der Zeugniſſe über die vom atheniſchen Tyrannen Piſiſtratos und deſſen Zeitgenoſſen Poly-

krates von Samos angelegten Bibliotheken nichts im Wege außer dem mythischen Halbdunkel, das diese Namen umgiebt und dem Mangel an Nachahmung in der nächsten Zeit. Denn Strabos Angabe, daß Aristoteles der Erste gewesen sei, der Bücher gesammelt und die ägyptischen Könige zur Aufstellung einer Bibliothek angeleitet habe, gehört mit der Varronischen Behauptung hinsichtlich des Papiers in eine Kategorie.

Allein der Spekulationsgeist scheint sich doch nicht eher auf die fabrikmäßige Vervielfältigung der literarischen Werke geworfen zu haben, als bis die Schriftsteller selbst ihre Wissenschaft zum Gelderwerb verwendeten. Bekanntlich geschah dies im 5ten Jahrhundert während der athenischen Aufklärungsperiode, als die Sophisten zu methodischer Behandlung vieler Zweige des menschlichen Wissens den Grund legten und die geistige Regsamkeit des Volkes in hohem Grade förderten. Von der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts an mehren sich auf einmal die Erwähnungen von Bücherverbreitung und von Bibliotheken. So müssen z. B. die Schriften des Protagoras aus Abdera sich in vielen Händen befunden haben. Denn da er in seinem Buche über die Götter geäußert hatte, er wisse nicht, ob Götter existirten oder nicht und wie sie beschaffen seien, wurden seine Bücher durch den Herold von den Besitzern eingefordert und auf dem Markte verbrannt. Xenophon erwähnt in seinen Denkwürdigkeiten des Sokrates ein Gespräch zwischen dem Meister und dem jungen Euthydemos, „der viele Schriften von den berühmtesten Weisheitslehrern und Dichtern gesammelt hatte." Nach Athenäus besaßen auch der Archont Eukleides und der Dichter Euripides bedeutende Bücherſammlungen und in einem Stücke des der mittleren Komödie angehörenden Dichters Alexis wird der täppische Herakles aufgefordert, sich aus dem reichen Büchervorrathe seines Lehrers Linos ein Werk nach Belieben zu wählen; er greift hin und nimmt — ein Kochbuch. Mnaseas, der Vater Zenon's, des Stifters der stoischen Schule, ein Kaufmann, brachte seinem Sohne aus Athen die Schriften der Sokratiker mit nach Cypern und weckte dadurch in dem

Jünglinge die Liebe zur Philoſophie. Namentlich waren es die klaſſiſchen Schriftſteller der Nation, vor allem der vergötterte Homer, die wohl in keinem gebildeten Hauſe fehlten. Sie wurden nicht nur in den Schulen überall geleſen und memorirt, ſondern dienten überhaupt als Fortbildungsmittel für jedes Alter. Bemerkenswerth ſind in dieſer Beziehung zwei Stellen in den „Fröſchen" des Ariſtophanes. An der einen heißt es: „Schändliches ziemt zu verhüllen dem Dichter, nicht offen am Licht es zu zeigen dem Volk. Denn was für die Knaben der Lehrer ſein ſoll, der ihnen den Weg anzeigt, das ſind für Erwachſene die Bücher," und die andere lautet: „Doch wenn Ihr beſorgt, es fehle den Hörern an ächter Schule, ſo macht um das Euch keinen Kummer; denn es iſt nicht mehr wie ſonſt. Sind es doch gediente Denker. Jeder hat ſein eigenes Buch und lernt daraus Geſchmack und Ton." Außerdem hatte man auch Bücher für allerhand praktiſche Zwecke des Lebens. Da gab es Kochbücher und Kuchenrezepte für Hausfrauen und Köche (ſchon Platon kannte das Kochbuch des Sicilianers Mithäkos), Anekdotenſammlungen für Schmarotzer, Regeln über den Anſtand (z. B. von der Pythagoräerin Phintys), Rezeptbücher für Krankheiten u. ſ. w. Iſt ſomit für jene Zeit eine ziemliche Nachfrage nach Bücherabſchriften erwieſen, ſo fragt es ſich weiter, auf welchem Wege man ſich in Beſitz derſelben zu ſetzen pflegte. Wenn von Demoſthenes erzählt wird, daß er die Geſchichte des Thukydides eigenhändig mehrere Male abgeſchrieben habe, ſo erkennt man wohl daraus die Bewunderung, die der Redner gegen das Muſter aller Geſchichtsſchreibung hegte, iſt aber nicht zu dem Schluſſe berechtigt, als ob die Liebhaber der Literatur gewöhnlich durch eigenen Fleiß ihren Bücherbeſitz vermehrt hätten. Im Gegentheil widerſpräche dies vollſtändig den Sitten und Gewohnheiten der freigeborenen Bürger der beſſeren Zeit. Es bleibt alſo nur übrig, an einen handwerksmäßigen Betrieb des Abſchreibegeſchäfts zum Zwecke des Gelderwerbs zu denken. Und darauf weiſen auch die ſicherſten Spuren hin. Hermodoros, ein Zuhörer Platon's, fand es gewinnbringend,

nach Sicilien zu reisen und dort mit den neuen Schriften seines Lehrers zu handeln. Er beging dadurch keinen literarischen Diebstahl; denn Cicero schreibt von der ohne sein Vorwissen geschehenen Veröffentlichung einer seiner Schriften an seinen Freund Attikus: „Sage mir, gefällt es Dir, erstlich ein Buch ohne meine Erlaubniß herauszugeben? Dies that nicht einmal Hermodoros, der die Schriften Platon's zu veröffentlichen pflegte." Aber weil er als Jünger der Wissenschaft dieselbe so materiell ausbeutete, entstand das Sprichwort: „Hermodoros reist in Philosophie".

Daß sogar ein starker Exporthandel mit Büchern getrieben wurde, ergiebt sich daraus, daß Xenophon in Salmydessos (Midja an der rumelischen Küste) unter den Kaufmannsgütern außer Bettgestellen und Truhen auch Bücher sah. Doch wir finden auch schon vor Platon's Zeit den Buchhändler selbst erwähnt. Der Grammatiker Pollux hat die Notiz hinterlassen, daß der Komiker Kratinos einen „Bücherschreiber", Aristomenes einen „Bücherhändler" in bestimmten Dramen erwähnt habe. Beide blühten zu Anfang des peloponnesischen Krieges. Ihre Zeitgenossen Eupolis und Aristophanes aber nennen bereits „den Büchermarkt" zu Athen (jede Abtheilung des Marktes führte nach den darin verkäuflichen Waaren ihren Namen). Wenigstens heißt es in den „Vögeln" des Aristophanes: „Für's erste flattern alle in der Früh nach den Aufstehen, wie wir, zur Atzung; dann fallen sie insgesammt in den Büchermarkt ein und weiden dort die Volksbeschlüsse ab." Mit den öffentlichen Staatsschriften wurde überhaupt ein lebhafter Handel getrieben und es gab fliegende Buchhändler, die dergleichen in der Stadt kolportirten und ausriefen, wie der Händler mit Volksbeschlüssen in demselben Lustspiel, der sich mit den Worten einführt: „Ich bin Gesetzeshändler und gekommen, um Euch neue Gesetze zu verkaufen." Daneben zogen auch Bettelpriester und Wahrsager herum, welche Traktätchen voll magischer Sprüche und Gebetformeln vertrödelten, wie Euripides sagt, „vieler Bücher blauen Dunst". Für die Zeit Alexanders möge hier noch folgende Anekdote aus Zenon's Leben von Diogenes aus Laerte stehen:

„Als er, schon 30 Jahre alt, nach Athen gekommen war, saß er einst bei einem Buchhändler. Dieser las gerade das zweite Buch von Xenophon's Memoiren des Sokrates vor und erfreut fragte Zenon, wo solche Männer zu finden wären. Da nun in diesem Augenblicke Krates vorüberging, zeigte ihm der Buchhändler denselben mit den Worten: „Diesem schließ Dich an!" Zugleich kann man hieraus abnehmen, daß die Buchhändler auch dadurch Käufer anzulocken suchten, daß sie in ihren Lokalen, die jedenfalls, wie die Werkstätten anderer Handwerker, müßigen Leuten aller Klassen zur Zusammenkunft dienten, Stücke aus ihren vorräthigen Werken vorlasen.

Anfangs waren übrigens wohl, wie später in Rom, die Buchhändler auch zugleich Kopisten. Als sich aber der Bücherverkehr erweiterte, werden sie sich ohne Zweifel taugliche Sklaven zum Abschreiben herangebildet haben. Mit solchen versah z. B. der König Antigonos Gonatas seinen Freund Zenon, und auf dasselbe Verhältniß deutet es wohl hin, wenn der gleichzeitige Philosoph Lykon in seinem Testamente schreibt: „Den Chares lasse ich frei und Lykon soll ihm den Unterhalt gewähren. Auch vermache ich ihm 2 Minen (52 Thlr.) und meine vorgelesenen (d. h. wohl: bereits mündlich publicirten) Bücher; die noch nicht herausgegebenen Werke gebe ich dem Kallinos, daß er sie sorgfältig edire." Die Schenkung an den Freigelassenen Chares hätte wenigstens keinen Sinn, wenn er sich nicht voraussichtlich durch eigene Vervielfältigung der Schriften einen Gewinn hätte schaffen können. Die cylindrisch geformten Bücherkästen gehörten nun zum nothwendigen Hausmobiliar. In ihnen lagen, mit roth oder gelb gefärbtem Pergamentumschlag versehen, die 6—12 Zoll hohen, um ein rundes Stäbchen mit elfenbeinernen oder metallnen Knöpfen gewickelten, wenigstens 8 Fuß langen Papyrusrollen (die theuerern und erst in der römischen Zeit zu Miniaturausgaben mehr in Aufnahme kommenden Pergamentblätter wurden, wie unsere Bücher, zusammengefalzt) aufrecht nebeneinander. Da aber durch das Abschreiben der Text der Schriftsteller verdorben wurde, entstand bei den Sachverständigen

bald ein Haſchen nach Autographen, welches die Buchhändler recht wohl benutzten, um vornehme Büchernarren zu betrügen, denen blos daran gelegen war, eine reiche Bibliothek und recht ſeltene Manuſkripte zu beſitzen. Darum ſagt auch Lukian zu einem ſolchen Bibliomanen: „Du kaufſt nicht einmal die ſchönſten Bücher, ſondern trauſt denen, die ſie gerade loben, und biſt ein wahrer Fund für ſolche, die den Büchern dergleichen andichten, und ein offener Schatz für die Buchhändler. Woraus biſt Du denn zu erkennen im Stande, welche Werke alt und werthvoll, und welche gering und unbrauchbar ſind, als daß Du darauf ſiehſt, ob ſie zerfreſſen und abgeſtoßen ſind, und alſo die Motten als Berather zu Deiner Prüfung herbeiziehſt?" Der Redner Chryſoſtomos giebt uns ſogar das Mittel an, welches die Verkäufer anwendeten, um dem Papier die Farbe des Alters zu ſchaffen: ſie legten es eine Zeit lang in Getreide.

Den durchſchnittlichen Preis der Bücher zu beſtimmen, iſt für Griechenland nicht möglich. Er richtete ſich natürlich nach dem Preiſe des Nilpapiers. Ueber dieſen haben wir aber nur die unausgiebige Notiz bei Demoſthenes, daß ein Stückchen Papier zu einer Schuldverſchreibung um drei Pfennige gekauft wurde, und wiſſen nicht, ob die zu Strabo's Zeit beſtehende Einſchränkung des Papyrusbaus auf beſtimmte Diſtrikte, auch früher beſtanden hat. Die überlieferten Bücherpreiſe beziehen ſich auf ſeltene oder unedirte Autographen und ſind deshalb ungeheuer hoch. So ließ Platon durch Dion von Syrakus drei Bücher des Pythagoräers Philolaos um 2500 Thlr. kaufen; allein Philolaos war der Erſte, der etwas von der pythagoräiſchen Dogmatik veröffentlichte, und der Verkauf war noch nebenbei an gewiſſe Bedingungen geknüpft. Für die 34,075 Zeilen des Platonikers Speuſippos zahlte Ariſtoteles nach deſſen Tod 4715 Thlr. Die von Athen entlehnten, aber nicht wiedergegebenen Urſchriften der drei großen Tragiker erſetzte Ptolemäos Euergetes durch einen Schuldnachlaß von 23,500 Thlr. Aus ſolchen Preiſen einen Schluß auf den gangbaren Werth der Bücher in Griechenland machen, wäre ebenſo, als wollte man

sichere Bücherpreise für die römische Zeit daraus entnehmen, daß dem Naturforscher Plinius für seine Excerptensammlung von jemand 20,000 Thlr. geboten worden sind, oder daß der Grammatiker Andronikus Pompilius sein Hauptwerk aus Armuth für 1150 Thlr. losschlug. Auch in diesen Fällen waren die Käufer keine Buchhändler, sondern Schriftsteller oder Bewunderer (das zweite Manuskript kaufte später der Grammatiker Orbilius zurück und gab es unter des Verfassers Namen heraus). Davon ferner, daß der Verleger dem Autor ein Honorar gezahlt habe, ist gar keine Rede und man kann sich bei der herrschenden Gewerbefreiheit auch nicht gut denken, wie das literarische Eigenthumsrecht der Abschreiber zur Geltung habe kommen können, ohne welches natürlich jede Honorarzahlung nur insofern nicht ganz unbillig gewesen wäre, als der erste Verleger den Besitz der korrekten Urschrift seinen Konkurrenten gegenüber voraus hatte. — Ereilte die Bücher das Schicksal der Makulatur, so wanderten sie zum Krämer, besonders zum Weihrauchhändler. Von dem Dichter Anaxandrides wird berichtet, daß er alle seine durchgefallenen Stücke zu Weihrauchdüten verdammte. Sein „Tereus", der ebenfalls den Sieg nicht erlangte und doch später noch existirte, müßte sonach, wie es auch heute zuweilen mit werthvollen Büchern geschieht, durch Wiederkauf vom schmählichen Ende errettet worden sein! Da die Papierstreifen blos auf der einen Seite beschrieben wurden, so pflegten wohl auch, wie in Rom, die reinen Seiten von ausgemerzten Büchern in den Schulen voll geschrieben zu werden. Auch war das Nilpapier von solcher Haltbarkeit und die Tinte so wenig ätzend, daß sich die Schrift mit einem Schwamme auswischen und das Papier noch einmal brauchen ließ. Noch sei endlich bemerkt, daß bei der Schwerfälligkeit der Vervielfältigungsart die literarischen Novitäten doch ziemlich spät in entfernte Gegenden gelangt zu sein scheinen. Im Jahre 413 kannte man auf Sicilien noch nicht die Dramen des bereits 441 zum ersten Mal bekränzten Euripides und die gefangenen Athener, welche Bruchstücke derselben aus dem Gedächtniß recitiren konnten, sollen in folge dessen bessere

Behandlung erfahren, ja sogar zum theil die Freiheit erhalten haben.

Die Art und Weise der äußeren Ausstattung der Bücher, ihrer Vervielfältigung und des kaufmännischen Vertriebs blieb auch im ganzen dieselbe, als Rom anfing, für den Westen in literarischer Hinsicht die Rolle Athens zu übernehmen. Nur über die Einzelheiten werden wir jetzt genauer unterrichtet. In Rom hatte man keine literarischen Bedürfnisse, so lange die römische Nationalität noch in steter Entwickelung begriffen war. Erst als die hellenisch-kosmopolitischen Tendenzen sich geltend zu machen begannen, entstand von selbst das Begehren nach Büchern und der älteste römische Schriftsteller, Livius Andronikus (am Ende des 3ten Jahrh. v. Chr.), verbreitete seine Schauspiele durch eigene Abschriften, seine Odysseeübersetzung für die Schule durch Diktate. Von da an, besonders aber seit Niederwerfung der makedonischen Macht, wanderten griechische Sprachlehrer, Philosophen, Rhetoren in solcher Menge aus ihrem verarmenden Vaterlande nach Rom, daß ein mächtiger Aufschwung der Schriftstellerei in ihrem Gefolge sein mußte. Dazu kam die enorme Büchereinfuhr aus Osten. Aemilius Paullus brachte die ganze Bibliothek des Königs Perseus aus Macedonien mit; Sulla entführte die Bücherschätze des Apellikon von Teos aus Athen, Lukullus erwarb sich durch Aufkäufe eine große Sammlung.

Es gehörte nun überhaupt bald zum guten Ton, Sinn für Literatur zu besitzen und die Zimmerwände mit eleganten Bücherrollen zu schmücken. Das Lesen ward Mode, ja endlich Manie. Man ließ sich bei Tische vorlesen und im Bade; man brauchte die Lektüre als Einschläferungsmittel und nahm Bücher mit auf die Reise. Martial erwähnt, daß seine Gedichte von den Centurionen im fernen Dacien gelesen würden, und im Lager des Krassus erbeuteten die Parther zu ihrer Verwunderung die Romane des Milesiers Aristides. Las doch selbst der junge Plinius in Misenum bei dem die Vesuvkatastrophe begleitenden furchtbaren Erdbeben seinen Livius ruhig weiter! Der Kaiser Augustus ließ einmal alle griechischen und lateinischen Bücher

prophetischen Inhalts zu Rom confisciren und es kamen nicht weniger zusammen, als 2000 Stück! Unter solchen Umständen mußte das gewerbmäßig betriebene Bücherabschreiben sich wohl lohnen. Doch wurde die Einträglichkeit dieses Geschäfts, wie jedes anderen Handwerks, dadurch geschmälert, daß die römischen Großen ihren Bedarf durch Sklavenarbeit deckten. Denn, wenn es auch hier öfter vorkommen mochte, daß die Bücherliebhaber sich selbst einzelne Werke kopirten, so befanden sich doch unter den Luxussklaven, besonders unter denen griechischer Herkunft, immer solche, die genug wissenschaftliche Kenntnisse besaßen, um ihnen das Amt der Bibliothekvermehrung anzuvertrauen. Am klarsten bezeugt dies das Beispiel des Pomponius Attikus, der überhaupt unter allen Römern den Buchhändlern die meiste Konkurrenz gemacht zu haben scheint. Die Sklaven, welche er dazu verwendete (Antäus, Menophilus, Dionysius, Pharnaces, Antiochus, Salvius), waren sämmtlich in seinem Hause geboren und gebildet worden. Er bediente sich ihrer aber nicht allein für seine Bibliothek, sondern — und dies that seiner gerühmten Uneigennützigkeit in den Augen der Mitwelt ebensowenig Eintrag, als daß er mit Fechtersklaven handelte! — er ließ auch Bücher zum Verkauf anfertigen. Namentlich machte er den Verleger von vielen Werken Cicero's, der ihm nach gutem Absatze der für den Ligarius gehaltenen Rede dankend schreibt: „Von allem, was ich weiter schreibe, werde ich Dir die Veröffentlichung übertragen," und ihn später bittet, einen fehlerhaften Namen aus allen noch auf Lager befindlichen Exemplaren derselben Rede zu tilgen. Daß es zu derselben Zeit schon längst wirkliche Buchhändler in Rom gab, sieht man daraus, daß sich der berüchtigte Klodius vor dem Degen des Antonius einst „auf die Treppe eines Buchhändlerladens" rettete. Gleich zu anfang der Kaiserzeit entwickelte sich aber der Buchhandel zu größerer Ausdehnung und Blüthe. Horaz nennt die Brüder Sosius, deren Geschäft sich in der Nähe des Forums befand, als seine Verleger; Tryphon edirte einen Theil von Martial's Epigrammen und die Rhetorik Quintilian's. Auch in den Läden des Quintus Valerianus Pol

des Atrektus und Sekundus gegenüber dem Forum Cäsar's im sogenannten Argiletum waren Martial's Werke zu haben. Einen gewissen Dorus erwähnt Seneka, einen Demetrius Athenäos. Auch auf dem Forum selbst, in der Nähe der Kurie hatten Buchhändler ihren Stand; denn als die Leiche des Klodius vom Pöbel verbrannt wurde, nahm man zum improvisirten Scheiterhaufen auch die Tische und Bücher aus den Buchhändlertabernen. Später zog sich der Hauptverkehr in diesem Fache nach der Sigillarstraße und in die Schuhmachergasse. Sowie bei uns die Novitäten des Büchermarktes in den Schaufenstern ausgelegt zu werden pflegen, brachten bereits die römischen Buchhändler die Kataloge ihrer Verlagsartikel an den Ladenthüren oder, wenn sich das Geschäft in einer Portikus befand, an den davorstehenden Säulen an. „Keine Taberne," schreibt Horaz, „und kein Pfeiler soll meine Werke haben," und an einer anderen Stelle: „Mittelmäßig zu sein, gestatten den Dichtern weder die Götter, noch die Menschen, noch die Säulen." Dazu stimmt, wenn Martial von der Bude des Atrektus sagt: „Ihre Pfeiler sind von beiden Seiten ganz beschrieben, so daß Du schnell alle Dichter überfliegen kannst." Zuweilen mag freilich auch passirt sein, was Seneka in einem Briefe rügt, daß sich nämlich außer den angeschriebenen Werken weiter nichts vorfand.

Das Innere der Lokale duftete von Safran und Cedernöl, den Mottenmitteln, und die gebundenen Schriftrollen lagen in den Fächern der Wandrepositorien aufgestapelt, die besseren im vollen Sehkreise der Käufer, die geringeren zu unterst. Hinter dem Laden befand sich wohl gewöhnlich die Offizin, in welcher die Abschreiber (auch Abschreiberinnen kommen vor) und Buchbinder arbeiteten. Auch in Rom stellten sich bei den Buchhändlern immer zahlreiche Besucher ein und es wurde da gelesen, konversirt und rezensirt. Gellius erzählt zwei ergötzliche Anekdoten von aufgeblasenen Vielwissern, die endlich, der Ignoranz überführt, schnell ihr Heil in der Flucht suchten. Von einem eigenen Besuche bei einem Buchhändler schreibt er: „In der Sigillarstraße hatte ich mich einmal mit dem Dichter Julius Paullus in einen

Buchladen gesetzt. Dort waren des Fabius Annalen ausgelegt, ein Buch von gutem und echtem Alter, von welchem der Verkäufer behauptete, daß es ohne Fehler sei. Einer von den bekannteren Grammatikern aber, der von einem Käufer zur Einsicht des Werks zugezogen worden war, sagte, er habe doch einen Fehler entdeckt. Der Buchhändler dagegen wollte jede Wette eingehen, wenn nur ein falscher Buchstabe darin wäre." Man erkennt hieraus, mit welcher Vorsicht die Bücherliebhaber beim Kaufe zu Werke gingen. Es war dies aber auch nöthig. Denn die Buchhändler, meist rührige Freigelassene, trieben ihren Handel rein kaufmännisch ohne großes Interesse für den Inhalt ihrer Bände. Auch fehlte ihnen wohl oft die zum Verständnisse nöthige Bildung. Wenigstens heißt es bei Lukian über die Buchhändler im griechischen Osten: „Wer würde (wenn mit dem Besitze von Büchern auch geistige Bildung verbunden wäre) dann mit den Großhändlern und Bücherverkäufern, die so viele Bücher haben und verkaufen, in die Schranken treten können? Wenn Du sie aber prüfen willst, so wirst Du sehen, daß sie in dieser Beziehung vor Dir nichts voraus haben, sondern schlecht griechisch sprechen, wie Du, und alles höheren Verständnisses ermangeln, wie sich von Leuten erwarten läßt, die noch nichts von dem, was sittlich gut oder verwerflich ist, in weitere Erwägung gezogen haben." Rechnet man hinzu, daß zur Technik des fabrikmäßigen Abschreibens das Diktiren gehört zu haben scheint, so wird es nur zu oft an richtigem Verständniß und an sorgfältiger Vergleichung der Abschriften gefehlt haben. Offen klagt hierüber Strabon, indem er über die Revision der aristotelischen Werke durch Tyrannion bemerkt: „Allein auch dies hat für die Kritik des Aristoteles nicht den Nutzen gehabt, welchen es hätte haben können, weil sowohl unsere als die alexandrinischen Buchhändler es mit diesen Büchern ebenso wie mit andern Verlagsartikeln gemacht haben: sie sind zu geizig, sich stets geschickter Abschreiber zu bedienen und versäumen es, die Abschrift noch einmal mit dem Original vergleichen zu lassen."

[illegible]schrieb an seinen Bruder, der ihn gebeten hatte,

Bücher für seine Bibliothek anzukaufen: „Hinsichtlich der lateinischen Werke weiß ich nicht, an wen ich mich wenden soll; so fehlerhaft werden sie abgeschrieben und verkauft." In der dem Sueton zugeschriebenen Lebensbeschreibung des Lukanus heißt es am Ende: „Ich erinnere mich nicht, daß seine Gedichte von jemand vorgelesen wurden; wohl aber, daß sie gesammelt und zum Kaufe ausgeboten worden sind, und zwar nicht nur korrekt und sorgfältig, sondern auch fehlervoll." Eben deshalb hielt es Martial für nöthig, einmal folgende Entschuldigung einzuschalten: „Wenn Dir, o Leser, in diesen Gedichten etwas dunkel oder allzuwenig lateinisch vorkommen wird: der Fehler liegt nicht an mir; der Buchhändler hat den Schaden bereitet, während er eilte, Dir die Verse zuzuzählen." Sehr oft übernahmen auch die Schriftsteller selbst für gute Freunde die Korrektur der von diesen gekauften Exemplare. Es that dies z. B. Martial für Pudens und schrieb ihm dann: „Du zwingst mich, mit eigener Feder und Hand meine Verse zu verbessern. O, wie allzusehr billigst und lobst Du mich, der Du meine Scherze urschriftlich besitzen willst." Denselben Gefallen erzeigte Plinius dem Nepos. Solche Verbesserungen erhöhten natürlich den Werth des Buches.

Den Absatz eines Artikels konnte der römische Buchhändler einigermaßen berechnen, noch bevor es zur schriftlichen Veröffentlichung kam. Nachdem nämlich schon früher, besonders die Dichter, ihre Arbeiten guten Freunden vorzulesen gewohnt gewesen waren, wurde es unter Augustus Mode, daß alle Schriftsteller ihre Werke öffentlich vortrugen, ehe sie zur Herausgabe schritten. Zu Plinius' Zeit waren diese Vorlesungen bei der wachsenden Zahl der Dichterlinge eine wahre Plage für alle Freunde der Literatur geworden. Ja, wenn er einem Freunde schreibt, daß einmal fast jeder Tag des Aprils mit Vorträgen besetzt gewesen sei, so können wir uns nicht mit ihm darüber wundern, daß die Eingeladenen so spät als möglich die Säle betraten und lieber auf der Straße den Anfang verschwatzten, aber auch nicht bis an's Ende aushielten, sondern sich vorher entfernten, „Einige unvermerkt und verstohlen, Andere frei und

offen." Konnten also die Buchhändler aus dem tiefen Schweigen der Aufmerksamkeit und aus dem Geschrei und Händeklatschen des Beifalls auf eine günstige Aufnahme von seiten des Publikums schließen, so mußten sie freilich auch die echte Anerkennung von dem durch gedungene Claque errungenen Effekt unterscheiden und gingen wohl sicherer, auf die wirkliche Spannung zu spekuliren, mit welcher das Publikum die Werke seiner Lieblinge erwartete.

Wie stark die gewöhnlichen Auflagen gewesen seien, können wir nicht behaupten. Regulus, ein Zeitgenosse von Plinius, ließ aus eitler Trauer um seinen Sohn die Biographie desselben in 1000 Exemplaren in Italien und den Provinzen verbreiten. Das beweist aber für den Lagervorrath der Buchhändler eben so wenig, als daß der Kaiser Tacitus den gleichnamigen Historiker für die öffentlichen Bibliotheken jährlich zehnmal abzuschreiben befahl. War der Bedarf der Hauptstadt gedeckt, so standen dem Verleger immer noch die Provinzen als Absatzfeld offen, wohin die unverkauften Exemplare zu wandern pflegten. „Theuer wirst Du Rom sein," sagt Horaz zu seinem Buche, „bis Dich der Jugend Reiz verläßt; sobald Du beginnst, von den Händen der Menge begriffen, Dein Ansehen zu verlieren, wirst Du schweigsam träge Motten mästen oder nach Utika fliehen oder als Gefangener nach Lerida gesandt werden." Von einem Buche, das es verstehe, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, schreibt er, daß es den Sosiern Geld verdiene und den Weg über das Meer mache. Doch darf man bei diesem Export nicht an bloßen Kommissionshandel nach den Provinzen denken, sondern auch dort etablirten sich bald in Begleitung der römischen Civilisation selbständige Buchhändler. So schreibt Plinius an einen Freund in Gallien: „Daß es in Lugdunum (Lyon) Buchhändler gäbe, hatte ich nicht geglaubt; desto angenehmer war es mir, aus Deinem Briefe zu erfahren, daß meine Schriften dort verkauft werden, und ich freue mich, daß ihnen auswärts die Gunst bleibt, die sie sich in der Hauptstadt gesammelt haben." In dem südlich von Lyon an der Rhone gelegenen Vienna fanden die Epigramme Martial's Leser aus allen Altersklassen und in

Spanien und ſelbſt in Britannien waren ſie verbreitet. Voran ſtanden aber hinſichtlich des auswärtigen Buchhandels natürlich die berühmteren Studienſitze, wie Alexandria, Karthago, Tarſus, Antiochia, Smyrna, Apollonia, Maſſilia, Athen, Mailand, Autun. Auch in den Seeſtädten hielten Buchhändler am Hafen feil, wie Gellius von Brundiſium (IX, 4), Martial von Pyrgi (XII, 2) bezeugen. Sehr intereſſant iſt, was der galliſche Presbyter Sulpicius Severus über die Verbreitung ſeiner Geſchichte des heiligen Martin von Tours (um das Jahr 400 n. Chr.) ſchreibt: „Ich will Dir nur erzählen, wie weit jenes Buch gedrungen iſt und wie es faſt keinen Ort auf Erden giebt, wo man nicht den Inhalt dieſer Geſchichte allgemein kennt. Nach Rom brachte es Dein Verehrer Paullinus mit. Als man ſich dann in der ganzen Stadt darum riß, ſah ich die Buchhändler frohlocken, weil kein Werk ihnen mehr Gewinn brachte; denn es verkaufte ſich leichter und theurer, als jedes andere. Dann eilte es meiner Seereiſe weit voran; als ich nämlich nach Afrika kam, las man es bereits in ganz Karthago. Nur der Presbyter von Cyrene beſaß es nicht. Ich lieh es ihm aber und er ſchrieb es ab. Denn wozu ſoll ich Alexandria nennen? Dort iſt es allen beinahe mehr bekannt, als Dir. Das Buch hat die Reiſe durch ganz Aegypten gemacht. Ich ſah es ſelbſt in der Wüſte einen alten Mann leſen.“ Die klaſſiſchen Schriftſteller waren beſonders gangbare Artikel, da ſie zahlloſe Abnehmer in den Schulen fanden. Horaz, dem es vor der Schulklaſſicität graute, fährt darum in der erwähnten Anrede an ſein Buch fort: „Auch dies Geſchick harrt Deiner, daß Dich beim Unterrichten der Knaben das ſtammelnde Alter überraſcht in abgelegenen Vierteln.“ Das gewöhnliche Ende der Laufbahn eines Buches ſchildert ferner derſelbe Dichter, indem er, die Anfertigung einer Epopöe zum Preiſe der Thaten Auguſt's ablehnend, am Schluſſe ſagt: „Damit ich nicht ſammt meinem Verfaſſer, in offener Kapſel ausgeſtreckt, in das Stadtviertel getragen werde, wo man Weihrauch verkauft und Wohlgerüche und Pfeffer und Alles, was in Makulatur gewickelt wird.“. Ebenſo prophezeit Martial ſeinem Buche hin-

sichtlich seiner Aufnahme bei dem gelehrten Apollinaris: „Wenn er Dich in sein Herz schließt, wirst Du weder das Belfern der Mißgunst fürchten, noch wirst Du den Makrelen peinliche Gewänder liefern. Verwirft er Dich, so magst Du meinetwegen stracks laufen zu den Schreinen der Salzfischhändler und die Kehrseite Deiner Blätter von den Knaben durchpflügen lassen."

Der Preis der Bücher in Rom war natürlich nach Kalligraphie, äußerer Ausstattung, Korrektheit, Alter, Format sehr verschieden. Wären sie kostspielig gewesen, so hätten sie nicht so verbeitet sein können und daß sie im ganzen für die damaligen Verhältnisse nicht zu theuer waren, geht auch aus den wenigen Stellen hervor, die uns direkte Bücherpreise nennen. Da haben wir zuerst ein Gedicht in den „Wäldern" des Statius, in dem der Dichter gegen einen Freund über ihre beiderseitigen, aus Büchern bestehenden Saturnaliengeschenke scherzt: „Wollen wir einmal zusammenrechnen!" schreibt er, „Mein Buch war purpurn, aus neuem Papier, mit zwei Knöpfen verziert, und kostete mich, außerdem daß es von mir war, zehn Asse (5 Sgr.); Du schenkst mir ein von Motten benagtes, durch Moder morsches, das verdiente, von libyschen Oliven zu triefen oder Weihrauch vom Nil oder Pfeffer zu bewahren oder nach byzantinischen Pöklingen zu duften, und das nicht einmal Deine Worte enthält, sondern des alten Brutus lässige Perioden, gekauft aus dem Kasten eines unglücklichen Bücherhökers für nicht mehr, als einen verschlagenen As." Wir wissen freilich nicht, wie groß das Geschenk des Statius gewesen ist; aber billig bleibt der Preis immer, selbst für den Werth des Einbandes allein. Etwas deutlicher drückt sich Martial an mehreren Stellen über den Verkaufspreis seiner Epigramme aus. Zuerst weist er im ersten Buche (118) einen zudringlichen Menschen, der ihn immer mit der Bitte verfolgt hatte, ihm seine Gedichte zum Durchlesen zu leihen, an die Adresse des Buchhändlers und fügt hinzu: „Vom ersten oder zweiten Fache wird er Dir für 5 Denare (1 Thlr. 13 Sgr.) den Martial geben, mit Bimsstein geglättet und mit Purpur geschmückt." Nun läßt sich freilich *wieder darüber* streiten, ob dieses Epigramm erst später vom

Dichter, der doch natürlich den Verkaufspreis des Buches nicht voraus wiſſen konnte, in das erſte Buch eingeſchaltet worden ſei, oder ob Martial mit dem epigrammaton libellus (V. 3) gar nicht das erſte Buch, ſondern die vor dieſem edirten Xenia und Apophoreta gemeint habe. Im erſten Falle bezöge ſich die Summe auf 119 Epigramme und wäre noch mäßig. Daſſelbe erſte Buch enthält aber noch eine andere Preisbeſtimmung. Der Dichter ruft nämlich einem literariſchen Eigenthumsverwechsler zu: „Du irrſt, habgieriger Dieb meiner Schriften, indem Du glaubſt, ein Dichter werden zu können um den Preis, den die Abſchrift koſtet und ein geringer Einband. Des Publikums Beifall bekommt man nicht für 6 oder 10 Seſterzen (13 oder 22 Sgr.).“ Wiewohl auch hier ſchwerlich das erſte Buch gemeint iſt, ſondern das früher veröffentlichte, oder Martial mehr einen Durchſchnittspreis angeben will, ſo kann man in der erſtgenannten Summe den Preis einer Prachtausgabe, in der letzten den einer Auflage für das Volk erkennen. Am beſtimmteſten äußert ſich aber Martial über die billigſte Ausgabe der Xenien: „Den ganzen Schwarm der Xenien in dieſem ſchwachen Werkchen wirſt Du um 4 Seſterzen (8 Sgr. 8 Pf.) zu kaufen bekommen. Vier ſind noch zu viel; es könnte die Hälfte koſten und der Buchhändler Tryphon würde noch Gewinn haben.“ Dieſer Preis iſt ſehr billig; denn die Xenien beſtehen außer den 3 Eingangsepigrammen aus 124 Diſtichen und füllen beinahe einen heutigen Druckbogen! Freilich mag auch das Kopiren den Abſchreibern ſehr ſchnell von der Hand gegangen ſein. Dennoch möchte man kaum die „Stunde“ wörtlich nehmen, wenn der Dichter unter den guten Gründen für die Kürze der einzelnen Bücher folgendes angiebt: „Erſtens, weil ich weniger Papier brauche; zweitens, weil der Buchhändler dies in einer Stunde fertig bringt und nicht zu viel Zeit auf meine Scherze verwenden wird.“ Wer ſollte glauben, daß zu 93 zum theil ziemlich großen Sinngedichten mit 546 Verſen nicht mehr Zeit erforderlich geweſen wäre? Es wären dann auf die Minute 9 Verſe gekommen! — Wenn man aber nach einem Durchſchnittspreis für den ganzen Martial ſucht, ſo nehme

man die wohlfeilen Xenien mit der erwähnten Volksausgabe des ersten oder zweiten Buchs zusammen. Das Ergebniß der Durchschnittsrechnung wird sich dann ungefähr auf 15 Sgr. stellen und man könnte so eine billige Ausgabe sämmtlicher 14 Bücher auf 7 Thlr. schätzen, einen Preis, der, wenn man für die einzelnen Einbände die Hälfte in Abzug bringt, gering genug ist. Die Prachtausgabe dagegen wäre nicht unter 20 Thlr. zu haben gewesen! Zu des Grammatikers Gellius Zeit kaufte dessen Kollege Fidus Optatus das zweite Buch der Aeneide für 20 Goldstücke (c. 137 Thlr.) und das ganze Epos wäre hiernach auf 1644 Thlr. zu stehen gekommen. Freilich war es ein uraltes Exemplar, das der Käufer für autograph hielt.

Aus allem geht hervor, daß das Geschäft der römischen Buchhändler ein einträgliches war und seinen Mann nährte, zumal sie die Vortheile des Druckers, Verkäufers und Buchbinders in einer Hand vereinigten. Zu den angeführten Stellen, die dafür sprechen, fügen wir nur die von Martial dem Dichter Lukanus beigegebene Xenie: „Einige giebt es, die da sagen, ich sei kein Dichter; der Buchhändler, der mich verkauft, glaubt es.“ Die Librarii verdienten aber auch Geld als Lehrer ihrer Kunst. Das Diokletianische Edikt über den Preis aller Waaren und Arbeiten bestimmt für den Schüler des Bücherabschreibers monatlich gerade soviel Honorar, als für den Abcschützen, nämlich 50 Denare = höchstens 25 Sgr. Wahrscheinlich bezieht sich auf diesen Beruf die Inschrift: Cn. Pompejus Phrixus Doctor Librarius de Sacra via, aus der man im Ernste den Schluß hat ziehen wollen, daß jener Freigelassene den Doktortitel geführt!

Läßt sich wenig sicheres über den Preis der Bücher angeben, so ist die Frage nach dem Verhältnisse des Buchhändlers zum Schriftsteller in betreff einer Bezahlung des Originalmanuskripts noch schwieriger zu beantworten und man muß sich besonders hüten, den Begriff des modernen Schriftstellerhonorars von vorn herein auf das Alterthum zu übertragen. Die römischen Literaten, besonders die Dichter, genossen im allgemeinen *nicht die Anerkennung* bei der Nation, wie früher die griechi-

schen. Sie mußten auf die Gunst der Großen und Reichen, später des kaiserlichen Hofes, rechnen, wenn sie Befriedigung ihres Ehrgeizes und realen Gewinn finden wollten. Schriebe heute Horaz im Ernst oder Scherz: „Sobald mir Philippi den Abschied gegeben hatte, wurde ich, kleinmüthig nach Verschneidung der Flügel und beraubt des väterlichen Herdes und Grundstücks, durch erfinderische Armuth veranlaßt, Verse zu schreiben," so würden wir sofort an einen wirklichen Geldverdienst denken. Damals bedeutete dies aber nur so viel, daß man durch seine Produkte sich Gönner erwerben wollte, bei denen man offene Tafel und Hand fand. So belohnte Mäcenas seinen geistreichen Freund Horaz mit einem Landgute im Sabinerlande und dieser hatte überhaupt in späterer Zeit sein reichliches Auskommen; so besserten sich auch die finanziellen Verhältnisse Virgil's so bedeutend durch die Geschenke des Augustus, Mäcenas, Varius, der Oktavia (die ihm einst für jeden Vers einer Stelle der Aeneis — und es waren deren 26! — 10,000 Sesterzen = 725 Thlr. auszahlen ließ), daß er ein großes Vermögen hinterließ. Auf ähnliche Weise wußte auch der durch Cicero's Vertheidigungsrede verewigte Poet Archias in Asien, Griechenland und Italien sein Talent zu verwerthen. Von einer Theilnahme am Gewinne der Abschreiber ist keine Rede. In dem Briefe Quintilian's an die Firma Tryphon fehlt jede Spur einer Honorarforderung. Cicero läßt keine Andeutung fallen, daß er irgend welchen Vortheil vom Vertrieb seiner Schriften durch Attikus hatte und daß z. B. der reiche Plinius, der Jüngere, zur Befriedigung seiner Eitelkeit schriftstellerte und daß die Buchhändler ihn anstatt des klingenden Lohns mit Schmeicheleien honorirten, geht aus folgender Stelle eines seiner Briefe hervor: „Ich muß nothwendig etwas herausgeben und vor allem etwas fertiges. Es muß dies aus vielen Gründen geschehen, hauptsächlich aber, weil ich höre, daß die Schriften, welche bereits von mir erschienen sind, auch nachdem sie den Reiz der Neuheit verloren haben, noch viel gelesen werden, wenn anders die Buchhändler mir nicht blos schmeicheln. Aber mögen sie immerhin schmeicheln, wenn sie mir nur durch

ſolche Unwahrheit meine Studien angenehm machen." Bedenklich für die Exiſtenz eines Schriftſtellerhonorars iſt ferner das Schweigen Juvenal's in ſeiner ſiebenten Satire. Während er die geringfügigen Einnahmen der Sachwalter, Rhetoren und Grammatiker ziemlich genau hinſtellt, würde er ſich gewiß nicht die Gelegenheit entgehen laſſen, das kümmerliche Brod, welches vom Tiſche der Buchhändler abfiel, wenigſtens zu erwähnen. So aber klagt er, daß ausgezeichnete Dichter genöthigt ſeien, durch gemeine Nebenbeſchäftigungen ihren Unterhalt zu verdienen, in Gabii ein Bad, in Rom einen Backofen zu pachten und ſogar zum Dienſte der Ausrufer ſich herbeizulaſſen, „wenn ſich im pieriſchen Schatten (nach anderen Handſchr.: Geldkaſten) kein Dreier ſehen läßt." Wie könne der nüchterne und blutarme Dichter den Thyrſus ſchwingen, während der Leib darbe? „Satt iſt Horaz, wenn er ſein „Evoe!" erſchallen läßt." Der gefeierte Dichter Statius habe trotz des Beifalls der Menge Hunger leiden müſſen, wenn er nicht ſeine neue Tragödie „Agave" dem Pantominen Paris zu einem Balletlibretto verkaufte. Ebenſo gehe es dem Geſchichtsſchreiber, nur daß er noch mehr Zeit, Oel und Papier verbrauche. „Doch was erwächſt ihm daraus? Was iſt die Frucht der erſchloſſenen Erde? Wer wird einem Geſchichtsſchreiber ſo viel geben, als er dem geben würde, welcher ihm den Staatsanzeiger vorläſe (alſo einem Sklaven!)?" Wie paſſend und ſchlagend hätte hier der Satiriker des baaren Geldverdienſtes gedenken können! In ähnlicher Weiſe ſpricht auch Tacitus über den materiellen Gewinn der Dichter: „Gedichte und Verſe bringen ihren Verfaſſern weder Anſehen noch ſchaffen ſie Vortheile; ſie erlangen nur ein kurzes Vergnügen und einen leeren und fruchtloſen Ruhm." Dann hat man aber wohl mit Unrecht gemeint, es ſei nichts auffallendes daran, wenn andere Schriftſteller für ihre Arbeiten ein Honorar genommen hätten, da es ja bekannt ſei, daß die dramatiſchen Dichter ihre Stücke an die Feſtgeber der ſceniſchen Spiele verkauften, wie z. B. Terenz für ſeinen Eunuch 8000 Seſterzen (468 Thaler) bekommen habe. Denn die Magiſtrate ſcheuten überhaupt keine Koſten, um dem

Volke zu gefallen und bedurften der Novitäten um jeden Preis, machten auch nach der Aufführung auf die Dramen keine weiteren Eigenthumsansprüche. Ihr Verhältniß zum Schriftsteller kann also für das buchhändlerische in keiner Weise maßgebend sein.

Endlich hat man von jeher als Beweise für das Vorhandensein von Kontrakten zwischen Verlegern und Autoren mehrere Aeußerungen Martial's benutzt. Bevor wir diese Stellen mustern, werfen wir einen Blick auf die Verhältnisse des Dichters überhaupt. Er war im 22sten Jahre aus Spanien nach Rom gekommen, um, wie so viele andere, auf das Glück zu spekuliren. Im Anfange ging es darum auch sehr ärmlich bei ihm her. Er wohnte drei Treppen hoch zur Miethe, trat des 10 Sesterzen betragenden Tagelohns wegen bei reichen Leuten als Klient in Dienst und lieferte Gelegenheitsgedichte auf Bestellung. Endlich gelang es ihm, durch plumpe Huldigungen und servile Schmeicheleien, mit denen er sein reiches Talent entehrte, die Augen des Kaisers Domitian auf sich zu lenken. Dieser ertheilte ihm das Recht, welches drei Kinder verliehen, machte ihn zum Titulartribunen und Ritter und schenkte ihm, wie es scheint, ein kleines Haus in der Stadt und ein mageres Landgut bei Nomentum im Sabinischen. Hatten sich also seine Umstände nach und nach gebessert, so reichten nun seine Mittel immer wieder nicht hin, um dem neuen Stande und dem Umgange mit allen literarischen Notabilitäten der Residenz gemäß zu leben, und seine Betteleien nahmen kein Ende, sie erstreckten sich sogar auf Kleidungsstücke! Auch als er unter Trajan in sein Vaterland zurückkehrte, war ihm ein Beitrag zum Reisegelde, womit der jüngere Plinius seinen Dank für Widmung eines Epigrammenbuchs abtrug, sehr erwünscht. Aus allem geht hervor, daß Martial seine poetische Befähigung zu seinem Unterhalte benutzte, daß seine Muse jedem zu Dienste stand, der sie bezahlte, daß er also der Letzte gewesen wäre, der ein Buchhändlerhonorar ausgeschlagen hätte. Und wenn er honorirt worden wäre, würde er es doch nicht geradezu der Welt gegenüber haben ignoriren können! So schreibt er aber

als Deviſe zu einem als Saturnaliengeſchenk zu überſendenden Ochſenherzen: „Armer Sachwalter, der Du Gedichte ſchreibſt, die Dir kein Geld eintragen, empfange das Herz welches Du haſt!“ In gleicher Weiſe räth er dem Valerius Flakkus zu dem Stande der Rechtsgelehrten: „Gieb auf den pieriſchen Geſang und die Reigen der Muſen! Geld wird Dir keine von jenen Schweſtern geben. Was erwarteſt du von Phöbus? Münzen birgt die Kaſſe Minerva's; ſie allein iſt weiſe; ſie allein leiht allen Göttern auf Wucher. Außer ſeinen Quellen und Blumengewinden und dem Saitenſpiel der Göttinnen beſitzt der Helikon nichts und immer iſt nichtig das gewaltige „Bravo!“ Doch man meint, daß dieſe Klagen zu allgemein ſeien und die Beſchäftigung des Dichters nur anderen einträglicheren Gewerben gegenüber als brodlos bezeichnen. Näher auf ſeine perſönlichen Verhältniſſe bezieht ſich folgende Anſprache an den Leſer: „Während ich ernſte Dinge bearbeiten könnte, biſt Du der Grund, daß ich lieber ergötzliches ſchreibe, freundlicher Leſer, der Du meine Gedichte lieſeſt und in ganz Rom recitirſt. Aber Du weißt nicht, wie hoch mir ſolche Liebe zu ſtehen kommt; denn wenn ich bekümmerten Verklagten meine Worte verkaufen wollte, würden mir oft Schiffsherrn Ladungen von ſpaniſchen Waaren ſenden und von verſchiedenen Münzen würde ſich meine Taſche ſchmutzig färben. So aber iſt mein Büchlein Tiſchgenoſſe und Zechfreund (nicht ich) und nur umſonſt (d. h. ohne Gegenſchenke) gefallen unſere Verſe.“ Erwartet er hier noch Extrageſchenke von ſeinen Leſern, wie ſie zu Virgil's Zeiten vorkamen, ſo leugnet er wieder alle Einnahmen vom Schriftſtellern, wenn er, ein ruhiges Loos ſich wünſchend, ſagt: „Nicht verlangt mich nach apuliſchen Weiden, als Belohnung für meine Schriften; denn was bringen dieſe ein?“ Und ſo kann man auch nicht blos an das Ausbleiben von beſonderen Gaben reicher Gönner denken, wenn er ärgerlich ausruft: „Nicht allein der ruhige Städter freut ſich meiner Muſe, noch bieten wir unſere Gedichte müßigen Ohren dar, ſondern im getiſchen Schnee vor dem Feinde durchblättert *mein* Buch der abgehärtete Hauptmann; auch ſagt man, daß

meine Verse in Britannien im Munde der Leute seien. Was nützt es mir? Mein Geldbeutelchen weiß nicht davon!" Denn wäre es überhaupt Sitte gewesen, Honorar vom Buchhändler zu erhalten, so mußten doch die auswärtigen Verkäufer wenigstens die ersten Exemplare aus Rom beziehen und man könnte dann nicht begreifen, wie nicht die Verfasser darauf verfallen wären, mit dem Steigen der Auflagen auch ihre Forderungen zu vergrößern. Endlich spricht der Dichter einmal davon, wie er aus Verlangen nach besserer Küche einen Monat lang bei einem reichen Manne den Speichellecker gespielt und die Dichtkunst darüber vernachlässigt habe. Natürlich hätte er nun dadurch eine Einbuße erlitten, wenn ihm seine Verse honorirt worden wären. Wie stellt er aber die Sache dar? „Scheint es Dir nicht ein Verlust zu sein," sagt er, „wenn Deinetwegen umkommt, was Rom liest, der Fremde verlangt, der Ritter nicht verspottet, der Anwalt lobt, der Dichter verkleinert?"

Doch wir wenden uns zu den wenigen Stellen, aus denen man einen sichern Nachweis des Honorars herauslesen möchte. Wie schon erwähnt, sah sich Martial mehrmals veranlaßt, solche, die seine Gedichte geliehen oder geschenkt haben wollten, zurückzuweisen. Dem Einen antwortet er: „Du plagst mich, daß ich Dir meine Epigramme schenken soll: nicht ich habe sie, sondern der Buchhändler Tryphon;" einem noch Schlimmeren: „Du quälst mich, Dir ein Geschenk mit meinen Gedichten zu machen. Ich werde es nicht thun; denn Du willst sie verkaufen, nicht lesen!" Hier hat man sofort an eine vertragsmäßig vom Verfasser dem Autor zu liefernde Zahl von Freiexemplaren gedacht, ohne zu erwägen, daß dieser doch entweder selbst seine Verse abschreiben oder für wenige Groschen einige Abschriften verfertigen lassen konnte, um sie als Dedikationsexemplare zu verwenden. Klar genug spricht dies das Begleitschreiben eines für Antonius in Toulouse bestimmten Exemplars aus: „Von geringem Werthe würdest Du sein," sagt er zu dem Bande, „wenn Dich jetzt ein Käufer (emptor) sendete. Hoch wird Dein Preis als Geschenk durch den Verfasser. Viel macht es aus, glaube mir, ob

man Waſſer trinkt, das aus der Quelle ſprudelt, oder das im trägen Teiche ſtockt.“ Doch die Hauptſtelle iſt noch übrig, der Schluß des elften Buchs! Er lautet „Wiewohl Du mit einem ſo langen Buche zufrieden ſein könnteſt, Leſer, bitteſt Du mich doch noch um wenige Diſtichen. Aber Lupus verlangt ſeine Zinſen und die Sklaven fordern ihre Rationen. Leſer, ſei gegrüßt (Salve)*)! Du ſchweigſt und willſt mich nicht verſtehen! Lebe wohl (Vale)!“ Offenbar ſchließt Martial das Buch, weil er Geld braucht. Was iſt alſo natürlicher, ſagt man, als daß er forteilt, um vom Verleger ſein Honorar für das eben fertig gewordene Buch zu holen? Gut! Was wird aber dann aus den letzten Worten des Epigrammes? Um uns einmal recht modern auszudrücken: Hinter ihnen ſteht der arme Schelm Martial, in der linken Hand den Hut haltend, die rechte mit einem Bückling krümmend und ausſtreckend, nicht aber vor dem Buchhändler, ſondern vor dem Leſer! Das Epigramm enthält eine bettelhafte Appellation an die Gutmüthigkeit des Leſers. Dieſer macht keine Miene, die Börſe zu ziehen und der Dichter verſchwindet mit dem Lebewohl. Ganz in ähnlicher Weiſe ſchließt Martial V, 16 und 25, und nur die Freude über die Beſtätigung deſſen, was man als Vorausſetzung mitbrachte, konnte den Zuſammenhang der Gedanken überſehen laſſen (hat man doch neulich gar in einer engliſchen Zeitſchrift das Honorareinkommen Martials auf die runde Summe von 200 Pfund St. ausgerechnet!) Nicht anders verhält es ſich mit einem aus dem Buche Seneka's über die Wohlthaten beigebrachten Stützpunkte. Um zu beweiſen, daß dieſelbe Sache in verſchiedenem Sinne das Eigenthum zweier Perſonen ſein und daß man ſein Eigenthum in gewiſſen Fällen als eine Wohlthat von einem Zweiten erhalten könne, braucht der Philoſoph folgendes Beiſpiel: „Wir ſprechen von Cicero's Werken. Dieſelben nennt der Buchhändler Dorus

*) Uebrigens lautet die handſchriftliche Lesart Solve = bezahle. Dies iſt alſo eine direkte Appellation an den Leſer in unſerem Sinne und kann noch weniger mißverſtanden werden.

sein Eigenthum und beides ist wahr. Der Eine beansprucht sie als Verfasser, der Andere als Käufer und mit Recht werden sie das Eigenthum beider genannt; denn sie gehören beiden, nur nicht auf gleiche Weise. So kann T. Livius von Dorus seine Bücher empfangen und kaufen." Seneka ist im Jahre 65 n. Chr. gestorben und das Werk über die Wohlthaten fällt in seine letzten Lebensjahre. Sein Zeitgenosse Dorus kann also kein Verlagsrecht von Cicero, aber auch schwerlich von dem 16 n. Chr. verstorbenen Livius erworben haben: er heißt eben „Käufer (emptor)", weil doch überhaupt allemal dem Abschreibenlassen das Erwerben eines guten Exemplars, womöglich des Originals vorhergehen mußte.*) Mit viel besserem Rechte könnten wir da den Verleger als Käufer des Manuskripts nachweisen, wenn wir in dem Gedichte an Antonius (S. 116) emptor nicht durch „ein Käufer," sondern durch „der Käufer" übersetzen wollten! Aber was zwingt uns dazu? — Kurz wir müssen das bei dem griechischen Buchhandel gefällte Urtheil auch auf den römischen ausdehnen. Es war überhaupt im klassischen Alterthum nicht Sitte, daß der Buchfabrikant den Schriftsteller honorirte und der Grund lag hauptsächlich in der Schutzlosigkeit des Fabrikats gegen Nachbildung.**) Auch ohne Honorarzahlung bestand der Hauptprofit des Buchhändlers in der Schnelligkeit des Umsatzes. Er mußte bei der Ausgabe eine große Menge von Exemplaren auf den Markt bringen; denn gefiel das Buch, so standen seine Kollegen bereit, den Vortheil mit ihm zu theilen. Ihm selbst blieb die Aussicht, die Manuskripte berühmt gewordener Verfasser später an Liebhaber theuer zu verwerthen. Immerhin befand sich also der römische Buchhändler in einer viel freieren und günstigeren Stellung, als der mittelalterliche Stationarius

*) Daß auch Leihen für Geld vorkam ist aus einer Stelle des Gellius ersichtlich, wo er erzählt, daß er sich, um über eine Lesart bei Ennius klar zu werden, eine uralte Handschrift „gemiethet" hätte.

**) Seit dem Erscheinen der 1. Auflage der Kulturbilder hat sich auch Marquardt (Röm. Privatalterth. II, S. 407) entschieden für die hier vertretene Ansicht ausgesprochen.

noch im dreizehnten Jahrhundnrt, der von neuen Werken, die er zum Verkauf ausstellte, nur eine Kommissionsgebühr beziehen, ja nicht einmal das Geld selbst in Empfang nehmen durfte, der auch bei eigenen Büchern den Preis nicht willkürlich erhöhen konnte, und überhaupt meist auf Verleihen der Bücher angewiesen war.

Daß endlich die römischen Buchhändler mit unter den Maßregeln litten, welche despotische Kaiser gegen die Schriftsteller der Opposition anwendeten, versteht sich von selbst. Wenn die Werke des T. Labienus, Kassius Severus, Herennius Senecio, Aemilius Skaurus, Kremutius Kordus konfiszirt und verbrannt wurden, so hatten natürlich die Buchhändler für den Augenblick empfindliche Verluste. Aber, was heute in solchen Fällen zu geschehen pflegt, kam schon damals vor. Einige Exemplare entgingen doch der Vernichtung, wurden wieder abgeschrieben und heimlich verbreitet und nicht nur der Ruf des Schriftstellers, sondern auch der Vortheil des Buchhändlers wuchs. Nach Schilderung des über Kremutius Kordus verhängten Prozesses fährt Tacitus fort: „Um so mehr mag man die Beschränktheit derjenigen verlachen, die da glauben, durch die augenblickliche Macht könne auch die Erinnerung der Folgezeit vernichtet werden. Denn im Gegentheil, bestraft man die Talente, so wächst allmählich ihr Ansehen und auswärtige Könige oder andere, die mit derselben Strenge aufgetreten sind, haben sich nur Schande, jenen aber Ruhm bereitet.“ Den geringsten Respekt vor der Preßfreiheit besaß Domitian. Nach Sueton ließ er nicht nur den Geschichtsschreiber Hermogenes hinrichten, sondern auch alle Buchhändler, die sich mit Vervielfältigung seines Werkes befaßt hatten, an's Kreuz schlagen!

IV.

Das Nachrichtsblatt der Stadt Rom.

Wenn man sich den regen Verkehr denkt, der im alten Rom pulsirte, das bunte Menschengewühl, das Tag für Tag die unermeßliche Hauptstadt der alten Welt durchflutete, die tausendfachen Interessen der Politik, des Handels, der Gewerbthätigkeit, die sich in diesem riesigen Centrum kreuzten, so kann man sich vom modernen Standpunkt aus kaum eine Vorstellung machen, wie die, eine Million weit übersteigende Bevölkerung ohne die gefällige Hilfe von Zeitungen und Intelligenzblättern es anfing, um die Neuigkeiten des Tages zu erfahren und Nachrichten privater Natur unter die Leute zu bringen. Dennoch vereinigten sich manche Umstände, in folge welcher die Römer jenen Mangel gewiß seltener fühlten als unsere Vorfahren in der bis in das sechzehnte Jahrhundert hereinragenden Periode der Zeitungslosigkeit. Viel dazu trug zuerst die in Italien ebenso wie in Griechenland herrschende Gewohnheit bei, den größten Theil des Tages außer dem Hause im öffentlichen, geselligen Verkehr zuzubringen. Die Stadt selbst bot auch genug Gelegenheiten zum Austausch der Gedanken. Da gab es viele öffentliche Plätze, welche durch die Gewohnheit zu Versammlungsörtern der müßigen Leute gestempelt waren. Recht bezeichnend hießen sie „Stationen" oder Standörter und Plinius, der Jüngere, klagt z. B. darüber, daß die zu den Vorlesungen der Literaten Geladenen, anstatt pünktlich zu erscheinen, in der Nähe an solchen Orten verweilten und die Zeit verplauderten, bis sie sich endlich gegen das Ende des Vortrags hin zum Eintreten bequemten. Man unterhielt sich auch in den Tempeln, unter den Arkaden der schattigen Säulengänge, in den öffentlichen Bädern. Man traf sich aber auch in den dem Publikum geöffneten Bibliotheken und den Läden der Buchhändler und verkehrten hier meist Gelehrte, so boten wieder die Tabernen der Aerzte und Barbiere Versammlungsplätze für eine weniger exklusive Gesellschaft, die keineswegs nur aus solchen bestand, welche

die Kunst und Hilfe der Besitzer in Anspruch nahmen. Die Bartscheerer besonders galten schon damals für die privilegirten Inhaber aller Stadtneuigkeiten und Horaz beginnt eine bekannte Satire mit den Worten: „Wie sich Persius einst an Rupilius Rex rächte, das muß jeglichem Bader und Augenkranken bekannt sein!" Alle diese Orte der Neuigkeitskrämer faßt Martial zusammen, wenn er zu seinem Buche sagt: „Dich werden rühmen die Gastgelage, der Markt, der Tempel, die Kreuzwege, Säulenhallen, Tabernen."

Natürlich fehlte es nun auch in der, wie es bei Tacitus heißt, „auf Gerüchte erpichten Stadt" nicht an Leuten, die alle möglichen Nachrichten auffingen und mit eigenen Erfindungen vermehrt kolportirten. Eine solche lebendige Zeitung schildert Martial in Philomusus: „Durch solche Künste verdienst Du Dir immer eine Mahlzeit, indem Du das Meiste ersinnst, aber als wahr vorträgst. Du weist, was Pakorus am parthischen Hof beschließt; Du zählst die Stärke der Rheinarmee auf, der sarmatischen Truppen. Du entsiegelst die Depeschen des dacischen Feldherrn, den Siegeslorbeer siehst Du, bevor er ankommt. Du weißt, wie oft das sonnverbrannte Syene (in Oberägypten) von Regen trieft; Du weißt, wie viel Schiffe am lybischen Gestade die Anker lichten, für wessen Haupt Cäsar's Olivenkranz grünt, wem der himmlische Vater seine Blumengewinde bestimmt." Noch unliebenswürdiger erscheint diese Sucht am schönen Geschlecht und Juvenal, der erbarmungslose Spötter, unterläßt es nicht, die Kennzeichen einer sich um alle Weltereignisse und städtische Klätschereien kümmernden Zeitgenossin anzugeben. „Aber fänge sie doch lieber," schreibt er, „als daß sie keck die ganze Stadt durchfliegt und die Versammlungen der Männer nicht scheut und mit Offizieren im Kriegsgewande spricht ohne die Augen niederzuschlagen, in Gegenwart des Gemahls. Sie kennt alles, was auf dem ganzen Erdkreise sich zuträgt, was in der Mongolei, in Thracien passirt. Sie weiß das Geheimniß zwischen Stiefmutter und Sohn, wer ein Liebesverhältniß hat, um wen man sich reißt, als Galan. Den Kometen, der den Königen von Armenien und Parthien droht, sieht sie zuerst. Neue Mären

und Gerüchte fängt sie an den Thoren auf, etliche bildet sie selbst. Daß der Tigris sich gegen die Völker gewendet habe und dort alle Gefilde von gewaltiger Flut überschwemmt seien, daß Städte wanken, Länder sich senken, erzählt sie auf jedem Kreuzweg, wer ihr begegnet."

Ist es auf diese Weise begreiflich, daß Nachrichten von allgemeinem Interesse mit großer Schnelligkeit von Mund zu Mund die Stadt durcheilten, so half sich der Privatmann bei nöthigen Bekanntmachungen auf dieselbe Weise, die auch die Behörden anwendeten. Entweder miethete er einen Ausrufer oder er machte Maueranschläge. Schon im „Kaufmann" des Plautus versichert Eutychus, er werde alle Herolde der Stadt dingen, um die verschwundene Geliebte seines Freundes aufspüren zu lassen. Am Schlusse der „Zwillingsbrüder" kündigt Messenio als Herold die Versteigerung der ganzen Habe des Menächmus mit Einschluß der Frau „gegen baare Zahlung" an. Am deutlichsten aber erhellt die Sitte aus folgender Stelle Petrons: „In die Herberge trat ein Herold mit einem öffentlichen Sklaven und einer ziemlichen Menschenmenge und rief, eine mehr qualmende als leuchtende Fackel schwingend: „Vor kurzem ist in einem Bade ein Sklave abhanden gekommen, ungefähr 16 Jahre alt, krausköpfig, zartgebaut, schöngestaltet, Namens Giton. Wer ihn zurückgeben oder nachweisen will, erhält 1000 Sesterzen (72 Thaler)." Die schriftliche Anzeige erfolgte entweder durch Aushängen einer Holztafel oder — und zwar viel gewöhnlicher — durch Bepinseln der Häuserwände, besonders an den Straßenecken, mit rother Farbe. In Pompeji hat man sehr viele solche Bekanntmachungen gefunden und sogar an den Grabmonumenten pflegte man zuweilen gegen derartige Verunzierung zu protestiren. Im „Rudens" des Plautus äußert Gripus: „Wahrlich mit ellenlangen Buchstaben werde ich es überall anzeigen: wenn jemand einen Reisekorb mit vielem Gold und Silber verloren hat, so soll er zu Gripus kommen!" Eine noch vorhandene Inschrift lautet: „Ein Weinkrug ist von einer Taberne abhanden gekommen. Wenn ihn jemand wieder-

bringt, bekommt er 65 Seſterzen (4 Thlr. 20 Sgr.); zeigt er den Dieb an, der den Krug mitgenommen hat, ſo erhält er das Doppelte von Varius.“ Auf dieſe Art machten auch die Feſtgeber die von ihnen zu veranſtaltenden öffentlichen Spiele bekannt. Hauptſächlich als die blutigen Gladiatorengefechte das Intereſſe an den andern Arten der Volksbeluſtigung in den Hintergrund drängten, wurden die Ankündigungen lange vorher an die Mauern gemalt. So heißt es in einer ſolchen Bekanntmachung zu Pompeji: „Die Gladiatorentruppe des Aedilen A. Suettius Cerius wird zu Pompeji am 31. Mai kämpfen. An einer Thierhetze und an einem Zeltdache wird es nicht fehlen.“ Dieſe Programme enthielten aber auch gewöhnlich die Namen der Fechter und zwar ſo zuſammengeſtellt, wie ſie paarweiſe gegen einander auftreten ſollten. In einer pompejaniſchen Anzeige ſtehen die Worte: „Am 28. Auguſt eine Thierhetze. Es wird T. Felix im Kampfe gegen Bären auftreten.“ So lieſt man auch bei Trebellius Pollio über den Uſurpator Aureolus: „Ich weiß, daß oft guten Kämpen unter den Gladiatoren dieſer Name beigelegt worden iſt. Erſt kürzlich ſtand auf Deinem Feſtprogramme dieſer Name im Verzeichniſſe der Akteurs,“ und Cicero ſchreibt unwillig aus Cilicien an ſeinen Freund Cölius: „Wie? Du glaubſt, ich habe Dir aufgetragen, mir die Gladiatorenpaare zu ſchicken?“ Die Spannung und Erwartung des Publikums war immer ſo groß, daß es, wie Seneka ſagt, die dazwiſchen liegenden Tage gern überhüpft hätte und daß es für Schreiber und Buchhändler ein einträgliches Geſchäft war, dieſe Programme zu kopiren und damit Handel zu treiben. Deutlich ſpricht dies Cicero in folgenden Worten der zweiten philippiſchen Rede aus: „Von dieſen Handſchriften giebt es ſogar Nachahmer, welche ſie, wie die Gladiatorenprogramme, öffentlich verkaufen.“ Selbſtverſtändlich gingen die meiſten Exemplare in die Provinzen. Namentlich erhielten die dort verweilenden Römer von ihren hauptſtädtiſchen Bekannten die Anzeigen zugeſchickt, wie Cicero von Cölius, und Seneka ſagt darum in ſeiner Schrift über die Wohlthaten:

„Niemand ist so thöricht, daß er davor gewarnt zu werden braucht, irgend jemanden Gladiatoren oder eine Thierhetze mitzutheilen, nachdem die Spiele vorüber sind."

Das Bedürfniß, über die Vorgänge in der Hauptstadt unterrichtet zu werden, erstreckte sich aber, wie sich nicht anders erwarten läßt, für die vielen Römer, welche im Civil- und Militärdienst stehend an ferne Gegenden gebannt waren, weit über die genannten Programme hinaus. Dazu besaßen manche weder Verwandte noch Freunde, an die sie immer so ausgedehnte Korrespondenzansprüche stellen konnten, und so kam es vor, daß literarische Handlanger entweder von den Auswärtigen selbst oder von deren Freunden gemiethet wurden, um über alle Neuigkeiten in Rom nach der Provinz Bericht zu erstatten. Einen interessanten Beleg dafür liefert die Korrespondenz zwischen Cicero, als ciliciſchem Statthalter, und dem erwähnten Cölius aus dem Jahre 51 v. Chr. Dieser schreibt zuerst an seinen älteren Freund: „Weil ich Dir bei unserem Abschied versprach, alles was in Rom vorgeht, auf das genaueste zu berichten, so habe ich jemanden aufgetrieben, der alles so ins einzelne verfolgte, daß ich fürchte, es möchte Dir diese Geschäftigkeit allzu schwatzhaft vorkommen. Zwar weiß ich, wie wißbegierig Du bist und wie angenehm es für alle in der Fremde Weilenden ist, auch über die geringfügigsten Dinge, die zu Hause vorfallen, in Kenntniß gesetzt zu werden; doch bitte ich Dich, in der Art meiner Dienstleistung nicht eine Rücksichtslosigkeit zu finden, weil ich diese Mühewaltung einem Andern übertragen habe. Das Schriftwerk selbst, das ich Dir schicke, ist die beste Entschuldigung für mich. Denn wer sollte soviel Muße haben, dieses alles nicht blos aufzuschreiben sondern nur zu beachten? Du findest darin alle Senatsbeschlüsse und Edikte, alles, was man gefabelt und gemunkelt hat. Gefällt Dir aber vielleicht diese Manier nicht, so thue es mir kund, damit ich Dir nicht etwa bei meinem Geldaufwande noch Mißbehagen bereite. Wenn etwas wichtiges im Staatsleben vorfällt, das solche Lohnarbeiter nicht in geeigneter Weise berichten können, so werde ich Dir

genau darüber ſchreiben." Der Dank, den Cölius für das eingeſchickte Opus einerntete, war gerade nicht groß. Cicero ſah nur immer mit der größten Spannung einer Entſcheidung über ſeinen Verbleib auf dem ciliciſchen Gouverneurpoſten entgegen, da er ſeine ziemlich wohlfeil errungenen Lorbeeren im Triumphe den Römern zeigen wollte und außerdem dem drohenden Krieg mit den Parthern gegenüber keine ſonderliche Kriegsluſt verſpürte. Halb ärgerlich, halb ſcherzend antwortete er daher: „Wie? Du glaubſt, ich hätte Dir den Auftrag gegeben, mir die Namen von den Fechterpaaren, die Verſchiebungen von Gerichtsterminen, die Kompilation des Chreſtus zu ſchicken? Nicht einmal um das kümmere ich mich, was in den wichtigſten Staatsangelegenheiten täglich vorfällt, wenn es mich nicht perſönlich betrifft. Andere werden es ſchreiben; viele werden die Nachricht mitbringen; vieles wird auch das Gerücht übermitteln." Wie wenig Ernſt es ihm aber mit dieſer Abweiſung war, zeigen die ſich immer erneuernden Bitten an Cölius, ja alles genau zu berichten. Auch erkaltete aus egoiſtiſchen Gründen die Gefälligkeit ſeines Freundes nicht; er ſendete ihm eine zweite Lieferung von „Denkwürdigkeiten der Stadt" und bittet ihn, beim Leſen die Spiele, Leichenbegängniſſe und andere Bagatellen zu überſchlagen.

Uebrigens war es Cicero ſchon deshalb mehr um pragmatiſche, die Zukunft betreffende Combinationen zu thun, als um das todte Material der Ereigniſſe, weil ihm dieſe Details jedenfalls auch aus anderer Quelle zufloſſen. Bereits acht Jahre früher nämlich, 59 v. Chr. hatte Julius Cäſar, als Konſul, die Veröffentlichung eines regelmäßigen Tagebuchs der Stadt (acta populi Romani diurna) angeordnet und zwar gleichzeitig mit der gegen die Ariſtokratie gerichteten Maßregel der Publizirung von allen Senatsprotokollen. Ueber die Stelle Sueton's, welche dies erzählt und die einzige Erwähnung vom Beginne des ſtädtiſchen Anzeigers iſt, hat ſich ein gewaltiger Streit erhoben. Sie lautet nämlich: „Nach Antritt ſeines Amtes traf er zuerſt unter allen die Einrichtung, daß ſo (tam) des Senats als (quam) des Volks tägliche Akten verabfaßt und veröffentlicht würden."

Man hat hier zunächst den vergleichenden Sinn der gebrauchten lateinischen Partikeln zu sehr betont und daraus deduciren wollen, daß die Neuerung Cäsars nur in der Publikation der Senatsakten bestanden habe. Dann brachte man die vor dem Jahre 59 für bereits bestehend gerechneten Volksakten in Verbindung mit den vom Oberpriester des römischen Staats redigirten Jahresberichten (Annales maximi). Diese auf weiß getünchte Holztafeln geschriebenen und in der Amtswohnung des Pontifex neben dem Vestatempel verwahrten Nachrichten über Sonnenfinsternisse und Wunderzeichen, Krieg, Pestilenz und theure Zeit, insbesondere merkwürdige, den Kultus betreffende Vorkommnisse, waren um 133 v. Chr. eingegangen, eine Folge der Verweltlichung der Priesterthümer und des Sichüberlebthabens der von den Privatchronisten überflügelten offiziellen Aufzeichnungen. Man meinte nun, der Anfang der Stadtakten knüpfe sich recht passend unmittelbar an das Erlöschen der oberpriesterlichen Annalen und jene seien eigentlich ein weltliches Surrogat für diese. Aber die ganze Ansicht bleibt eben bloße Vermuthung, die schon bei vorurtheilslosem Lesen der Sueton'schen Stelle in nichts zerfällt. Aber auch außerdem läßt sich keine Spur von römischen Tageblättern, die über das Jahr 59 hinaufreichten, entdecken. Die einzige, auf welche man sich beruft, hat keine Beweiskraft. Es erzählt nämlich Plinius in seiner Naturgeschichte: „Man findet in den Zeitungen, daß bei dem Begräbniß des Wagenlenkers Felix von der rothen Faktion einer seiner Gönner sich auf den brennenden Scheiterhaufen gestürzt habe, wobei die Gegenpartei (die weiße Faktion), um dies ja nicht dem Künstler zum Ruhme gereichen zu lassen, abgeschmackter Weise aussprengte, der Mann sei durch die Menge der Wohlgerüche betäubt gewesen. Als nicht lange vorher M. Lepidus, ein Mann aus sehr vornehmer Familie, durch die Gewalt der Flamme vom Scheiterhaufen herabgeworfen wurde und wegen der Glut nicht wieder hinaufgelegt werden konnte, wurde er daneben nackt vermittelst anderen Reisigs verbrannt." Dieser Lepidus ist nun freilich schon 77 vor Chr. gestorben. Aber wer kann denn

wiſſen, ob Plinius bei den Worten „nicht lange vorher“ nicht einen längeren Zeitraum als 18 Jahre im Sinne hat? Wer kann überhaupt nach dem Satzzuſammenhange behaupten wollen, daß die Anekdote über Lepidus gerade auch aus der ſtädtiſchen Chronik und nicht aus anderen Aufzeichnungen geſchöpft iſt? —

Endlich hat man gerade aus dem Umſtande, daß Cicero durch Cölius ſich die Neuigkeiten der Hauptſtadt von Zeit zu Zeit überſenden ließ, ſchließen wollen, daß Cicero die offiziellen Stadtakten nicht zugeſchickt bekam, daß ſie wahrſcheinlich nach Cäſars Konſulate wieder eingingen und erſt während deſſen Diktatur wieder auflebten. Doch dieſe Annahme war zu voreilig; denn nicht nur ſchreibt Cicero im Jahre 50 an den Attikus: „Die ſtädtiſchen Akten beſitze ich bis zum ſiebenten März und habe aus ihnen erkannt, daß durch die Energie unſeres Kurio alles eher zur Verhandlung kommen wird, als die Frage wegen der Provinzen,“ und an Cölius: „Ueber den Ocella haſt Du mir zu wenig geſchrieben und in den Akten ſtand nichts,“ ſondern es gehört auch ſpeziell in das Jahr 52 das wunderliche Referat Plinius, des Aelteren: „Daß es während des Miloniſchen Prozeſſes gebrannte Ziegelſteine geregnet hat, iſt in die Akten dieſes Jahres eingetragen,“ und Askonius Pedianus, der berühmte Kommentator Ciceros, ſchreibt an ſeine Söhne über jene ganze Zeit: „Um Eure jugendliche Wißbegierde recht ſorgfältig zu befriedigen, habe ich ſogar die Tagesnachrichten jener ganzen Zeit durchgenommen. Aus denſelben erſehe ich, daß am letzten Februar (52) ein Senatsbeſchluß gefaßt wurde des Inhalts: man ſehe die Ermordung des P. Clodius, den Brand der Kurie und die Beſtürmung des Hauſes des M. Lepidus als ein Attentat gegen den Staat ſelbſt an. Weiter iſt nichts über dieſe Sache an jenem Tage in die Zeitung gekommen. Am folgenden Tage, alſo am erſten März habe Munatius in einer Volksverſammlung dasjenige dargelegt, was Tags vorher verhandelt worden war und dabei wörtlich folgendes geſagt“ u. ſ. w.

Doch wir ſind durch dieſe Widerlegungen bereits mitten

in den Inhalt des römischen Tageblatts hineinversetzt worden. Es wird aber, um denselben bequemer überschauen zu können, gerathener seien, die vorhandenen Ueberreste nach bestimmten Rubriken zu mustern. Die Nachrichten berühren nämlich entweder den Staat oder den kaiserlichen Hof oder das Privatleben der Stadt Rom selbst.

Die den Staat speziell angehenden Fragmente betreffen Staatsprozesse, geschäftliche Verhandlungen mit dem Volke, Administrativmaßregeln der höheren Magistrate und diejenigen Senatsreden und Beschlüsse, deren Veröffentlichung seit der Wiederaufhebung des Publikationsedikts durch Augustus mit dem Willen der Regierung harmonirte. Erwähnt haben wir bereits das Senatuskonsult gegen Klodius, die Rede des Munatius vor dem Volke und die Bemühungen des Skribonius Kurio in Ciceros Interesse. In seiner Darstellung des Miloniſchen Prozesses beruft sich Askonius noch mehrmals auf die Akten der Stadt; auch lernt man aus ihm, daß der ganze Hergang des Mordes auf der appischen Straße in dem Stadtanzeiger genau referirt war, da er sich wegen des Tags, an welchem Milo nach Lanuvium reiste, auf denselben beruft. So schreibt auch Cicero an C. Krassus, er werde wohl aus dem Tageblatt den Uebertritt des Lepidus von der aristokratischen Partei zu M. Antonius ersehen haben. Ein Beispiel von gerichtlichen Verhandlungen und vielleicht reiner Wortlaut ist folgende Notiz des Askonius aus dem Jahe 54: „Als M. Skaurus zur Bewerbung um das Konsulat am 29. Juni nach Rom zurückgekehrt war, wurde er auf Beschwerde der Sardinier von Valerius Triarius vor dem Prätor M. Kato wegen Erpressung verklagt, wie in den Akten steht, am 6ten Juli, drei Tage nach der Freisprechung C. Kato's." Auf gleiche Weise waren auch später die Senatsverhandlungen in dem Prozesse gegen Bäbius Massa in dem städtischen Intelligenzblatte zu lesen, gegen welchen unter Domitian Plinius, der Jüngere, und der berühmte Schriftsteller Herennius Senecio vom Senat zu Sachwaltern der spanischen Provinz Bätika bestellt worden waren. Ferner läßt sich wohl

erwarten, daß die Namen der zum Tode Verurtheilten nicht in den Akten fehlten. Dio Kaſſius ſagt von Kaligula: „Die Namen der von ihm Verurtheilten ließ er öffentlich bekannt machen, als ob er fürchtete, ſie möchten verborgen bleiben.“ Dagegen war es dem Domitian, der nach dem Aufſtande des Antonius Saturninus eine Menge verdächtiger Perſonen hatte hinrichten laſſen, wieder darum zu thun, daß ihr Andenken verwiſcht würde, und er verbot deshalb ihre Namen in das Tageblatt aufzunehmen! Cäſar ließ es in der Zeitung erwähnen, daß er die ihm von dem Volke durch den Konſul Antonius angetragene Königskrone nicht angenommen habe. Tiberius ging in ſeiner Verfolgung hochverräthiſcher Worte ſo weit, daß er nach dem Verfahren gegen Schuldige alles in der Zeitung veröffentlichen ließ, ſelbſt was ſie „ganz insgeheim und unter vier Augen“ geſprochen haben ſollten. Auf eine gefliſſentliche Hervorhebung geringfügiger Handlungen, die entweder auf kaiſerliche Inſpiration oder aus eigener Servilität von ſeiten der Redaktion erfolgte, ſcheint es mir hinzudeuten, wenn Tacitus den elenden Ankläger des bekannten Thraſea Pätus unter Nero ſagen läßt: „Man lieſt die Tageblätter des römiſchen Volks in den Provinzen, bei den Armeen mit beſonderem Eifer, um zu erfahren, was Thraſea nicht gethan hat.“ Zell äußert über dieſe Worte: „Man ſieht aus dieſer Anführung, daß man bei dem Mangel und bei der Unterdrückung jeder anderen freien, öffentlichen Mittheilung über politiſche Angelegenheiten ſein Urtheil ſich bildete, ſeine Ueberzeugung befeſtigte, nicht etwa aus dem, was das einzige Organ öffentlicher Meinung enthielt, ſondern aus dem, was es nicht enthielt.“ Im Gegentheil ſcheint aber der paſſive Widerſtand Thraſea's gerade markirt worden zu ſein und einzeln erwähnt, wie er z. B. die Senatsſitzung verließ, als nach Ermordung Agrippina's der Senat ſich in kriechender Herabwürdigung gegen Nero überbot, wie bei der Vergötterung Poppäa's Thraſea fehlte, wie er ſich nicht an den Juvenalien betheiligte, wie er das feierliche Opfer für das Wohl des Kaiſers verſäumte, wie er für den Hochverräther Antiſtius eine Straf-

milderung beantragte und durchsetzte, wie er die letzten drei Jahre die Kurie mied. Für das Vorkommen kaiserlicher Verordnungen in dem Intelligenzblatt spricht die Erwähnung eines Gesetzes von Trajan gegen Amtsverletzungen von Seiten der Rechtsanwälte in den Briefen des Plinius: „Du wirst es selbst lesen; es steht in der Zeitung," setzt dieser hinzu.

In der Zeit Trajan's entstand auch die Sitte, die im Senate in Szene gesetzten Ausbrüche enthusiastischer Anhänglichkeit an den Thron zu notiren und der Redaktion des Tageblattes zu übermitteln. Schon früher war es nämlich aufgekommen, daß das Volk während der Schauspiele den höchsten Personen Glückwünsche darbrachte, meist stehende Formeln, welche im Chore nach gewissem Rythmus halb gesprochen, halb gesungen und öfter wiederholt wurden. So hatte denn auch der Senat nach und nach diese triviale Schmeichelei nachgeahmt und Plinius schreibt über eine solche dem Trajan dargebrachte Ovation (man hatte gerufen: „O Du Glücklicher! O wir Glücklichen! Vertraue uns! Vertraue Dir! Möchten Dich doch die Götter so lieb haben, wie wir!"): „Wozu soll ich das Einzelne zusammenstellen und aufzählen? Kann ich etwa mit meiner Rede umfassen oder mit meinem Gedächtnisse erreichen, was Ihr in den öffentlichen Anzeiger setzen und in Erz eingraben zu lassen beschlossen habt? Früher pflegten nur die Reden der Fürsten durch solche Art von Monumenten verewigt zu werden; die Zurufe beschränkten sich auf die Wände unseres Sitzungssales." Dieser servile Pomp wurde aber bald soweit gesteigert, daß man die Wiederholungen der wahrscheinlich meistens von einem durch die Bedeutung des Augenblicks inspirirten Mitgliede der Versammlung vorgesprochenen oder auch zuweilen vorher verabredeten Formeln sorgfältig zählte und in dem Protokolle sowie im Tageblatte die Da Capo's aufführte! So berichtet z. B. Trebellius Pollio von der Senatssitzung nach der Thronbesteigung Klaudius II.: „Nach Anhörung des kaiserlichen Schreibens wurde folgendes gesagt: Augustus Klaudius, die Götter mögen Dich erhalten! (sechzigmal gesagt) Klaudius Augustus, Dich oder einen Mann

wie Du, haben wir uns immer zum Fürſten gewünſcht (vierzigmal) — Klaudius Auguſtus, Dich verlangt der Staat! (vierzigmal) — Klaudius Auguſtus, Du unſer Bruder, Vater, Freund, Du guter Senator, Du wahrer Fürſt! (achtzigmal)." Wenn der Kaiſer perſönlich mit dem Senate verhandelte, ſo wechſelten dieſe Litaneien oder Antiphonien mit ſeinen Worten ab. Ein wahres Kabinetsſtück von einer ſolchen Szene theilen wir hier im Auszuge mit, zugleich deshalb, weil es der längſte, uns vollſtändig erhaltene Artikel aus dem Intelligenzblatte von Rom iſt. Bei Lampridius heißt es nämlich im Leben des Alexander Severus: „Aus den Akten der Stadt: Am 6ten März (222 n. Chr.), als der Senat ſich zahlreich im Konkordiatempel verſammelt hatte und der Cäſar Aurelius Alexander eingetreten war, rief man ihm entgegen: Tugendhafter Auguſtus, die Götter mögen Dich erhalten! Die Götter haben Dich uns gegeben; die Götter mögen Dich erhalten! Die Götter haben Dich den Händen des Abſcheulichen (Elagabal) entriſſen, ſie mögen Dir Dauer verleihen! Den ſchändlichen Tyrannen hatteſt auch Du zu erdulden; daß der Schändliche und Laſterhafte lebte, hat auch Dich geſchmerzt! Die Götter haben jenen geſtürzt; die Götter haben Dich gerettet! Der ſchmachvolle Kaiſer iſt mit Recht verdammt worden! Glücklich wir unter Deinem Scepter, glücklich der Staat! Der Verruchte iſt mit dem Verbrecherhaken geſchleift worden zum abſchreckenden Beiſpiel; der ſchwelgeriſche Kaiſer iſt mit Recht geſtraft! Der Beflecker der Ehrenämter iſt mit Recht geſtraft! Die unſterblichen Götter ließen Alexander am Leben! Die Gerichte der Götter zeigen ſich hierin!" — Der Kaiſer dankte hierauf dem Senate und es folgen wieder 22 Akklamationen, in welchen Alexander gebeten wird, den Namen Antoninus anzunehmen. Nach Beendigung derſelben ſprach er: „Ich danke Euch, Väter, nicht allein jetzt, ſondern auch für den Namen Cäſar, für Erhaltung meines Lebens, für das oberprieſterliche Amt, die tribuniziſche Gewalt und den prokonſulariſchen Oberbefehl. Alles dies habt Ihr mir ſonder Beiſpiel an einem Tage verliehen!" Bei dieſen Worten fiel der Senat

ein: „Dies haſt Du übernommen; möge der Senat es verdienen, daß Du den Namen Antoninus annimmſt, mögen es die Antonine verdienen! Antoninus Auguſtus, die Götter mögen Dich erhalten! Möge der Münze wieder gegeben werden der Name Antoninus! Möge den Antoninen zu Ehren Antoninus Tempel weihen!" Nun wehrte ſich der Kaiſer ernſt und beſcheiden in längerer Rede gegen den Beinamen; aber erſt nach fünfmaliger Unterbrechung durch ähnliche Zurufe gelang es ihm, ſeinen Willen durchzuſetzen. Die Verſammlung lobt ſeine Beſcheidenheit, ſeine Klugheit. Nachdem aber der Kaiſer nochmals gedankt und verſprochen hat, ſeinem eigenen Namen Ehre machen zu wollen, erhebt ſich ein neuer Sturm. Man will ihm durchaus den Namen des Großen oktroyiren! „Großer Alexander, die Götter mögen Dich erhalten! Wenn Du den Namen Antoninus ausſchlägſt, ſo nimm den Namen des Großen an! Großer Alexander, die Götter mögen Dich erhalten!" — Da ſprach Alexander: „Es wäre mir leichter geweſen den Namen Antoninus anzunehmen. Warum ſoll ich aber den Namen des Großen führen? Was habe ich denn Großes gethan? Alexander hat ja dieſen Namen nach großen Thaten erhalten, Pompejus aber nach großen Triumphen. Beruhigt Euch alſo, hochverehrte Väter, und betrachtet in Eurer eigenen hohen Stellung mich lieber als einen der Eurigen, als daß Ihr mir den Namen des Großen aufbürdet!" Hierauf rief man: „Aurelius Alexander Auguſtus! Die Götter mögen Dich erhalten!" und das Uebrige wie herkömmlich."

Bald nach Stiftung der Monarchie benutzte der kaiſerliche Hof das ſtädtiſche Nachrichtsblatt, um dem Publikum ihn ſelbſt betreffende Details kund zu thun. Es erfolgten z. B. Bekanntmachungen, welche die Etikette und das Hofceremoniel angingen. Ein paar Male iſt es vorgekommen, daß Kaiſerinnen bei beſonderen Gelegenheiten, wie die Kaiſer ſelbſt, allgemeinen Empfang für alle Stände anſtellten und dieſe feierlichen Aufwartungen in die öffentlichen Tagesberichte eintragen ließen. Von Livia, der Gemahlin Auguſt's, leſen wir bei Dio Kaſſius: „Sie erhob ſich gewaltig über alle früheren Frauen, indem ſie den

Senat und vom Volke, wer ihr nur die Aufwartung machen wollte, vorzulaſſen pflegte und dies auch in den ſtädtiſchen Anzeiger aufnehmen ließ." Daſſelbe ſchreibt er von Agrippina, der Mutter Nero's: „Sie empfing alle Stände und ließ es in den Anzeiger eintragen." Daß natürlich außer dieſen Courtagen die Damen des kaiſerlichen Hofes Beſuche von vornehmen Männern und Frauen annahmen, verſteht ſich von ſelbſt. Ferner fanden ſich in der Zeitung genaue Beſchreibungen von pompöſen Leichenfeierlichkeiten, welche hochgeſtellte Familien und beſonders den Hof betrafen. Tacitus, welcher kein großes Gewicht auf das offizielle Tageblatt legte, gab ſich doch die Mühe, neben den Hiſtorikern auch die Stadtakten zu durchblättern, um ſich über alle Einzelheiten bei dem Begräbniſſe des edlen Germanikus Klarheit zu verſchaffen. Der ſchamloſe Kommodus nahm keinen Anſtand, alle ſeine Thorheiten und Greuelthaten in dem Organe der Stadt bekannt machen zu laſſen. Sogar wenn er die Fechtſchule betrat, um an den Exerzitien der Gladiatoren theilzunehmen, meldete es der Anzeiger. Endlich fehlten auch nicht die Geburten von Prinzen und Prinzeſſinnen. Von Tiberius ſagt Sueton: „Er wurde geboren zu Rom auf dem palatiniſchen Berg am 16. November 42 während des philippenſiſchen Krieges; denn ſo iſt in den Faſten und in den Stadtakten angegeben." Seinen zweiten Stiefſohn Druſus ſchickte Octavianus, wie Dio ſchreibt, nach ſeiner Geburt dem erſten Manne der Livia zu und machte durch den Anzeiger bekannt, daß Cäſar das von ſeiner Frau, Livia, geborene Kind deſſen Vater Nero wiedergegeben habe. Auch von Kaligula erzählt Sueton, nach der Zeitung ſei er in Antium geboren. Endlich bezieht ſich auch Kapitolinus auf dieſe Sitte, indem er von Gordianus I. berichtet: „Ganz gewiß iſt, daß er ſeinen Sohn Gordianus mit dem Beinamen Antoninus zierte, als er nach der durch die römiſche Sitte nöthigen Meldung bei dem Präfekten der Schatzkammer ſeinen Namen in den Stadtanzeiger rücken ließ."

Doch waren dieſe Familienanzeigen keine Prärogative des kaiſerlichen Hauſes; auch ließ ja Gordian den Namen ſeines

Sohnes in das Intelligenzblatt schreiben, während er selbst kaum eines der unteren Staatsämter bekleidete und Klaudius Nero war gar nicht mit Augustus verwandt und noch nicht Prätor, als er die Geburt seines Sohnes Tiberius bekannt machte. Es war nämlich von jeher Sitte, daß vornehme Familien ihre häuslichen Ereignisse in die Spalten der Stadtakten inserirten. Man sieht dies zunächst aus einer Stelle Juvenal's, wo es von Kindern zweideutiger Herkunft heißt: „Du anerkennst sie und freuest Dich, sie als Beweise Deiner Mannheit in die Akten zu setzen." Markus Aurelius erst führte amtliche Geburtslisten ein und von da an mußte jeder Vater binnen 30 Tagen den Geburtstag und den Namen des neugeborenen Kindes bei dem Präfekten der Schatzkammer anmelden. Wie man aus Gordian's Beispiel schließen muß, blieb aber für die Vornehmen dennoch die alte Sitte, außerdem den Familienzuwachs durch das Tageblatt zu verbreiten; sonst läßt sich aber nicht einmal eine summarische Aufzählung aller Geburten in der Stadtzeitung und eine dadurch entstandene offizielle Verbindung der Geburtsregister mit letzterer gut denken, geschweige denn eine spezielle Veröffentlichung aller geborenen Kinder in derselben. Daß auch Ehebündnisse von Seiten der haute volée zur Anzeige kamen, läßt sich aus einer nicht übersetzbaren Stelle Juvenals schließen und wird dadurch gewiß, daß auch Ehescheidungen in dem Tageblatt nicht fehlten. „Erröthet wohl noch Eine über eine Scheidung," sagt Seneka, „nachdem gewisse vornehme und hochstehende Damen ihre Jahre nicht nach der Zahl der Konsuln, sondern der Männer berechnen und von dem Gatten wegziehen, um sich zu verheirathen, oder in die Ehe treten, um sich scheiden zu lassen? So lange nur hatte man Furcht vor der Trennung, als sie selten war. Weil aber kein Tageblatt ohne eine Ehescheidung erscheint, haben sie das zu thun gelernt, was sie eben oft hörten." Hierher gehört ferner, was Sueton von Kaligula erwähnt: „Einigen Frauen schickte er im Namen ihrer abwesenden Männer selbst den Scheidebrief und ließ dies auch so in den Anzeiger eintragen."

Außer derartigen Privatanzeigen fanden noch alle großen

und kleinen Vorkommnisse auffallender Art, alles, was wir unter die „Vermischten Nachrichten" unserer Zeitungen rechnen, Aufnahme in dem Intelligenzblatt, und einiges, wie die Anekdote vom Wagenlenker Felix und dem Backsteinregen zu Milo's Zeit haben wir schon berührt. Als Klaudius, gestützt auf die in Britannien gemachten Eroberungen, von dem Ehrenrechte Gebrauch gemacht hatte, den geheiligten Raum der Stadtgrenze zu erweitern, wurde dies, wie zu erwarten steht, in dem Stadtanzeiger gemeldet. Auch wenn Dio erzählt, es habe im Jahre 23 n. Chr. eine große Portikus sich auf die eine Seite zu neigen begonnen und sei durch Anwendung vieler Menschen und Maschinen wieder in den Winkel gerückt worden, den Namen des Architekten aber habe Tiberius aus Neid nicht erlaubt in den Anzeiger zu setzen, so ergiebt sich hieraus, daß ähnliche Dinge Erwähnung zu finden pflegten und eine gleich zu berührende Stelle des Tacitus bestätigt dasselbe. Noch enthält endlich die Naturgeschichte des Plinius folgende drei Kuriosa, die den Akten der Stadt entnommen sind.

„In den Zeitungen aus der Periode des verewigten Augustus steht, daß während seines zwölften Konsulats (5 v. Chr.) am 11. April C. Krispinus Hilarus, ein Freigeborener niedrigen Standes aus Fäsulä, mit 8 Kindern, worunter 2 Töchter waren, 28 Enkeln, 8 Enkelinnen und 19 Urenkeln in Prozession auf das Kapitol gezogen sei und dort geopfert habe."

„In unserem Zeitalter ist folgendes durch die Akten des römischen Volkes bezeugt. Als unter dem Konsulate des Appius Junius und Silius (28 n. Chr.) in Folge des Prozesses gegen Nero, des Germanikus Sohn, auch Titius Sabinus und dessen Sklaven zur Strafe gezogen wurden, so ließ sich der einem von diesen gehörende Hund weder im Gefängnisse forttreiben noch wich er vom Leichnam, als sein Herr auf der Richtstätte lag, sondern stieß ein klägliches Geheul aus, und da eine große Volksmenge sich um ihn sammelte und jemand ihm Speise vorwarf, trug er dieselbe an den Mund des Todten. Als aber der Leichnam in die Tiber geworfen wurde, sprang er nach und

suchte ihn zu stützen, während die Leute zuströmten, um die Treue des Thieres zu schauen."

„Während der Censur des Kaisers Klaudius im Jahre der Stadt 800 (47 n. Chr.) wurde ein Phönix auch nach Rom gebracht und auf dem Komitium (einem Theile des Forums) ausgestellt, was durch die Akten bezeugt ist; aber niemand zweifelte an seiner Unechtheit."

Endlich besitzen wir noch eine parodirende Nachahmung des städtischen Intelligenzblattes, die wenigstens hinsichtlich der äußeren Form belehrend ist, bei Petron, wo es in der Schilderung des vom Geldbrotzen Trimalchio gegebenen Gastmahls heißt: „Die Ausgelassenheit des Tanzes unterbrach ein Buchhalter, welcher, als läse er die Akten der Stadt, folgendes vortrug: Den 26sten Juli auf dem Landgute bei Kumä, das Trimalchio gehört: Es sind geboren worden 30 Knaben, 40 Mädchen; von der Tenne sind in die Scheune gebracht worden 500,000 Scheffel Weizen; 500 Ochsen gezähmt. An demselben Tage wurde der Sklave Mithridates an's Kreuz geschlagen, weil er den Genius unseres Herrn geschmäht hatte. An demselben Tage wurde in die Kasse gelegt ein Baarbestand von 10 Millionen Sesterzen, der nicht angelegt werden konnte. An demselben Tage entstand ein Brand in den pompejanischen Gärten aus dem Hause des Verwalters Nasta." Außerdem enthielt die Schrift noch Edikte von Aedilen, Testamente von Waldhütern, durch welche Trimalchio ausdrücklich enterbt wurde, die Verstoßung einer Frau von Seiten ihres Mannes, eines Gartenwächters, der sie des sträflichen Umgangs mit einem Badewärter bezichtigte, die Verbannung eines Hausmeisters nach Bajä, die Anklage eines Kassirers vor einem aus Kammerdienern zusammengesetzten Gerichte — kurz, im steifen, wichtigen Tone des Originals dessen große Welt in karikirt verkleinertem Maßstabe.

Ueberblickt man den Inhalt der Fragmente, so erkennt man leicht, warum wir die Namen „städtisches Nachrichtsblatt", „Tageblatt der Stadt Rom", „städtischer Anzeiger", den Ausdrücken „Staatsanzeiger" oder „Staatszeitung" vorgezogen

und kleinen Vorkommnisse auffallender Art, alles, was wir unter die „Vermischten Nachrichten" unserer Zeitungen rechnen, Aufnahme in dem Intelligenzblatt, und einiges, wie die Anekdote vom Wagenlenker Felix und dem Backsteinregen zu Milo's Zeit haben wir schon berührt. Als Klaudius, gestützt auf die in Britannien gemachten Eroberungen, von dem Ehrenrechte Gebrauch gemacht hatte, den geheiligten Raum der Stadtgrenze zu erweitern, wurde dies, wie zu erwarten steht, in dem Stadtanzeiger gemeldet. Auch wenn Dio erzählt, es habe im Jahre 23 n. Chr. eine große Portikus sich auf die eine Seite zu neigen begonnen und sei durch Anwendung vieler Menschen und Maschinen wieder in den Winkel gerückt worden, den Namen des Architekten aber habe Tiberius aus Neid nicht erlaubt in den Anzeiger zu setzen, so ergiebt sich hieraus, daß ähnliche Dinge Erwähnung zu finden pflegten und eine gleich zu berührende Stelle des Tacitus bestätigt dasselbe. Noch enthält endlich die Naturgeschichte des Plinius folgende drei Kuriosa, die den Akten der Stadt entnommen sind.

„In den Zeitungen aus der Periode des verewigten Augustus steht, daß während seines zwölften Konsulats (5 v. Chr.) am 11. April C. Krispinus Hilarus, ein Freigeborener niedrigen Standes aus Fäsulä, mit 8 Kindern, worunter 2 Töchter waren, 28 Enkeln, 8 Enkelinnen und 19 Urenkeln in Prozession auf das Kapitol gezogen sei und dort geopfert habe."

„In unserem Zeitalter ist folgendes durch die Akten des römischen Volkes bezeugt. Als unter dem Konsulate des Appius Junius und Silius (28 n. Chr.) in Folge des Prozesses gegen Nero, des Germanikus Sohn, auch Titius Sabinus und dessen Sklaven zur Strafe gezogen wurden, so ließ sich der einem von diesen gehörende Hund weder im Gefängnisse forttreiben noch wich er vom Leichnam, als sein Herr auf der Richtstätte lag, sondern stieß ein klägliches Geheul aus, und da eine große Volksmenge sich um ihn sammelte und jemand ihm Speise vorwarf, trug er dieselbe an den Mund des Todten. Als aber der Leichnam in die Tiber geworfen wurde, sprang er nach und

suchte ihn zu stützen, während die Leute zuströmten, um die Treue des Thieres zu schauen."

„Während der Censur des Kaisers Klaudius im Jahre der Stadt 800 (47 n. Chr.) wurde ein Phönix auch nach Rom gebracht und auf dem Komitium (einem Theile des Forums) ausgestellt, was durch die Akten bezeugt ist; aber niemand zweifelte an seiner Unechtheit."

Endlich besitzen wir noch eine parodirende Nachahmung des städtischen Intelligenzblattes, die wenigstens hinsichtlich der äußeren Form belehrend ist, bei Petron, wo es in der Schilderung des vom Geldbrotzen Trimalchio gegebenen Gastmahls heißt: „Die Ausgelassenheit des Tanzes unterbrach ein Buchhalter, welcher, als läse er die Akten der Stadt, folgendes vortrug: Den 26sten Juli auf dem Landgute bei Kumä, das Trimalchio gehört: Es sind geboren worden 30 Knaben, 40 Mädchen; von der Tenne sind in die Scheune gebracht worden 500,000 Scheffel Weizen; 500 Ochsen gezähmt. An demselben Tage wurde der Sklave Mithridates an's Kreuz geschlagen, weil er den Genius unseres Herrn geschmäht hatte. An demselben Tage wurde in die Kasse gelegt ein Baarbestand von 10 Millionen Sesterzen, der nicht angelegt werden konnte. An demselben Tage entstand ein Brand in den pompejanischen Gärten aus dem Hause des Verwalters Nasta." Außerdem enthielt die Schrift noch Edikte von Aedilen, Testamente von Waldhütern, durch welche Trimalchio ausdrücklich enterbt wurde, die Verstoßung einer Frau von Seiten ihres Mannes, eines Gartenwächters, der sie des sträflichen Umgangs mit einem Badewärter bezichtigte, die Verbannung eines Hausmeisters nach Bajä, die Anklage eines Kassirers vor einem aus Kammerdienern zusammengesetzten Gerichte — kurz, im steifen, wichtigen Tone des Originals dessen große Welt in karikirt verkleinertem Maßstabe.

Ueberblickt man den Inhalt der Fragmente, so erkennt man leicht, warum wir die Namen „städtisches Nachrichtsblatt", „Tageblatt der Stadt Rom", „städtischer Anzeiger", den Ausdrücken „Staatsanzeiger" oder „Staatszeitung" vorgezogen

haben. Die Stadtakten waren rein lokaler Natur, engeren Horizonts als selbst die Chronik der geistlichen Oberhirten. Man findet keine einzige Erwähnung von auswärtigen Ereignissen; ja die Senatsverhandlungen würden sicher nicht in jenen Relationen zur Sprache gekommen sein, wenn sie nicht gerade zum Residenzleben gehört hätten. Aehnliche Tagesberichte erhielten die Kaiser wohl aus allen großen Städten des Reichs. Von Kaligula sagt man, daß er die Lektüre der Stadtakten von Alexandria jeder anderen vorgezogen habe. Die Artikel des römischen Tageblattes unterscheiden sich aber vor allen Dingen von denen moderner Zeitungen durch ihren rein referirenden Charakter und entbehren deshalb jedes Raisonnements und aller subjektiven Tendenzen. Außer der offiziellen Natur des Instituts brachte dies schon die Zeit seiner Entstehung mit, in welcher die Freiheit des gesprochenen oder geschriebenen Wortes überhaupt ihrem Untergang entgegen ging, in welcher schon, wie später noch in weiterem Umfange, sich die unterdrückte öffentliche Meinung nur verstohlen durch beißende Anschläge an Säulen und Statuen, durch rasch improvisirte Spottlieder, durch Zurufe im Cirkus und in der Arena und durch Beklatschen politisch zweideutiger Improvisationen von überkühnen Schauspielern Luft machte. Freilich hätte auch in der republikanischen Zeit eine solche Einrichtung schwerlich einen unserer Publizistik vergleichbaren Einfluß gewinnen können, da Ehrgeiz und Patriotismus sich damals nur auf die Kraft der Beredtsamkeit und den Zauber des Goldes zu stützen pflegten. Daß die Politik der Kaiser die Stadtakten benutzte, um gewisse Angelegenheiten hervorzuheben, andere zu verschweigen oder zu entstellen, hat sich schon aus den angeführten Trümmern ergeben, und obgleich die Zusammenstellung vieler sicheren Thatsachen für die Geschichtsschreibung ein reiches, wenn auch grobes Material bieten mußte, so darf man sich im allgemeinen doch nicht wundern, wenn kein Schriftsteller dem römischen Intelligenzblatte ein Zeugniß der Anerkennung spendet und wenn Tacitus vom Jahre 57 n. Chr. geringschätzig bemerkt: „Als Nero und Piso

Konſuln waren, geſchah wenig erwähnenswerthes, es müßte denn jemandem belieben, die Grundmauern und die Balken zu loben, welche Cäſar beim Bau des Amphitheaters am Marsfelde verwendete, und damit die Seiten zu füllen, während der Würde des römiſchen Volks gemäß die Einrichtung getroffen worden iſt, wichtige Begebenheiten den chronologiſchen Geſchichtswerken anzuvertrauen, ſolche Sachen aber dem ſtädtiſchen Tageblatte."

Fragt man nun aber ferner nach der Redaktion dieſer Nachrichten, ſo bleibt das Alterthum jede Antwort ſchuldig und das Kombiniren auf dem Wege der Analogie führt auf zu vielerlei Perſonen, als daß man ein Reſultat als ſicheres bezeichnen könnte. Die meiſten Gelehrten haben an die Kanzlei des Präfekten der Schatzkammer gedacht und am wahrſcheinlichſten iſt es allerdings, daß von Schreibern und Kopiſten irgend einer höheren Magiſtratsperſon und unter deren Aufſicht die Data zuſammengeſtellt worden ſind. Die Publikation ſelbſt geſchah jedenfalls auf übergypſten Holztafeln mit ſchwarzer oder rother Farbe, oder auf den Wänden gewiſſer Gebäude. Das Tageblatt enthielt die Nachrichten nach den einzelnen Tagen geordnet; doch läßt ſich nicht denken, daß die Veröffentlichung der den einen Tag betreffenden ſogleich am nächſten erfolgte und glaublicher iſt es, daß in gewiſſen Zwiſchenräumen eine mehrere Tage umfaſſende Nummer ausgegeben wurde. Vielleicht wählte man dazu die drei Hauptabſchnitte des römiſchen Monats, die Kalenden, Nonen und Iden. Dann wäre es auch kein bloßer Zufall geweſen, wenn Cicero an den Attikus ſchrieb: „Den ſtädtiſchen Anzeiger habe ich bis zu den Nonen des März." Die öffentlich ausgeſtellten Nachrichten fanden jedenfalls vielfache Benutzung von Seiten der Privatleute. Beſonders aber ſorgten die Abſchreiber von Profeſſion (librarii) für ihre Vervielfältigung und den Abſatz der Abſchriften nach außen.

Wie Cicero im fernen Kilikien die Tageblätter der Stadt ſich zuſchicken läßt, ſo erhält auch der jüngere Plinius auf ſeinem Gute in Etrurien regelmäßig durch ſeinen Freund Pompejus Falko dieſelben und Cicero ſelbſt ſchreibt an Q. Korrificius

unter anderem: „Daß Dir die römischen Stadtakten geschickt werden, weiß ich sicher.“ Die weite Verbreitung des Blattes über die Provinzen und selbst die Lager der Heere ergiebt sich besonders aus der schon besprochenen Stelle des Tacitus über Thrasea. Aber auch in Rom selbst wird es, wie bei Trimalchio, in reichen Familien das Amt eines besonderen „Aktuarius“ gewesen sein, dem Hausherrn das Intelligenzblatt vorzulesen. Wenigstens sagt Juvenal, das kärgliche Loos der Gelehrten hervorhebend: „Wer giebt einem Geschichtsschreiber soviel, als dem, welcher ihm die Akten vorliest?“ Denn hier an Gerichtsakten zu denken verbietet der passende Kontrast zwischen der mühevollen Zusammenstellung der Weltereignisse und dem Kopiren der römischen Zeitung. Außerdem soll ja auch nach Quintilian's Deklamationen ein gewisser Skaurus über das Verfahren des Junius Otho, in geheimnißvoller und Verdacht erregender Weise offen daliegende Dinge zu behandeln, geäußert haben, es komme ihm dies so vor, als wenn man jemandem die Zeitung leise in's Ohr vorläse.

Was den Stil der römischen Zeitung betrifft, so erwähnt Quintilian den in ihr häufig vorkommenden Gebrauch des sogenannten griechischen Akkusativs und hinsichtlich der Orthographie erzählt Sueton, daß der Kaiser Klaudius die Anwendung der von ihm erfundenen drei Buchstaben auch für die Zeitung durchsetzte. Doch hatte diese Neuerung nicht zehn Jahre lang Bestand.

Die Frage, wie lange das römische Tageblatt existirt habe, ist bis jetzt einstimmig dahin beantwortet worden, daß bei der Verlegung der Hauptstadt nach Konstantinopel wahrscheinlich die römischen Stadtakten eingegangen und von denen der neuen Residenz ersetzt worden seien. Zwar hat Zell*) aus einer Stelle des Ammianus Marcellinus nachzuweisen gesucht, daß noch im Jahre 361 die römische Zeitung bestand; aber man hat ihm mit Evidenz dargethan, daß dort nur von gerichtlichen Akten die Rede ist, und mit Bestimmtheit behauptet, daß nach Konstantin

*) Ferienschriften. Neue Folge. I. S. 38.

kein Schriftsteller die Akten der Stadt erwähne. Und dennoch hat Zell hinsichtlich der längeren Fortdauer Recht; denn aus einer bisher übersehenen Stelle ergiebt sich noch für das Ende des vierten Jahrhunderts klar das Vorhandensein des römischen Intelligenzblattes. Es lautet nämlich ein Brief des bekannten Stadtpräfekten Symmachus (X, 43) an den Kaiser Theodosius folgendermaßen: „Jeden Monat werden an Ew. Majestät die Protokolle des Senats und die Akten des Volks (populi acta) gesendet und diese legen dar, welche Botschaften der Mann erhabenen und herrlichen Andenkens, Prätextatus, entweder an den hochpreislichen Senat oder das Euch ergebene Volk zur Empfehlung Eurer Regierung hat gelangen lassen. Aber weil Ihr ganz besonders durch ein allerhöchstes Handschreiben befohlen habt, daß alles, was er zu Rom in diesen Versammlungen verhandelt hat, dem Polizeikommissar für besondere Aufträge im Auszuge eingehändigt werde, so habe ich dem himmlischen Gebote gehorsamend alles geschickt, was in seiner Gegenwart die hohe Rechnungskammer festsetzte und der Beschluß der Senatoren billigte. Außerdem habe ich auch seine Reden beigefügt, die er vor dem Volke gehalten hat, um alle zur Liebe dieser glücklichen Zeit anzuregen. Der Bürger Urtheil aber, das sie an seinem Todestag über seine Tugend und Unbescholtenheit an den Tag legten, habe ich ganz besonders dem hochgeborenen Minister des kaiserlichen Hauses mit Beifügung der Aktenduplikate (gestorum exemplaria) übermittelt, wiewohl durch den Postwagen alles mit dem Uebrigen, was gewöhnlich überschickt wird, wieder zur Kenntniß Ew. Majestät gelangen muß." Wir haben den ganzen Brief angeführt, um allen Zweifel über die Bedeutung der „Volksakten" abzuschneiden. Symmachus trennt von ihnen außer den Senatsprotokollen die gesta; diese sind aber, wie aus unzähligen Stellen erhellt (vergl. nur X, 45 und 70), die zu der weit ausgedehnten Jurisdiktion der Stadtpräfekten gehörenden gerichtlichen Akten, die dem Kaiser zur Einsicht und zur Begutachtung in Appellationssachen vorgelegt werden mußten. Der im Briefe genannte Vettius Prätextatus, ein Mann von Geist

und feiner Bildung, und ein tapferer Vertheidiger des Heidenthums (von ihm der Scherz: „Macht mich zum Biſchof von Rom und ich werde ſofort ein Chriſt!"), war ein Vorgänger des Symmachus im Amte der ſtädtiſchen Präfektur und ſtarb im Jahre 386 als deſignirter Konſul. Bis dahin iſt alſo an dem Erſcheinen der römiſchen Zeitung gar nicht zu zweifeln und wenn ſie auch vielleicht ſeit Konſtantin von dem Tageblatt der neuen Reſidenz an Abonnentenzahl überflügelt wurde, ſo hat ſie wahrſcheinlich fortbeſtanden bis zur gänzlichen Zerrüttung des weſtlichen Reichs durch die nordiſchen Barbaren.

V.

Das Muſeum von Alexandria.

Mit Recht wundert man ſich heute, daß trotz der Kämpfe, die auf den jähen Zuſammenſturz des von Alexander, dem Großen, geſtifteten Weltreichs folgten, und trotz der Unſicherheit aller politiſchen Verhältniſſe, welche die Fürſten der neu entſtehenden Herrſchaften zwang, die Hand nicht vom Griffe des Schwertes zu entfernen, doch faſt alle Diadochenhöfe eine Ehre darin ſuchten, die Wiſſenſchaften zu begünſtigen und deren Vertreter mit Auszeichnungen und Belohnungen zu überhäufen. Freilich lag dieſes Streben zu einem guten Theil in dem Geiſte der ganzen Zeit, die durch Lernbegierde, Wiſſenstrieb, Leſewuth, ſowie durch Sammlerfleiß und Vielſchreiberei das mangelnde ſchöpferiſche Talent reichlich erſetzte, „wo alle Welt weiß und lernt, viel arbeitet und zu kombiniren verſteht." Neben den pergameniſchen und ſyriſchen Königen machten bekanntlich die Ptolemäer in Aegypten den größten Anſpruch auf den Ruhm des literariſchen Protektorats. Ihr Reich hatte den Vorzug der politiſchen Einheit und vereinigte damit den einer geographiſchen Weltſtellung, die in der Richtung des arabiſchen Meerbuſens gleichſam ihre Vorbedingung hatte. Dazu kam, daß an der Küſte ihres Landes

in beispiellos glücklicher Lage das von seinem genialen Gründer zur Hauptstadt des makedonischen Westens bestimmte Alexandria emporwuchs. Die Lagiden, wenigstens die drei ersten von ihnen, verstanden in Beziehung auf ihre neue Hauptstadt die leitende Idee Alexanders in ihrem ganzen Umfang zu würdigen und machten jene zu einem Vereinigungspunkt des Orients und Occidents, zu einem Markt- und Stapelplatz nicht nur für die Waaren dreier Erdtheile, sondern auch für eine durch Hilfe des hellenischen Propfreises sich veredelnde Weltbildung. Und Alexandrien hatte das Glück, den Stempel der wissenschaftlichen Weihe sieben Jahrhunderte hindurch zu bewahren und als Bildungsstätte allen Talenten Gelegenheit zur Entwicklung zu geben. Diesen großartigen Erfolg erzielten die Ptolemäer vorzugsweise durch zwei Stiftungen, die Bibliotheken und das Museum zu Alexandria. Man hat sich in neuerer Zeit fast allgemein dahin geeinigt, daß die Idee beider Anstalten und die Anfänge der Bücherſammlung dem ersten Ptolemäer, Soter, zuzuschreiben seien, während die weitere Ausführung und Vollendung seinem Nachfolger, Philadelphos, gebühre. Jener besaß einen energischen Geist und einen hellen Kopf, und obwohl er durch Kriege, diplomatische und administrative Arbeiten und allerhand fürstliche Passionen in Anspruch genommen ward, benutzte er seine Mußestunden zur Ausarbeitung eines Werkes über die Thaten Alexanders, des Großen, und zum Verkehr mit den Pflegern der Wissenschaft. Theophrast folgte seiner Einladung ebensowenig als Menander. Aber Demetrios von Phaleron ging nach seiner Verweisung aus Athen zu ihm und ward sein Rathgeber in allen wichtigeren Familien- und Staatsangelegenheiten; außerdem hatte Ptolemäos noch persönlichen Umgang mit den Philosophen Stilpon, Diodoros, Theodoros und Straton. Der Letzte, Theophrast's Nachfolger in der Leitung der peripatetischen Schule, wurde sogar von ihm mit der Unterweisung seines Sohnes betraut. Mit diesen Männern, wozu noch der berühmte Anatom und Botaniker Herophilos und der unsterbliche Mathematiker Euklides hinzuzurechnen sind, überhaupt mit allen Vertretern der Wissenschaft

und Kunst stand der König auf leutseligem Fuße. Euklid durfte es wagen, dem eine leichtere Methode Begehrenden die bekannte Antwort zu ertheilen, es gäbe keinen königlichen Fußsteig zur Geometrie; einem Grammatiker wurde es nachgelassen, daß er auf die Vexirfrage des Ptolemäos, wer der Vater des Peleus gewesen sei, die ungezogene Erwiederung gab, zuvörderst sollte ihm der König sagen, wer der Vater des Lagos gewesen; von dem berühmten Citherspieler Stratonikos ließ es sich der König gefallen, daß jener nach einigen Differenzen über die Spielweise ihm ins Gesicht sagte: „Ja, das Plektron (das Schlagstäbchen der Cither) ist etwas anderes, als das Skeptron (Scepter)!" Dagegen gab der König dem Philosophen Diodoros, der ein ihm von Stilpon während des Symposiums aufgegebenes Problem nicht lösen konnte, einen keineswegs schmeichelhaften Beinamen, worüber sich jener zu Tode geärgert haben soll.

Sieht man aus dem Erwähnten, daß dem Sohne des Lagos die Beschäftigung mit der Literatur wirkliches Bedürfniß war, so tritt dies noch mehr an seinem Sohne Ptolemäos Philadelphos an den Tag. Zu seiner vielseitigen Bildung gesellte sich ein wißbegieriger Geist, wenn auch dessen edlere Neigungen oft durch unbezähmbare Sinnenlust in den Hintergrund gedrängt wurden. Vorzüglich interessirte er sich, als Schüler eines Aristotelikers, für die Naturgeschichte. In Aethiopien, dessen Geheimnisse er zuerst durch einen Feldzug den griechischen Reisenden erschloß, wurden Elephantenjagden in großem Stile angestellt und seine Agenten streiften bis nach Arabien und Indien, um naturhistorische Merkwürdigkeiten zu sammeln. Ihre Ausbeute wurde im königlichen Palaste aufbewahrt und Philadelphos gestattete gern den Fremden zu seinen Sammlungen und seiner Menagerie den Zutritt. Er ist es vielleicht auch gewesen, der (was Plinius im allgemeinen der Familie zuschreibt), in den königlichen Gärten schon Akklimatisationsversuche mit ausländischen Pflanzen machte. Genannt werden besonders der Weihrauchbaum und der harztragende Lebanumstrauch, beide aus Arabien stammend. Auch suchte er den ihn häufig beschleichenden Trübsinn, eine Folge

seiner angegriffenen Gesundheit, dadurch zu bannen, daß er sich die Berichte der auf Entdeckungen ausgesandten Reisenden oder Erzählungen aus der älteren Geschichte des Nillandes vortragen ließ. Wir haben die Erwähnung dieser Einzelheiten für nöthig erachtet gegenüber der Behauptung Seneka's, der in der alexandrinischen Bibliothek und dem Museum nur Werke nichtiger Eitelkeit erblickt. „Viermalhunderttausend Bücher," sagt er in seiner Schrift „über die Seelenruhe", „sind in Alexandria verbrannt. Als ein schönes Denkmal königlichen Reichthums mögen dies andere loben, wie auch Livius, welcher behauptet, es sei ein Produkt des guten Geschmackes und der Sorgsamkeit der Könige. Es ist aber keineswegs Geschmack und Sorgsamkeit gewesen, sondern wissenschaftlicher Luxus; ja nicht einmal wissenschaftlicher, weil die Anstalten nicht für die Wissenschaft getroffen wurden, sondern nur Schaugepränge waren."

Wie bereits erwähnt, begann jedenfalls der erste Ptolemäer mit Sammeln von Büchern. Demetrios von Phaleron gab ihm dazu praktische Anleitung; die kirchliche Sage hat denselben auch in Verbindung mit der Uebersetzung des alten Testaments in das Griechische gebracht; doch ist an der Erzählung von den 70 Dollmetschern wohl nichts weiter für wahr zu nehmen, als daß der hohe Rath der Juden zu Alexandria, der nach dem Vorbilde des jerusalemitischen 70 oder 72 Mitglieder zählte, dem Könige eine griechische Uebersetzung des Pentateuch für seine Bibliothek verehrte. Die von Ptolemäos I. angelegte Sammlung befand sich im königlichen Palaste oder dem Bruchium. Philadelphos vervollständigte dieselbe und legte noch eine zweite im Serapistempel an, welcher im Stadttheile Rhakotis stand. Der Byzantiner Syncellus sagt in seiner übertreibenden Manier von diesem Fürsten: „Er war in allem weise und sehr thätig, indem er die Bücher aller Hellenen, Chaldäer, Aegypter und Römer (!) sammelte, die in fremden Sprachen geschriebenen in das Griechische übersetzen ließ und in den von ihm gegründeten Bibliotheken zu Alexandria 100,000 Bücher aufhäufte." Später hat sich die Bücherzahl bedeutend vermehrt; denn nach einer, wie

es ſcheint, ganz lauteren Quelle giebt ein anderer byzantiniſcher Gelehrter, Tzetzes, die Zahl der Rollen im Serapeum auf 42,800, in der königlichen Burg auf 490,000 an. Wie viel Werke in dieſer Menge enthalten waren, läßt ſich nicht erkennen, weil ſich darunter Doubletten befanden, aber auch manche Rolle mehrere Monographien enthielt, und weil andererſeits wieder oft viele Rollen zu einem Werke gehörten. Uebrigens geben Gellius und Ammianus Marcellinus die Rollen in Bruchium zu Cäſar's Zeit auf 700,000 Stück an und es iſt leicht möglich, daß bei der fortdauernden Thätigkeit der Ptolemäer für Erweiterung der Sammlungen endlich die hohe Zahl erreicht worden iſt. Denn mehrere Nachrichten bezeugen die Bibliomanie auch der ſpäteren Ptolemäer. Vom Nachfolger des Philadelphos, Ptolemäos Euergetes, erzählt Galenus, daß er allen Schiffern und Seefahrenden den Befehl gegeben habe, wo ſie nur hinkämen, Bücher (wahrſcheinlich beſtimmter Autoren!) aufzukaufen, und daß dann dieſe bunte Maſſe in beſonderen Zimmern unter der Rubrik „Schiffsfracht" niedergelegt ward. Daß ferner ſogar Belohnungen für Herbeiſchaffung guter Handſchriften gezahlt wurden, was natürlich zu Verfälſchungen führte, erwähnt derſelbe Schriftſteller in folgender Stelle: „Bevor die Könige in Alexandria und Pergamus ihren Ruhm im Beſitze alter Bücher ſuchten, wurden noch keine Schriften unter erlogenen Titeln angefertigt. Als aber diejenigen, welche jenen die Werke irgend eines alten berühmten Mannes brachten, anfingen Belohnungen zu empfangen, da ſchafften ſie auch vieles Untergeſchobene herbei." Auf Antrag des Redners Lykurg waren in Athen von den in den Händen der betreffenden Familien befindlichen Originalen der Meiſterwerke von Aeſchylos, Sophokles und Euripides Abſchriften genommen worden, welche dann im Staatsarchiv aufbewahrt wurden und vor den Feſtaufführungen jedesmal mit den Rollen der Schauſpieler verglichen werden mußten. Um dieſe hoch angeſehenen Manuſkripte nur zum Abſchreiben zu erhalten, mußte Ptolemäos Euergetes 15 Talente als Unterpfand deponiren. Und dennoch hatten die Athener ſeine Liebhaberei zu niedrig

taxirt! Er behielt das Geliehene, ließ das Pfand in Stich und schickte den Getäuschten eine Abschrift! Das Jagen nach Handschriften wurde noch toller, als die Attaliden in Pergamus mit den Ptolemäern zu wetteifern begannen, und Ptolemäos Physkon griff bekanntlich in seiner Eifersucht sogar zur Maßregel eines Papyrusausfuhrverbots!

Natürlich erforderte die Ordnung und Klassifizirung der Bücher sowie außerdem die Sichtung, Beurtheilung und Verbesserung des Inhalts eine Menge von Kräften. Die schon von Philadelphos zu diesem Zwecke niedergesetzte Kommission beschäftigte sich zunächst mit den griechischen Dichtern und zwar Alexander aus Aetolien mit den Tragikern, Lykophron aus Chalkis mit den Komikern, Zenodotos mit Homer. Auf die Einrichtung der Bibliotheken in Alexandria fällt nur ein Streiflicht durch eine Notiz des griechischen Rhetors Aphthonios, der in seiner Vorbereitung zur Rhetorik schreibt: „Es sind auch Schränke (Regale?) innerhalb der Säulenhalle angebracht, als Aufbewahrungsplätze für die Bücher, welche den fleißigen Philosophen offen stehen."

In der Nähe der königlichen Bibliothek im Bruchium befand sich auch das Museum. Die Einrichtung dieser Anstalt war keineswegs so komplizirt, wie sich aus der oft beliebten Vergleichung mit einer modernen Akademie der Wissenschaften oder einer Universität voraussetzen ließe. Strabo kommt mit wenig Worten über alles hinweg. „Ein Theil vom königlichen Schlosse," sagt er, „ist auch das Museum, welches eine Wandelbahn enthält und eine Sitzhalle (Exedra) und einen großen Saal, in welchem die am Museum Theil habenden Gelehrten zusammen speisen. Es gehören aber diesem Vereine auch eigene Fonds; auch ein Priester ist bei dem Museum angestellt, der früher von den Königen, jetzt vom Kaiser ernannt wird."

Bei dieser Beschreibung denkt man unwillkürlich an die schon seit Platon und Aristoteles in den hellenischen Philosophenschulen herrschenden Bräuche. Platon pflegte den engeren Zirkel seiner Zuhörer in seinem neben der Akademie gelegenen Garten zu versammeln und mit ihnen gemeinschaftliche Mahlzeiten zu

halten, wozu jeder Theilnehmer ſeinen Beitrag zu liefern hatte. Dies Grundſtück, in welchem ſich auch eine Kapelle der Muſen befand, blieb Eigenthum der Schule. Platon's Neffe und Nachfolger, Speuſippos, ſtellte im Muſeum oder Muſentempel die Bilder der Charitinnen auf und von Polemon, dem vierten Vorſteher der Akademie, erzählt Diogenes von Laerte: „Wenn er in dem Garten verweilte, wohnten ſeine Schüler in kleinen Hütten, die ſie ſich neben dem Muſeum und der Exedra (dem halbrunden, mit Sitzſtufen verſehenen Ausbau einer Säulenhalle) erbaut hatten." In der peripatetiſchen Schule ahmte man dieſe Sitte bald nach. Theophraſtos, der beredte und liebenswürdige Jünger des Ariſtoteles und deſſen Erbe im Lehramte, hatte durch die Freigebigkeit ſeines Freundes, Demetrios aus Phaleron, ein Gartengrundſtück in Beſitz bekommen. Ueber daſſelbe verfügte er in ſeinem Teſtamente, wie folgt: „Den Garten und die Spazierbahn und die Häuſer am Garten alle gebe ich denjenigen von meinen Freunden, welche in demſelben zuſammen ſtudiren und philoſophiren wollen, doch unter der Bedingung, daß ſie ihn nicht veräußern und ihn niemand ſich als Privatſitz aneignet, ſondern daß ſie ihn, wie ein Heiligthum, gemeinſchaftlich beſitzen und ſich unter einander vertragen und Freundſchaft halten, wie es ſich ſchickt und gebührt." Außer dem Garten ſpricht das Teſtament aber ebenfalls von dem Muſeum in oder neben demſelben oder vielleicht richtiger in dem Lyceum, der Lehrſtätte des Ariſtoteles. Denn es heißt eben in der angeführten Stelle: „Von dieſer Geldſumme ſollen das Muſeum und die Göttinnen vollendet werden und was noch zur Verſchönerung gethan werden kann. Dann ſoll die Statue des Ariſtoteles im Heiligthum aufgeſtellt werden und die übrigen Weihgeſchenke, welche ſich früher darin befanden. Ferner ſoll die kleine Säulenhalle am Muſeum neugebaut werden, und zwar eben ſo gut, wie ſie früher war. Und die Tafeln, auf welchen ſich die Abbilder der Erde befinden, ſollen in der oberen Stoa aufgehangen werden. Man ſoll auch den Altar wieder herſtellen, damit ſein Aeußeres vollkommen und anſtändig werde . . . ." Athenäus behauptet, Theophraſt

habe auch ein Legat zur Bestreitung der geselligen Symposien der Peripatetiker ausgesetzt. Das Testament enthält aber keine derartige Bestimmung und dagegen spricht auch eine von Athenäus aus der geistlosen Kompilation des Antigonos von Karystos angeführte Stelle, welche nebenbei zur Vergleichung von Interesse ist. Dort wird nämlich über die Ausartung der philosophischen Symposien und zwar unter Lykon, welcher 18 Jahre nach Theophrast's Tod die Direktion der peripatetischen Schule übernahm, gehandelt. „Als Lykon aber später der Schule vorstand," schreibt Antigonos, „bewirthete er seine Freunde mit großer Uebertreibung und Pracht. Denn abgesehen von der dazu genommenen Ergötzung der Ohren durch Musik, dem Silbergeschirr und den kostbaren Teppichen, war die übrige Zurichtung und die Ueberladung der Mahlzeiten und die Masse der Gerichte und Köche so groß, daß viele, die der Schule beitreten wollten, Angst bekamen und zurückprallten. Denn da mußte man das herkömmliche Amt des Obmanns übernehmen; dieses dauerte in Bezug auf Ordnung und Anstand 30 Tage. Dann erhielt man am letzten Tag des Monats von jedem Schüler 9 Obolen (12 Sgr.) und mußte nun nicht allein diejenigen aufnehmen, welche den Beitrag gezahlt hatten, sondern auch die von Lykon geladenen Gäste und die sich in der Schule einfindenden älteren Männer. So reichte das gesammelte Geld nicht einmal zu den Salben und Kränzen. Dann mußte man aber auch Opferbesorger und Musenpriester werden."

Ptolemäos Philadelphos kannte von seinem Vater her und aus den Angaben der griechischen Gelehrten seines Hofes jenes trauliche Zusammenleben der Philosophen und beschloß für wissenschaftliche Größen ersten Ranges eine ähnliche Versammlungs- und Heimatstätte anzulegen. Da war zuerst der schattige Baumgang zum Promeniren, mit dem eine bedeckte Säulenhalle für ungünstiges Wetter parallel lief. Dann fehlte auch die in Theophrast's Testament erwähnte Exedra nicht, deren Bauart der römische Architekt Vitruvius vor Augen gehabt haben mag, wenn er schreibt: „Es werden in den Säulenhallen geräumige

Ausbiegungen angebracht mit Sitzen, auf welchen Philosophen, Rhetoren und andere der Studien Beflissene sitzend sich unterhalten können." Die Exedra im Museum war wahrscheinlich ebenfalls bedeckt und nur nach der vorderen Seite offen. Vitruv beschreibt auch die ägyptischen Speisesäle genau. Danach hatte der Saal im Museum auf allen vier Seiten von der Wand abstehende Säulenreihen; aber über diesen erhob sich eine zweite Säulenstellung, deren Höhe um $^1/_4$ geringer war, als die der unteren, und auf ihnen ruhte die in Felder getheilte Decke. Dieser Saal vertrat also die Stelle des in den atheniſchen Philosophengärten liegenden Hauses und vereinigte die Mitglieder des Pensionats zu ihren Mahlzeiten und Symposien, deren Unkosten durch die königliche Liberalität bestritten wurden. Auch hierin hatte der Stifter ein Vorbild an der Bestimmung Epikur's, daß nach seinem Tode die Einkünfte seines Gartens und was dazu gehörte, zu einem am Zwanzigsten jedes Monats zu feiernden Gedächtnißschmause verwendet werden sollten. Jedenfalls galten für die Symposien im Museum ähnliche Vorschriften in Bezug auf Anstand, Ordnung und gewisse spezielle Regeln, wie sie Aristoteles, Xenokrates und Speusippos für ihre Schulen schriftlich aufgesetzt hatten. Von Wohnungen innerhalb des Museums spricht Strabo kein Wort und wenn auch Ammian das Bruchium „das immerwährende Domizil ausgezeichneter Männer" nennt, so versteht er ausdrücklich darunter nicht die Burg allein, sondern den ganzen Distrikt, in welchem wohl auch der größte Theil der Mitglieder des Museums seine Privatwohnungen gehabt haben mag.

Nimmt man noch hinzu, daß die Herren von allen Abgaben frei waren, so erkennt man, in wie ehrenvoller, sorgenfreier Muße sie ihren Studien obliegen konnten. Nach einer Anekdote des Athenäus scheint es sogar, als ob ihnen behufs größerer Unabhängigkeit ein gewisser Jahrgehalt zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse ausgezahlt worden sei. „Da Sosibios ein königliches Jahrgeld empfing," heißt es dort, „so ließ der König Philadelphos die Zahlmeister kommen und befahl ihnen, wenn Sosibios käme,

um ſich ſeinen Gehalt auszubitten, ihm zu ſagen, daß er ihn bereits empfangen hätte. Als jener nun kurze Zeit darauf erſchien und das Geld verlangte, blieben ſie dabei, daß ſie es ihm gegeben hätten, und er ging zum König und beſchwerte ſich über die Zahlmeiſter. Dieſer ließ ſie holen und befahl ihnen, die Bücher mitzubringen, in denen ſich die Regiſter derjenigen befinden, welche Jahrgelder empfangen. Dieſe nahm der König in die Hand, blickte hinein und ſagte auch, es ſtimmte ſo, wie die Beamten angäben. Es waren aber hinter einander geſchrieben die Namen Soter, Soſigenes, Bion, Apollonios, und auf dieſe hinſehend, ſagt der König: Wenn du von Soter das „So" wegnimmſt, und von Soſigenes das „Si" und von Bion die die erſte Silbe „Bi" und von Apollonios die letzte „Os", ſo wirſt Du einſehen, daß Du als Empfänger hier eingetragen biſt."

Das Honoriren der Mitglieder mit klingender Münze führte in der römiſchen Kaiſerzeit dazu, daß Leute zu Theilhabern an dem Muſeum ernannt wurden, die gar nicht in Alexandria lebten, ja ſogar ſolche, die nicht einmal dem Gelehrtenſtande angehörten (alſo ganz ähnlich dem Verleihen der Dompfründen!). Hadrian ertheilte dieſe Sinekure den Sophiſten Dionyſios aus Milet und Polemon aus Laodicea, die beide nicht in Alexandria wohnten, er gab ſie auch dem ägyptiſchen Dichter Pankrates, weil derſelbe einen Kranz aus roſenrothem Lotus dem Liebling des Kaiſers zu Ehren „Antinouskranz" genannt hatte. Seinen Geheimſchreiber Julius Veſtinus machte er zum Oberprieſter von ganz Aegypten und zum Vorſteher des Muſeums in Alexandria. Endlich kommt auf einer Inſchrift ſogar ein alexandriniſcher Athlet, Namens Asklepiades, als „Tempelaufſeher des großen Serapis und der im Muſeum geſpeiſten, abgabenfreien Philoſophen" vor.

Ueber die Anzahl der Mitglieder des Muſeums wiſſen wir gar nichts beſtimmtes, wiewohl ſich vorausſetzen läßt, daß dieſelbe eine feſt begrenzte war. Kaiſer Klaudius vermehrte die Zahl der Pfründner, indem er zu der alten Stiftung in Alexandria noch eine zweite hinzufügte, die ſeinen Namen führen

sollte. Er machte aber dabei zur Bedingung, daß die Schooß-kinder seiner eigenen Muse, nämlich 20 Bücher etruskischer und 8 Bücher karthagischer Geschichte, an festgesetzten Tagen, und zwar eines der beiden Werke in jeder Anstalt, von den sich abwechselnden Mitgliedern ganz vorgetragen werden sollten! Noch zu Kommodus' Zeit bestand das Klaudische Museum; denn Athenäus, der die größte Zeit seines Lebens in Alexandria zugebracht hat, vergleicht einen bei einem Dichter der mittleren Komödie auftretenden Schmarotzer mit „den jetzt im Klaudium befindlichen Sophisten, die nicht einmal der Erwähnung werth sind."

Welches war nun aber die Bestimmung des Museums und womit beschäftigten sich die auserwählten Männer der Wissenschaft? Man hat daraus, daß Strabo in seiner kurzen Beschreibung des Museums mit keinem Worte etwa dazu gehöriger Auditorien gedenkt, schließen wollen, daß in der Anstalt gar kein Unterricht Jüngerer stattgefunden habe. Einerseits hat es ja aber auch weder in der Akademie noch im Lyceum geschlossene Unterrichtslokale gegeben, andererseits hat auch wirklich vielfacher Anschluß von Schülern an Schulhäupter stattgefunden. So soll Aristarchos 40 Schüler gehabt haben; von Apollonios, dem Rhodier, wird erwähnt, daß er den Unterricht des gelehrten Kallimachos genossen habe; vom Grammatiker Gniphon ging nach Sueton die Sage, Dionysios Skythobrachion habe ihn in Alexandria gebildet. Archimedes holte sich ebendaselbst seine mathematische Bildung und Aristophanes von Byzanz sowohl als der Geograph Mnaseas hörten den gelehrten Kyrenäer Eratosthenes. Dessenungeachtet war das Museum seinem Hauptzwecke nach sicher keine wirkliche Lehranstalt und wenn die Mitglieder nicht im Museum selbst wohnten, so läßt sich auch denken, daß das Zusammenleben von Meistern und Jüngern sich nicht ausschließlich auf die königliche Stiftung konzentrirte. Ueberhaupt werden wohl die Gelehrten keine bestimmten Pflichten zu erfüllen gehabt haben, sondern es wird ihnen freigestellt gewesen sein, sich einzeln in die Schätze der Bibliotheken zu vertiefen oder sich an Erörterung

wichtiger Fragen gemeinschaftlich zu betheiligen. Die wissenschaftliche Unterhaltung füllte auch die Zeit nach den Mahlzeiten aus und die spitzfindigen Disputationen in den Tischgesprächen Plutarch's geben uns ungefähr den Ton an, welcher dabei herrschte. Sowie nämlich überhaupt das mit Belohnungen und Strafen verbundene Aufgeben und Lösen von Räthseln ein sehr beliebter Zeitvertreib bei den Symposien in Griechenland war, gab man auch bei den Symposien im Museum einander verfängliche Probleme auf, legte dunkle Stellen von Schriftstellern zur Erklärung vor, kurz, erprobte gegenseitig Kenntnisse, Scharfsinn und Witz, was, wie oben erwähnt, bereits am Hofe des Ptolemäos Soter vorgekommen war. Recht anschaulich macht die Sache folgende Stelle Plutarch's: „Da es Sitte in den Museen ist, das Loos herumgehen zu lassen, damit die durch das Loos Zusammengekommenen einander wissenschaftliche Aufgaben stellen, so fürchtete Ammonios, es möchten sich Leute desselben Faches zusammenlosen, und ordnete an, daß mit Wegfall des Loosens ein Mathematiker einem Grammatiker aufgäbe und ein Musiker einem Rhetoriker, und daß dann wieder umgekehrt Zurückgabe erfolgte." Fast ebenso beschreibt den Brauch der Grammatiker Gellius, indem er über ein zu Athen gefeiertes Saturnalienfest sagt: „Wir Römer, die wir nach Griechenland gekommen waren und die wir dieselben Vorlesungen besuchten, vereinigten uns bei dieser Gelegenheit zu einer gemeinschaftlichen Mahlzeit. Dann setzte derjenige, welcher gerade an der Reihe war, das Mahl zu besorgen, als Belohnung für jede zu lösende Aufgabe ein Buch von einem alten griechischen oder lateinischen Schriftsteller aus und einen Lorbeerkranz. Uebrigens stellte er eben so viele Fragen auf, als Leute zugegen waren; den Stoff und die Reihenfolge des Sprechens ertheilte dann das Loos. Die Lösung der Aufgabe wurde also mit dem Kranze und einem Preise belohnt; fand sie nicht statt, so wanderte die Frage an den, welcher das nächste Loos gezogen hatte, und diese Ordnung wurde ringsherum in gleichem Wechsel beobachtet. Wenn niemand der Aufgabe gewachsen war, wurde Preis und Kranz dem

Gotte geweiht, dem das Fest galt. Die Fragen selbst betrafen aber entweder eine völlig unklare Dichterstelle oder eine Untersuchung aus der alten Geschichte, oder die Berichtigung eines falsch ausgedrückten philosophischen Satzes, oder die Lösung eines sophistischen Trugschlusses, oder die Ergründung eines auffallenden und seltneren Wortes." Hierbei mußte besonders Homer herhalten und man war unerschöpflich, Fragen aufzustellen, wie z. B. warum Nausikaa ihre schmutzige Wäsche im Flusse gewaschen habe und nicht im Meerwasser, an welcher Hand Venus von Diomedes verwundet worden sei, welchen Namen Achilles unter den Mädchen gehabt, warum das Oel immer das Beiwort „naß" führe u. s. w. Nach einem Scholiasten der Iliade pflegte man sogar in Alexandria über Aufgaben und Lösungen Protokoll zu führen! Natürlich neigte sich die Beschäftigung des Einen mehr zum Fragestellen, während der Andere größere Stärke im Lösen von Aufgaben entwickelte. So erhielt Satyros, ein Zeitgenosse Aristarch's, den Spitznamen „Zeta" nur wegen seines erfinderischen Kopfes; der erwähnte Sosibios dagegen hieß der „Fragelöser" und wenn ihn Philadelphos durch Silbenverstellung vexirte, so zahlte er ihm nur seine eigene Münze zurück. Sosibios hatte nämlich vorher einen Vers der Ilias durch bloße Versetzung eines Wortes verbessern wollen. Man sieht zugleich aus diesem Beispiele, daß der König selbst an den Wortgefechten der Symposien theilnahm und sich gut amusirte. Dasselbe that auch Ptolemäos Philopator. Er hatte an den Stoiker Kleanthes nach Athen geschrieben und denselben gebeten, entweder selbst zu ihm zu kommen oder einen seiner Schüler zu schicken, worauf, als Kleanthes und Chrysippos die Einladung ausschlugen, der gewandte Sphäros nach Alexandria ging. Da dieser einst behauptet hatte, der Weise werde sich nie von einem Wahne irre führen lassen, setzte ihm der König bald darauf über Tisch aus Wachs bossirte Granatäpfel vor. Der Philosoph ging in die Falle und Ptolemäos triumphirte; aber Sphäros entschuldigte sich scharfsinnig genug damit, daß er seiner Einbildung nachgegeben habe, nicht weil es Aepfel wären, sondern weil es wahrscheinlich gewesen, daß es

Aepfel wären. Es sei nämlich ein Unterschied zwischen dem Wahrscheinlichen und dem des Begreifens fähigen Vorstellungsvermögen! Unter Ptolemäos Physkon (dem Dicken) nahm die königliche Einmischung einen ganz anderen Charakter an. Der König, welcher als Schüler Aristarch's Geschmack an der Kritik gewonnen hatte, zankte sich im Museum über eine Glosse oder einen Vers oder eine Geschichte bis Mitternacht herum; dabei wurde er aber grob und theilte Prügel aus, ohne daß die Gelehrten solche Beweismittel zurückzuweisen wagten! Mußte doch jeder froh sein, seine Stellung zu behalten, da nach Athenäus die Inseln und Städte rings um Aegypten voll waren von Grammatikern, Philosophen, Mathematikern, Musikern, Malern, Pädagogen und Aerzten, die er aus Mißtrauen gegen ihre politische Gesinnung verjagt hatte. Unter Philadelphos hatte nur der Dichter Sotades seine allzu kecke Stichelei auf des Königs Ehe mit seiner Schwester Arsinoe damit büßen müssen, daß er in einer bleiernen Kiste in's Meer versenkt ward! Schon vor Physkon's Zeit hatte der sarkastische Skeptiker Timon aus Phlius in Bezug auf die Zänkereien in der alexandrinischen Akademie gesagt: „Viele Bücherschmierer werden gefüttert im volkreichen Aegypten, endlos zankend im Hühnerkorbe der Musen, bis sie vom Wortdurchfalle geheilt sind." Aber der Unterhaltungston sollte noch sehr lange derselbe bleiben. Denn als Hadrian das Museum besuchte, belustigte auch er sich damit, „daß er," wie Spartian erzählt, „den Professoren viele Fragen vorlegte und die ihm gestellten Aufgaben löste."

Daß die ersten Ptolemäer aber auch für die tieferen und ernsteren wissenschaftlichen Bestrebungen ihrer Gelehrten sich lebhaft interessirten, bezeugt in Bezug auf die Anatomie Plinius, indem er schreibt: „Der Rettigsaft soll auch nothwendig für die Brust sein; denn man hat in Aegypten, wo die Könige Leichname sezirten, um den Krankheiten auf die Spur zu kommen, in Erfahrung gebracht, daß die am Herzen inwendig haftende Phthiriasis durch nichts anderes vertrieben werden könne." Hiernach scheint es also, als ob die Ptolemäer selbst mit Hand angelegt

hätten. Wenn dies aber auch Uebertreibung wäre, so gewann die Wissenschaft schon außerordentlich viel dadurch, daß sich jene über das Vorurtheil ihres Volkes hinwegsetzten und den Aerzten die Leichname der Verbrecher, ja, wie man sagt, sogar die lebenden Verbrecher zur Verfügung stellten.

Ein weiterer Beweis für den von den Ptolemäern den Wissenschaften direkt geleisteten Vorschub ist die riesige Armillarsphäre, welche Euergetes nach Angabe des Eratosthenes verfertigen ließ, und welche, aus mehreren beweglichen Metallreifen bestehend, den Stellungen und Bewegungen der Himmelskörper zu folgen vermochte. Vermittelst dieses Instruments bestimmte Eratosthenes die Schiefe der Ekliptik und noch Klaudius Ptolemäus benützte sie.

Auf der andern Seite erschienen die Pensionäre, wenn sie sich der persönlichen Gunst der königlichen Familie erfreuten, auch als Gäste an der königlichen Tafel und hatten überhaupt freien Zutritt bei Hofe. So erzählt Plutarch z. B. folgendes: „Als die Königin Arsinoe ihren Sohn betrauerte, soll einer der alten Philosophen zu ihr gegangen sein und sich bemüht haben sie zu trösten: „Zu der Zeit," sprach er, „wo Zeus den göttlichen Wesen ihre Ehren austheilte, war die Trauer gerade nicht anwesend, sondern sie kam erst, als alles bereits seinen Herrn hatte. Als sie nun Zeus bat, auch ihr eine Ehrenbezeigung zu Theil werden zu lassen, kam dieser in Verlegenheit und verlieh ihr die nach dem Tode der Menschen gespendete, nämlich Thränen und Schmerz. Wie nun die übrigen Götter diejenigen lieben, von denen sie geehrt werden, auf dieselbe Weise wird auch die Trauer, wenn Du sie verachtest, nicht zu Dir kommen; wird sie aber von Dir durch Thränen und Kummer geehrt, so wird sie Dich lieben und Dir immer etwas gewähren, um darauf hin unablässig von Dir geehrt zu werden." Und durch diese Vorstellung soll er wunderbar schnell die Frau von Trauer und Thränen befreit haben."" Man weiß nicht, ob Plutarch unter Arsinoe eine von den beiden gleichnamigen Gemahlinnen des Ptolemäos Philadelphos meint oder die des Ptolemäos IV. Philopator.

Auch diese Arsinoe verkehrte lieber mit den Vertretern der Wissenschaft, als mit den Genossen ihres Gemahles, der sich Bacchus zum einzigen Gotte, den Tambourin zum liebsten Instrumente erkoren hatte. Eratosthenes, nächst Aristoteles der größte Polyhistor des Alterthums, war zu ihrer Zeit Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek. Nachdem sie den Wünschen der nichtswürdigen königlichen Umgebung als Opfer gefallen war, widmete derselbe ihrem Andenken eine besondere Schrift, von welcher sich noch ein Bruchstück bei Athenäus erhalten hat. Es lautet: „Da Ptolemäos ein Fest stiftete und Opfer aller Art in bezug auf Dionysos, fragte Arsinoe denjenigen, welcher ihr die heiligen Zweige zur Bekränzung brachte, welchen Tag man denn feiere und was für ein Fest es wäre. Als dann jener erwiederte, das Fest hieße das „Flaschentragen" und die Leute speisten das von ihnen Mitgebrachte auf Matratzen gelagert, wobei jeder aus seiner eigenen Flasche tränke, so sah sie uns an, nachdem der Mann fortgegangen war, und sagte: „Welch schmutzige Gesellschaft! Es muß doch dies eine bunt zusammengewürfelte Versammlung sein, bei der die Leute abgestandene und keineswegs anständige Gerichte vor sich haben.""

Nachdem die Ptolemäerfamilie bis zu Kleopatra ununterbrochen in Besitz hoher Bildung und in lebhaftem Verkehr mit Gelehrten aller Art gewesen war, brach unter dieser Fürstin, deren außerordentliches Sprachtalent weniger zweifelhaft ist, als die Vortrefflichkeit ihres Charakters, eine unheilvolle Katastrophe über die ehrwürdige Anstalt herein. Während des Pöbelaufstandes in Alexandria, der den siegreichen Cäsar vom Oktober 48 vor Chr. bis zum März 47 aufhielt, zündeten die Römer die im Hafen unmittelbar vor dem Theater stationirte Kriegsflotte an, die sie nicht in Sicherheit bringen konnten. Die Flamme ergriff aber auch die am Hafen liegenden Gebäude und zerstörte einen großen Theil der dahinter befindlichen Bibliothek und höchst wahrscheinlich auch des Museums. Dio Kassius schreibt hierüber: „Es verbrannten unter anderem die Schiffswerfte und die Niederlagen des Getreides und der Bücher (wie man sagt,

sehr vieler und guter)." Noch deutlicher drückt sich Plutarch im Leben Cäsar's aus, wo es heißt: „Als er dann hinsichtlich der Flotte in die Enge getrieben ward, sah er sich genöthigt, die Gefahr durch Feuer abzuwehren; dieses griff von den Werften aus um sich und verzehrte auch die große Bibliothek." Ebenso findet sich in der Weltgeschichte des Orosius über den Vorfall die Notiz: „Diese Flamme verbreitete sich auch über einen Theil der Stadt und verzehrte 400,000 Bücher, die gerade in den nächsten Gebäuden aufgestellt waren." Der Verlust wurde theilweise ersetzt, indem Antonius auf Bitten Kleopatra's die 200,000 Bände starke Bibliothek zu Pergamus nach Alexandria schaffen ließ. Der eigentliche Wiederhersteller der Bibliothek und des Museums war wohl Augustus, der auch die Bibliothek in die Hallen des ihm zu Ehren neben dem Museum erbauten, prächtigen Tempels (Sebasteum) schaffen ließ. Daher fand auch Strabo, der im Jahre 24 v. Chr. Alexandria besuchte, alles in schönster Ordnung. Kaiser Domitian ließ von der alexandrinischen Bibliothek Abschriften nehmen, um die Lücken in anderen Büchersammlungen auszufüllen. Sein Zeitgenosse, der berühmte Redner Dio Chrysostomus, ermahnte die Alexandriner, das Museum nicht zu einem bloßen Namen herabsinken zu lassen, der, wie bei manchen Oertlichkeiten, mit der Sache selbst nichts zu schaffen hätte. Nach Hadrian's Besuch, der das Vorhandensein des Museums auf das Bestimmteste darthut, hört man über ein halbes Jahrhundert nichts von der Lagidenstiftung, bis im Jahre 216 der unwürdige Karakallus seine Wuth an der unglücklichen Stadt ausließ, schwere Vergeltung übend für die von den Bewohnern über ihn gemachten spöttischen Witze. Bei dem allgemeinen Blutbade, dem viele Fremde, ja römische Soldaten selbst zum Opfer fielen, mögen auch Männer der Wissenschaft ihren Tod gefunden haben, noch mehr aus der Stadt gejagt worden sein, ein Schicksal, dem fast nur die fremden Kaufleute entgingen. Das Museum selbst scheint er weder aufgehoben noch zerstört zu haben. Speziell maßregelte er blos die Anhänger der peripatetischen Philosophie und zwar aus dem lächerlichen Grunde,

weil er von der abscheulichen Verleumdung gehört hatte, die Aristoteles mit der angeblichen Vergiftung Alexanders, des Großen, in Verbindung brachte, und nun als Rachäffer des makedonischen Helden an den Peripatetikern Rache nehmen wollte! „Er nahm ihnen," wie Dio oder vielmehr dessen Epitomator Xiphilinus (im 11. Jahrh.) sagt, „die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, welche sie in Alexandria hatten, und die übrigen Vortheile, die sie genossen." Diese unklaren Worte beziehen sich entweder auf besondere, den Aristotelikern außerhalb des Museums gewährte Syssitien, was sich aber schon deshalb nicht gut annehmen läßt, weil die kaiserlichen Unterstützungen sonst immer in baarem Geld und Naturaldeputaten zu bestehen pflegten, oder auf ihre Ausschließung von der Speisung im Museum. Der Untergang des letzteren fällt nach der Chronik des Hieronymus in das Jahr 269, wo Sabas, der Feldherr der palmyrenischen Zenobia, Alexandria eroberte. Glaubhafter ist die Ueberlieferung Ammian's, der das Ereigniß mit der Eroberung Alexandria's durch Aurelian selbst, im Jahre 273, verbindet. Während der Kaiser die neue Semiramis des Ostens bekriegte, hatte sich deren Freund, Firmus, Alexandria's bemächtigt, ein Riese von Körper, ein Krösus an Schätzen, der als vormaliger Kaufmann das Papier weniger als Förderungsmittel der Wissenschaft denn als Handelsartikel taxirte; er rühmte sich nämlich solche Vorräthe zu besitzen, daß er mit seinem Papiere und Leime ein ganzes Heer unterhalten könnte! Aurelian eilte nach Eroberung Palmyra's herbei, nahm Bruchium durch Sturm und ließ es schleifen. Die Worte Ammian's deuten noch besonders auf die Zerstörung des Museums hin; denn sie lauten: „Als unter der Regierung Aurelian's die bürgerliche Zwietracht in vernichtende Kämpfe ausartete und die Stadtmauern niedergerissen worden waren, büßte Alexandria den größten Theil des Distriktes ein, welcher Bruchium hieß und der immerwährende Aufenthalt ausgezeichneter Männer gewesen war."

Noch stand aber der auf einer 100 Stufen hohen, im Innern durch mächtige Wölbungen gestützten Terrasse ruhende Serapistempel mit seiner reichen Bibliothek unversehrt und an ihn mögen

sich fortan die heidnischen Gelehrten in Alexandria angeschlossen haben. Wenn der Grammatiker Suidas noch den in die Mitte des vierten Jahrhunderts fallenden Philosophen und Mathematiker Theon als Mitglied des Museums bezeichnet, so meint er dies wahrscheinlich in Beziehung auf das Serapeum. Doch schon nahte die Zeit, wo auch dieses Hauptbollwerk des Heidenthums fallen sollte. Nachdem der Kaiser Theodosius schon von 384 an den Polytheismus zu beschränken begonnen hatte, erregte der Glaubenseifer des alexandrinischen Bischofs Theophilos, der sich an den Symbolen und Oertlichkeiten des alten Kultus zu vergreifen anfing, in Alexandria einen förmlichen Aufstand. Auf den Ruf eines Philosophen, Namens Olympios, griffen die Verehrer des Serapis zu den Waffen, verschanzten sich in dem Tempel ihres Gottes und hielten den Angriffen der Mönche und der fanatisirten christlichen Einwohner Alexandria's gegenüber glücklich Stand. Endlich stillte das Dazwischentreten des kaiserlichen Präfekten den Tumult und die Parteien versprachen, die Entscheidung des Kaisers selbst ruhig abzuwarten. Theodosius hatte aber gerade kurz zuvor in der westlichen Hauptstadt die Niederreißung der Götterbilder und Schließung der Tempel angeordnet. Er nahm daher das Vorgehen des Bischofs in der „Serapisstadt" wohlgefällig auf und befahl, dem Serapisdienst ein Ende zu machen. Als dieses Urtheil 391 in Alexandria eintraf, flüchteten die Heiden; die Christen aber stürzten sich auf das verhaßte Gebäude und raubten, was irgend von Werth war, zerstörten und warfen auf die Straße, was sie verachteten und haßten. Nur die Mauern widerstanden ihrer rasenden Wuth und sie umschlossen bald darauf eine den Märtyrern geweihte Kirche und ein stilles Kloster. Der unersetzliche Bücherschatz theilte das Schicksal der übrigen Beute. Der spanische Presbyter Orosius sah ungefähr 20 Jahre später, wie er in seinem geschichtlichen Werke erzählt, auf seiner Reise nach Palästina die Bücherschränke der großen Bibliothek des ehemaligen Serapeums; aber sie waren leer!

Dennoch hat bekanntlich der arabische Geschichtsschreiber Abul-

faradsch die ungeheure Bibliothek des Serapeums erst durch die Araber vernichtet werden lassen und heute noch pflanzt sich seine Erzählung selbst in der Schule fort, wie im Jahre 640 Amru ben Alas, der Feldherr des Chalifen Omar, nach der Einnahme Alexandria's geneigt war, den Bücherschatz dem Grammatiker und Philosophen Johannes Philoponos zu schenken, wie aber der dann eingeholte Bescheid Omar's lautete: „Stimmen diese Schriften mit dem Buche Gottes überein, so sind sie überflüssig und brauchen nicht aufbewahrt zu werden; stimmen sie aber nicht mit ihm überein, so sind sie gefährlich und müssen vernichtet werden!" Darauf wären dann die Papyrus- und Pergamentrollen an die viertausend Bäder der Stadt vertheilt worden und hätten 6 Monate zur Heizung derselben hingereicht. In welchem Grade Abulfaradsch gerade in bezug auf Bücher zu übertreiben versteht, zeigt er auch darin, daß er angiebt, die Römer hätten von den Schriften des Archimedes nach der Einnahme von Syrakus 15 „Lasten" verbrannt! Dennoch kann seiner Erzählung etwas wahres zu Grunde liegen. Die heidnische Bibliothek bestand nicht mehr; aber kann Amru nicht auch eine an der früheren Stelle allmählich wieder entstandene christliche Bibliothek zerstört haben? Zwar haben später die Moslems die Religionsbücher der Juden und Christen aus Ehrfurcht vor dem Namen des wahren Gottes geschont. Die Zerstörungslust der ersten Nachfolger des Propheten kannte indeß sicher diese Rücksicht noch nicht, wie wir auch erfahren, daß sie alle religiösen Schriften der Perser zu vertilgen strebten. Ein anderer arabischer Autor des 12. Jahrhunderts, Abd-allatif, berichtet auch über die Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek in viel einfacherer Weise. Er sagt nämlich mit lächerlicher Vermischung der Personen und Zeiten, er selbst habe die Säule des Assawari gesehen, wo früher eine Portikus stand, in welcher Aristoteles und nach ihm dessen Schüler gelehrt; und dies wäre die Akademie, die Alexander hätte bauen lassen, als er die Stadt anlegte und wo die Bibliothek gelegen hätte, die Amru mit Erlaubniß Omar's verbrannte!

VI.

Räuberleben und Gaunerthum.

Bei den Epigonen der beiden klaſſiſchen Völker des Alterthums iſt bekanntlich die Sicherheit des Eigenthums, ja des Lebens ſeit undenklicher Zeit nie ganz ungefährdet geweſen. Der Hang zu wildem, abenteuerndem Treiben iſt beſonders den Gebirgsbewohnern angeboren und die Neigung zu gewaltſamer Selbſthilfe hat nach und nach dem Morde ſein Ungewöhnliches genommen, ſelbſt den Abſcheu vor dem Mörder gemildert. Nur einzelnen energiſchen Regenten iſt es gelungen, durch Handhabung unerbittlicher Strenge größere Achtung gegen das Geſetz zu erzielen. Das Uebel kehrte aber immer wieder und beſonders in Zeiten politiſcher Verwirrung wuchs die Unſicherheit in ſchreckenerregender Weiſe. Dieſe Erſcheinung greift bis in das klaſſiſche Alterthum zurück. Allein eine kurze Vergleichung zeigt doch, daß dergleichen Unordnungen dort der eigentlichen guten Zeit fremd waren, daß ſie am häufigſten vorkamen in der der Civiliſation vorangehenden roheren und wüſteren Periode, ſowie in der Zeit des Verfalls, der Entartung und Verarmung, daß endlich die Wegelagerer und Diebe ſelbſt ihre Banden weniger aus geborenen Römern und Hellenen, als aus den eingeſchleppten Sklaven barbariſcher Zunge rekrutirten.

In den griechiſchen Mythen und Sagen findet man mancherlei Belege für ein der geſittigteren Heroenzeit vorangehendes Intervall kriegeriſcher Roheit und rückſichtsloſen Fauſtrechts. Wer denkt nicht ſogleich an das Abenteuer des heiteren Dionyſos, der auf der Fahrt von Ikaros nach Naxos von tyrrheniſchen Seeräubern überfallen ward? Der Weg von Athen nach dem Peloponnes ſoll damals ſo unſicher geweſen ſein, daß die Reiſenden die Seefahrt vorzogen. Schon an der Grenze zwiſchen Attika und Megaris hauſte der berüchtigte Räuber Skiron, der die Fremden nicht blos ausplünderte, ſondern ſie auch zwang,

ihm auf einem seinen Namen tragenden Felsen die Füße zu waschen, worauf er sie in's Meer stieß. Den korinthischen Isthmus machte ein anderer Bandit, Sinis, „der Fichtenbeuger", unsicher, so genannt, weil er die Vorübergehenden nach der Beraubung an zwei umgebogene Fichten band, die er dann schnell los ließ, so daß die Unglücklichen zerrissen wurden. Auch die sprichwörtlich gewordenen Bettstellen des eleusinischen Straßenräubers Prokrustes deuten auf die raffinirte Grausamkeit der Unholde dieses Schlages hin. Sie sind aber nur die Koryphäen des Handwerks; denn daß überhaupt große Unsicherheit herrschte, sieht man schon daraus, daß sich die Familie des Königs Lajos von Theben, der von seiner Reise nach Delphi nicht wiederkehrte, schnell damit beruhigte, daß er von Räubern erschlagen worden sei. Die Sage schreibt dem Theseus und Herakles großen Antheil an der Vertilgung dieses Gesindels zu. Gleiches Verdienst soll sich der Kreterkönig Minos durch Unterdrückung der Piraterie erworben haben. Doch hatte diese Besserung keinen langen Bestand; denn noch in dem von Homer geschilderten Zeitalter wird der Seeräuberei als eines ganz gewöhnlichen Gewerbes Erwähnung gethan. Nicht blos phönizische und taphische Schiffe trieben neben Handelsgeschäften Freibeuterei, besonders Menschenraub, auch den hellenischen Helden verunehrte es nicht, Raubzüge ohne weitere Veranlassung zu unternehmen. War es doch sogar keine Beleidigung, wenn man fremde Gäste fragte, ob sie vielleicht Seeräuber wären, die da das Meer durchstreiften „das Leben auf's Spiel setzend, Unheil den Fremden bringend". Von dem bewegten Flibustierleben dieser Zeit entwirft Homer ein treffliches Bild, indem er den Ithakerkönig selbst in der Hütte des treuen Eumäos seine Erlebnisse unter der Maske eines kretischen Seeräubers erzählen läßt, der nie in seinem Leben für anderes Sinn hatte, als für Raubschiffe, glatte Wurfspeere und Pfeile. Auch lernen wir aus dieser Erzählung, daß der Korsarenführer sich nicht nur unter der Beute das beste Stück herauszulesen, sondern auch bei dem Verloosen des Uebrigen einen Loosantheil zu beanspruchen pflegte. Dagegen findet sich unter den Home-

rischen Helden keine heimliche Dieberei, wiewohl das Stehlen wohl unter dem gemeinen Volke vorkam, da ja der Dichter die Staubwolken der trojanischen Ebene vergleicht dem sich über die Berggipfel verbreitenden Nebel, „dem Hirten nicht angenehm, dem Diebe aber lieber, als die Nacht.“ Auch Hesiod räth dem Landmanne, sich einen scharfzähnigen Hund zu halten, damit ihm nicht ein „tagschlafender“ Mann seine Habe entfremde. Bei Stämmen, wo der Hauptreichthum in Heerden bestand, war natürlich der Viehraub an der Tagesordnung. Bei dem Gelage, das der thrakische Fürst Seuthes dem griechischen Heere unter Xenophon gab, führten unter anderem Thessalier einen mimischen Waffentanz auf, der folgendermaßen beschrieben wird: „Der Eine legt die Waffen ab, säet und pflügt, sich furchtsam dabei nach allen Seiten umblickend. Da erscheint der Räuber, und der Bauer rafft seine Waffen empor und vertheidigt nach der Musik fechtend sein Gespann. Endlich bindet der Räuber den Mann und führt das Ochsenpaar fort; bisweilen thut dies auch der Pflüger mit dem Räuber.“ Auf dieselbe Sitte weist endlich klar die in Arkadien entstandene Mythe vom Rinderdiebstahl des jungen Erzdiebes Hermes hin, der auch der Freund und Hort der Eigenthumsverwechsler geblieben ist. „Und doch, so oft Du Deinem Herrn ein Hausgeräth entwandest, hielt ich's stets geheim und half Dir durch,“ sagt Hermes zu Karion im Aristophanischen Plutus, und bekommt zur Antwort: „Mit dem Beding, Dieb, daß Du selbst was abbekamst; ein wohlgebackner Kuchen lief Dir immer zu!“

Ueberhaupt schwächte sich das eigentliche Räuberhandwerk in der historischen Zeit mehr und mehr zu Dieberei und Gaunerei ab. Eine Ausnahme machten die Aetoler, Akarnanen und ozolischen Lokrer, die nicht nur die Sitte des Waffentragens nicht aufgaben, sondern auch dem Raubleben fröhnten, weshalb sich selten andere Griechen in diese Gegenden verirrten. Während der Diebstahl von Lebensmitteln in Sparta, als Vorübung für den Krieg, den Knaben straflos hinging, so lange sie sich nicht *ertappen ließen, hatte* in Athen der Gesetzgeber Drakon auf die

geringfügigste Entwendung die Todesstrafe gesetzt, was Solon dahin mäßigte, daß der Dieb das Doppelte des Werthes als Strafe erlegen mußte und zur Schärfung derselben fünf Tage lang gefesselt ausgestellt werden konnte. Wurde freilich der Delinquent auf frischer That ertappt und war der That geständig, so wurde er sofort der Exekutivbehörde übergeben und ohne langen Prozeß hingerichtet. Besonders galt dies von Einbruch, Tempelraub und von dem an öffentlichen Orten, z. B. in Bädern und Gymnasien verübten Diebstahle. Darum lautet auch eins der Aristotelischen Probleme: „Warum wird derjenige, welcher aus dem Bade oder der Ringschule oder auf dem Markte oder an einem ähnlichen Ort gestohlen hat, mit dem Tode bestraft, während der Bestehler eines Privathauses mit dem zweifachen Ersatze des Gestohlenen davonkommt?" und der Grund wird darin gefunden, daß der Diebstahl an öffentlichen Orten viel leichter auszuführen sei, als im verschlossenen Hause, also der Gesetzgeber im Interesse der öffentlichen Sicherheit gehandelt habe; daß ferner der Hausbesitzer nach Gutdünken die Leute annehmen und abweisen könne, während in öffentlichen Lokalen kein Unterschied stattfinde; daß die vor aller Augen Stehlenden besserungsunfähige und ganz schamlose Subjekte seien und daß endlich an öffentlichen Orten der Bestohlene noch außerdem dem Gelächter und Spotte anderer durch den Dieb ausgesetzt werde. Der letzte Grund bezieht sich auf den sehr häufig vorkommenden Kleiderdiebstahl in den Badehäusern, wo die Diebe sich zugleich mit vielen anderen badeten, dann sich etwas eher ankleideten und im Nu unter dem weiten Obergewande fremde Kleider mitgehen hießen. Es war deshalb eine allgemeine Klugheitsregel, beim Baden seine Kleider im Auge zu behalten. Theophrast sagt, schon manche, die in den Bädern recht eifrig mit einander politisirt hätten, wären um ihre Kleider gekommen und auch im „Rudens" des Plautus äußert Trachalio: „Du weißt doch: wer baden geht und im Badehause noch so sorgfältig auf seine Kleider Acht giebt, dem werden sie doch gestohlen. Er täuscht sich nämlich in den Leuten, die er im Auge behalten soll. Der

Dieb sieht leicht, wen er zu beobachten hat; der Wächter weiß aber gar nicht, wer der Dieb ist." Da die Kleider der Alten, besonders die der Männer von gleichem, der Mode wenig unterworfenem Schnitte und Stoffe waren, da zumal das Obergewand aus einem ungenähten großen Zeugstücke bestand, das fast durchgängig ungefärbt war, so ließ sich das Eigenthumsrecht des Bestohlenen sehr schwer nachweisen. Weil aber ferner das obere Gewand blos als Hülle umgeworfen, nicht angezogen wurde, war es leicht, einem Sorglosen vermittelst eines starken Ruckes das Kleid vom Leibe zu reißen und die Aeußerungen von Furcht vor solchen Gaunern, die hinter den Säulenhallen und Denkmälern aller Art außerdem reichliche Gelegenheit hatten, sich des Nachts zu verbergen und auf Vorübergehende zu lauern, sind recht häufig. In den „Vögeln" des Aristophanes erzählt Euelpides:

„Ach! wegen des Haushahns kam ich einmal um das Kleid aus phrygischer Wolle.
Man lud mich am Kindtauffeste zu Gast in die Stadt. Da trank ich ein bißchen,
Und schlief dann; ehe die Andern noch am Gelag sind, krähte der Haushahn.
Da wähn' ich, es sei schon Morgen und will nach Alimus; drücke mich eben
Vor die Mauer hinaus, und ein Gaudieb schlägt mit der Keule mich über den Rücken.
Ich falle zur Erd' und versuche zu schrei'n, und hinweg huscht der mit dem Mantel."

Eben weil die meisten Kleiderdiebstähle an Trunkenen bei der nächtlichen Heimkehr durch die laternenlosen Straßen vorkamen, griff der ältere Dionysios nach Plutarch zu einem merkwürdigen pädagogischen Mittel, um seinen Syrakusanern das Zusammenschmausen und Kommerciren abzugewöhnen: er bestrafte alle Verbrecher sehr hart, ließ aber die Kleiderdiebe laufen!

Die psychologische Erfahrung, daß der Dieb von Profession darauf erpicht zu sein pflegt, seine Beute in sinnlichen Genüssen

zu verſchleudern, veranlaßte den Komiker Alexis in ſeiner „Erbtochter" folgenden Rath zu geben: „Wer, ſelbſt in Bettelarmuth, reichlich Fiſche kauft und, ſonſt in Mangel, hierzu Geld hat, der macht des Nachts, die ihm begegnen, alle des Mantels bar. Darum, iſt jemand ausgezogen worden, gleich am Morgen paß' er auf den Fiſchmarkt und wen armſelig und noch jung er ſieht bei Mikion um Aale handeln, den pack' er und ſchlepp' ihn in's Gefängniß!" Auch vor den Einbrechern hatte man arge Furcht in Athen; denn die leichte Bauart der Häuſer ermöglichte es, ohne große Schwierigkeit die Mauern und Wände zu durchbrechen und andererſeits waren auch die Räuber mehr auf dieſen Weg angewieſen, da die nach der Straße gehenden Fenſter zu hoch und gewöhnlich zu klein waren, um das Durchpaſſiren zu geſtatten. Man nannte deshalb auch die Einbrecher „Wanddurchgraber". In dieſelbe Kategorie gehörten vor dem Geſetze die Berauber der Todtengrüfte und die Seelenverkäufer, welche entweder Freigeborene auf irgend eine Weiſe der Sklaverei überlieferten, oder auch fremde Sklaven ihren Herren abſpenſtig machten. Die Landſtraßen dagegen ſcheinen ziemlich ohne Gefahr zu bereiſen geweſen zu ſein. Doch fehlt es nicht an Erzählungen von Mordthaten, die habſüchtige Gaſtwirthe an Reiſenden verübten (vergl. Cicero de invent. II, 4. de divinat. I, 27). „Seit Skiron und Prokruſtes todt ſind," läßt Xenophon den Sokrates ſagen, „thut niemand den Fremden etwas zu leid." Man pflegte ja auch niemals ohne Begleitung wenigſtens eines Dieners zu reiſen und von ganzen Räuberbanden hört man nichts. Als freilich ſpäter infolge der politiſchen Zerriſſenheit und der bürgerlichen Kriege die Parteien ſich mit fanatiſcher Wuth verfolgten und eine Maſſe heimatloſer Flüchtlinge im Lande umherirrten oder zu Tauſenden als Söldner in fremde Kriegsdienſte zu treten gezwungen wurden, überhaupt eine allgemeine Verarmung und Nahrungsloſigkeit um ſich zu greifen begann, da wucherte auch das Unkraut der Wegelagerei luſtig empor, gleichen Schritt haltend mit der ſittlichen Verwilderung des Volkes. So erwähnt Diogenes, der Laertier, in ſeiner

biographiſchen Anekdotenſammlung, daß im dritten Jahrhundert vor Chriſtus der Philoſoph Menedemos einem Freunde den Gefallen erwies, deſſen Gemahlin von Delphi in Phokis bis nach Chalkis auf Euböa zu geleiten, da dieſelbe ſich vor den Dieben und Räubern auf dem Wege fürchtete.

In der römiſchen Zeit ſcheint ſich das Banditenweſen in Griechenland noch ſehr vervollkommnet zu haben. In dem von Lukian und noch weitläufiger von Appulejus aus Madaura im „Goldenen Eſel" benutzten Romane des Lucius von Paträ, der vielleicht dem erſten Jahrhundert nach Chriſtus angehörte, liefert das Räuberleben mit ſeinen Abenteuern reichen Stoff zur Unterhaltung. Der in einen Eſel verzauberte Held des Stückes wird in der theſſaliſchen Stadt Hypata aus dem Hauſe ſeines Gaſtfreundes durch Räuber entführt, die während der Nacht ſich einen Weg durch die Mauer gebahnt hatten und alle Schätze des Gebäudes mit ſich nahmen. Nach einem forcirten Marſche gelangte die Bande Mittags zu einem Gehöfte, deſſen Beſitzer ihr befreundet war und wo Raſt gemacht wurde. Am Abend erreichte man endlich im Gebirge die durch Gunſt der Natur wohl verſteckte, auf einem hohen Berge gelegene Räuberhöhle, in der ein altes Weib die Wirthſchaft und Küche der Strolche beſorgte. Kaum hatten ſich die Angekommenen durch ein warmes Bad geſtärkt und zum Schmauſe gelagert, ſo erſchien eine andere Abtheilung, die unterdeſſen einen Raubzug nach Böotien ausgeführt hatte und ebenfalls mit reicher Beute an goldenen und ſilbernen Münzen und Geſchirren, ſeidenen und golddurchwirkten Gewändern zurückkehrte. Bei dem wüſten Gelage, das nun folgt, wird endlich der zweiten Partei vorgeworfen, daß ſie ohne ihren tapfern Hauptmann zurückgekehrt ſei und wahrſcheinlich aus Feigheit ſich nur mit lumpigem Diebſtahl befaßt habe. Dies giebt Veranlaſſung, das Ende des Lamathos nebſt einigen anderen charakteriſtiſchen Abenteuern zu erzählen. In Theben angelangt, hatten die Banditen ihre Augen ſogleich auf das Haus eines ſteinreichen, aber filzigen Geldwechslers gerichtet. Sie ſchlichen ſich daher des Nachts hinan, und da ſie es nicht wagten, die

Thür mit Gewalt zu erbrechen, so steckte der Hauptmann Hand und Arm in das im Thürriegel befindliche Schlüsselloch, um so die in dasselbe von oben einfallenden Bolzen zu heben. Allein der Wucherer hatte die Anstalten bemerkt und als der Räuber seinen Versuch begann, trieb er durch einen einzigen starken Hammerschlag einen großen Nagel durch das Holz und nagelte die eingedrungene Hand fest an die Thür. Dann stieg er schnell auf das Dach seines Hauses und schrie Feuer, um die Nachbarn durch die jeden nahe angehende Gefahr herbeizuziehen. Da blieb denn den Räubern nichts übrig, als den Oberarm ihres Führers durch einen Schwerthieb abzutrennen und auf schleuniger Flucht Rettung zu suchen. Weil jedoch die Fortschaffung des Verwundeten das Fortkommen erschwerte und die Gefahr steigerte, so bat derselbe die Genossen, ihn lieber zu tödten, da er überhaupt seine Hand nicht überleben wollte, mit der er ja allein rauben und morden könnte, und da sich keiner zu dem Liebesdienst verstehen wollte, küßte er sein Schwert und stieß es sich mit der Linken in die Brust. — Einen noch schmachvolleren Tod fand ein anderes Mitglied der Bande, Alkimos. Er war in das Häuschen einer alten Frau eingebrochen und hatte dieselbe im oberen Stocke schlafend angetroffen. Weniger aus Mitleid, als weil er ihren Widerstand nicht fürchtete, unterließ er es, sie zu erwürgen und begann alle werthvollen Habseligkeiten durch ein Fenster zu werfen, damit seine Genossen die Beute leicht fortschaffen könnten. Nachdem er nun alles auf diesem Weg expedirt hatte, gelüstete es ihn auch nach dem Bette der Alten; er warf sie also heraus und wollte eben das Bettzeug durch das Fenster entsenden, als das listige Weib sich ihm zu Füßen warf und sprach: „Ich beschwöre Dich, mein Sohn, wozu machst Du mit den Bettellumpen einer unglücklichen alten Frau den reichen Nachbarn dort ein Geschenk, nach deren Hause dieses Fenster führt?" Bei diesen Worten wurde der Räuber stutzig, bog sich zum Fenster hinaus, um die Lokalität zu prüfen und besonders das reiche Nachbarhaus zu rekognosziren. Die Alte aber faßte sich ein Herz und beförderte ihn durch einen gewaltigen Stoß [illegible]

ihren Sachen nach! Die Leiche des Alkimos wie die des Lamathos warfen die Räuber der Sicherheit wegen in's Meer. Nachdem ihr durch ſolche Unglücksfälle der Aufenthalt in Theben verleidet worden war, zog die Schar nach dem nahen Platää. Dort wollte gerade ein angeſehener, reicher Mann, Namens Demochares, ein großartiges Gladiatorengefecht, verbunden mit einer Thierhetze, dem Volke geben. Die geübteſten Fechter, die gewandteſten Jäger ſtanden bereit; Zimmerleute und Maler waren in voller Arbeit, um die zur theatraliſchen Ausſtattung des Schauſpiels gehörigen Gerüſte, Maſchinen und Couliſſen auf das Glänzendſte herzuſtellen. Auch eine große Menge theils gekaufter, theils geſchenkter rieſiger Bären war bereits zuſammengebracht, die bei dem Feſte natürlich eine Hauptrolle ſpielen ſollten. Da brach plötzlich unter den Beſtien eine anſteckende Krankheit aus, welche die meiſten wegraffte und man überließ die dem Tode nahen Thiere dem Pöbel als leckere Braten, ein Umſtand, der unſere Räuber auf einen äußerſt verwegenen Plan brachte. Sie verſchafften ſich einen der Todeskandidaten, zogen ihm das Fell ab und präparirten es zur Aufnahme eines der Ihrigen, der, in des Demochares Haus geführt, während der Nacht ſeinen Kameraden Portierdienſte leiſten ſollte. Die Wahl traf einen gewiſſen Thraſyleon und nachdem man noch einen Brief im Namen eines thrakiſchen Gaſtfreunds geſchrieben hatte, als deſſen Geſchenk der falſche Bruder Petz ankommen ſollte, überbrachten einige Räuber den Käfig gegen Abend dem Demochares. Hocherfreut zahlte dieſer ein gutes Douceur und wollte den Bären ſogleich in ſeinen Thiergarten außerhalb der Stadt ſchaffen laſſen. Dies war natürlich den Gaunern keineswegs gelegen; ſie redeten ihm eifrig ab und empfahlen ihm, das Behältniß an einem ſchattigen und kühlen Ort des Hauſes aufzuſtellen, ſich ſelbſt zu Wärtern und Wächtern anbietend. Letzteres lehnte Demochares ab; doch ließ er den Bären im Hauſe. Die Räuber entdecken unterdeſſen in einer entlegenen Gegend außer der Stadtmauer ein verfallenes Grabmonument und beſtimmen die darin gefundenen Särge zur Aufnahme der zu hoffenden Schätze. Um

Mitternacht erſcheinen die bewaffneten Geſellen am Hauſe; Thraſyleon ſchlüpft aus ſeinem Zwinger, tödtet alle Wachen ſammt dem Thürhüter im Schlafe, riegelt die Thür auf und zeigt den Gefährten die Kleinodienkammer, worauf das Fortſchleppen beginnt, während Einer an der Thür Wache hält und der Pſeudobär im Hauſe herumſpazirt, um alle etwa erwachenden Diener zurückzuſcheuchen. Aber gerade in dieſem Punkte täuſchte ſich die umſichtige Berechnung. Denn ein Sklave, den das Geräuſch erweckt hatte, ſpähte leiſe aus ſeiner Zelle hervor und verkroch ſich nicht wieder zitternd, als er das Unthier frei umherlaufen ſah, ſondern ſchlich ſich zu den Hausgenoſſen und machte Lärm. Plötzlich ſtürzt das zahlreiche Geſinde des Hauſes, mit Knütteln, Schwertern und Lanzen bewaffnet hervor; Fackeln, Kerzen, Laternen machen die Nacht zum Tage; große Jagdhunde werden auf den unglücklichen Bären gehetzt, kurz Thraſyleon iſt gezwungen, entweder die angenommene Rolle zu Ende zu ſpielen oder durch Geſtändniß ſich auf ſeine Menſchenwürde zu berufen, was ihm freilich ohne Zweifel denſelben qualvollen Tod, nur einige Wochen ſpäter, gebracht haben würde. Er wählte das Erſte, kämpfte muthig, bald angreifend bald zurückweichend gegen die feindliche Uebermacht und gewann endlich, aus mancher Wunde blutend, das Freie. Doch hier erwarteten ihn die Hunde der ganzen Nachbarſchaft und endlich durchbohrte eine Lanze aus der Hand eines wüthenden Inſaſſen des beſtohlenen Hauſes den bis zum letzten Athemzug nach Bärenart brüllenden Räuber.

Während bei den erwähnten Abenteuern die Räuber rottenweiſe agirten, begaben ſich auch einzelne auf Kundſchaft und lieferten das Geld, das ſie auf eigene Fauſt den Reiſenden abnahmen, in die gemeinſchaftliche Kaſſe ein. Endlich aber ereilte die ganze Bande das Verderben. Sie hatten nämlich mitten aus einem reichen Hochzeitshauſe am hellen Tag die Braut entführt, um von den Eltern ein großes Löſegeld zu erpreſſen, und der Bräutigam, ein ſtarker und muthiger Mann, entſchloß ſich das Aeußerſte zu wagen und ſich ſelbſt unter dem Schein

ihren Sachen nach! Die Leiche des Alkimos wie die des Lamathos warfen die Räuber der Sicherheit wegen in's Meer. Nachdem ihr durch ſolche Unglücksfälle der Aufenthalt in Theben verleidet worden war, zog die Schar nach dem nahen Platää. Dort wollte gerade ein angeſehener, reicher Mann, Namens Demochares, ein großartiges Gladiatorengefecht, verbunden mit einer Thierhetze, dem Volke geben. Die geübteſten Fechter, die gewandteſten Jäger ſtanden bereit; Zimmerleute und Maler waren in voller Arbeit, um die zur theatraliſchen Ausſtattung des Schauſpiels gehörigen Gerüſte, Maſchinen und Couliſſen auf das Glänzendſte herzuſtellen. Auch eine große Menge theils gekaufter, theils geſchenkter rieſiger Bären war bereits zuſammengebracht, die bei dem Feſte natürlich eine Hauptrolle ſpielen ſollten. Da brach plötzlich unter den Beſtien eine anſteckende Krankheit aus, welche die meiſten wegraffte und man überließ die dem Tode nahen Thiere dem Pöbel als leckere Braten, ein Umſtand, der unſere Räuber auf einen äußerſt verwegenen Plan brachte. Sie verſchafften ſich einen der Todeskandidaten, zogen ihm das Fell ab und präparirten es zur Aufnahme eines der Ihrigen, der, in des Demochares Haus geführt, während der Nacht ſeinen Kameraden Portierdienſte leiſten ſollte. Die Wahl traf einen gewiſſen Thraſyleon und nachdem man noch einen Brief im Namen eines thrakiſchen Gaſtfreunds geſchrieben hatte, als deſſen Geſchenk der falſche Bruder Petz ankommen ſollte, überbrachten einige Räuber den Käfig gegen Abend dem Demochares. Hocherfreut zahlte dieſer ein gutes Douceur und wollte den Bären ſogleich in ſeinen Thiergarten außerhalb der Stadt ſchaffen laſſen. Dies war natürlich den Gaunern keineswegs gelegen; ſie redeten ihm eifrig ab und empfahlen ihm, das Behältniß an einem ſchattigen und kühlen Ort des Hauſes aufzuſtellen, ſich ſelbſt zu Wärtern und Wächtern anbietend. Letzteres lehnte Demochares ab; doch ließ er den Bären im Hauſe. Die Räuber entdecken unterdeſſen in einer entlegenen Gegend außer der Stadtmauer ein verfallenes Grabmonument und beſtimmen die darin gefundenen Särge zur Aufnahme der zu hoffenden Schätze. Um

Mitternacht erſcheinen die bewaffneten Geſellen am Hauſe; Thraſyleon ſchlüpft aus ſeinem Zwinger, tödtet alle Wachen ſammt dem Thürhüter im Schlafe, riegelt die Thür auf und zeigt den Gefährten die Kleinodienkammer, worauf das Fortſchleppen beginnt, während Einer an der Thür Wache hält und der Pſeudobär im Hauſe herumſpazirt, um alle etwa erwachenden Diener zurückzuſcheuchen. Aber gerade in dieſem Punkte täuſchte ſich die umſichtige Berechnung. Denn ein Sklave, den das Geräuſch erweckt hatte, ſpähte leiſe aus ſeiner Zelle hervor und verkroch ſich nicht wieder zitternd, als er das Unthier frei umherlaufen ſah, ſondern ſchlich ſich zu den Hausgenoſſen und machte Lärm. Plötzlich ſtürzt das zahlreiche Geſinde des Hauſes, mit Knütteln, Schwertern und Lanzen bewaffnet hervor; Fackeln, Kerzen, Laternen machen die Nacht zum Tage; große Jagdhunde werden auf den unglücklichen Bären gehetzt, kurz Thraſyleon iſt gezwungen, entweder die angenommene Rolle zu Ende zu ſpielen oder durch Geſtändniß ſich auf ſeine Menſchenwürde zu berufen, was ihm freilich ohne Zweifel denſelben qualvollen Tod, nur einige Wochen ſpäter, gebracht haben würde. Er wählte das Erſte, kämpfte muthig, bald angreifend bald zurückweichend gegen die feindliche Uebermacht und gewann endlich, aus mancher Wunde blutend, das Freie. Doch hier erwarteten ihn die Hunde der ganzen Nachbarſchaft und endlich durchbohrte eine Lanze aus der Hand eines wüthenden Inſaſſen des beſtohlenen Hauſes den bis zum letzten Athemzug nach Bärenart brüllenden Räuber.

Während bei den erwähnten Abenteuern die Räuber rottenweiſe agirten, begaben ſich auch einzelne auf Kundſchaft und lieferten das Geld, das ſie auf eigene Fauſt den Reiſenden abnahmen, in die gemeinſchaftliche Kaſſe ein. Endlich aber ereilte die ganze Bande das Verderben. Sie hatten nämlich mitten aus einem reichen Hochzeitshauſe am hellen Tag die Braut entführt, um von den Eltern ein großes Löſegeld zu erpreſſen, und der Bräutigam, ein ſtarker und muthiger Mann, entſchloß ſich das Aeußerſte zu wagen und ſich ſelbſt unter dem Schein

eines Handwerksgenossen zu den Feinden zu begeben, was ihm um so leichter gelang, als die Räuber gerade darauf ausgingen, durch Werbung ihre geschwundene Zahl zu ergänzen. Er führte sich sogleich bei ihnen als Räuberhauptmann ersten Ranges ein. „Ich habe eine sehr tapfere Schar kommandirt," sprach er, „und ganz Makedonien ausgeplündert. Ich bin der berühmte Räuber Hämos aus Thrakien, vor dessen Namen ganze Provinzen zittern; ich stamme von einem ebenfalls ruhmreichen Bandenführer ab, bin mit Menschenblut genährt worden, habe meine Erziehung in der Kompagnie erhalten, als Erbe und Rival der väterlichen Tüchtigkeit." Nach dieser großsprecherischen Einleitung, deren Ton aber vielleicht für solche Kreise in jener Zeit charakteristisch war, gab er als Grund seiner Flucht nach Süden an, seine ganze Bande sei von kaiserlichen Soldaten vernichtet worden, nachdem sie durch Beraubung einer vornehmen römischen Beamtenfamilie den speziellen Zorn des Kaisers auf sich gezogen hätte. Sein Anerbieten, an die Spitze der verwaisten Bande zu treten, wird mit stürmischer Freude angenommen, um so mehr, als er ein paar tausend Goldstücke mitbringt. Das Uebrige läßt sich leicht errathen. Bei dem großen Verbrüderungsschmause, den man sogleich anstellte, zeigt der neue Führer auch seine Geschicklichkeit als Koch und Mundschenk, bringt aber den Kameraden so viel betäubende Mittel bei, daß sie schließlich alle in Morpheus' Armen sich von einem Manne fesseln lassen und der Justiz übergeben werden.

Heliodor, ein im vierten Jahrhundert nach Christo lebender Romanschriftsteller, der lieber den Krummstab — er war Bischof von Trikka in Thessalien — als die Feder niedergelegt haben soll, da ihm von einer Synode nur diese Wahl gelassen wurde, schildert in seinen „Aethiopischen Geschichten" ein großartiges Räubernest an der Küste von Aegypten, wo überhaupt die Wegelagerei zu Hause war. „Die ganze Gegend," heißt es bei ihm, „wird von den Aegyptern das Hirtenland genannt. Es ist dies aber eine Vertiefung des Erdreichs, welche Ueberströmungen des Nils in sich aufnimmt und zu einem See wird,

der in der Mitte eine unermeßliche Tiefe hat, aber in einen Sumpf ausgeht. In diesem wohnt alles, was bei den Aegyptern vom Raube lebt. Der Eine hat sich auf einem Fleckchen Land, das etwa aus dem Wasser emporragt, eine Hütte gebaut; ein Anderer lebt auf einer Barke, die ihm als Nachen und Wohnung dient; auf dieser wirthschaften die Frauen, auf ihr gebären sie." Die Strandräuber selbst beschreibt er als schwarze Gestalten mit düsteren Gesichtern und lang flatternden Haaren. Ihre Beute theilten sie nicht nach dem eigentlichen Werth, sondern nach dem Gewicht und auf einer Insel hatten sie mühsam eine kunstvoll verborgene und vielfach verschlungene Höhle zu deren Aufbewahrung ausgegraben. Zu Seneka's Zeit gab es in Aegypten eine Art Straßenräuber, die man Phileten oder Liebende nannte, weil sie die Begegnenden umarmten — um sie zu erdrosseln.

Der Seeraub wurde in der früheren Zeit ebenfalls weniger von Griechen als von Barbaren, besonders von Kilikiern und Isauriern getrieben und zu Kriegszeiten gab man nicht blos Kaperbriefe aus, sondern nahm auch bekannte Seeräuber in Dienst, deren Schiffe sich durch ihre leichte und scharfe Bauart ausnehmend nützlich erwiesen. Lysander z. B. sendete nach Xenophon den milesischen Seeräuber Theopompos nach Lakonien, um die Nachricht vom Siege am Ziegenfluß zu überbringen und dieser landete bereits am dritten Tage am Peloponnes. Zuweilen ertheilte aber auch der Staat, wie eben der lakedämonische im peloponnesischen Krieg, Kaperbriefe und es bildeten sich ganze Gesellschaften mit einem Hauptmann an der Spitze, welche den Seeraub auf Spekulation betrieben und oft glänzende Geschäfte machten (ein in Beschlag genommenes Schiff aus Naukratis schätzt Demosthenes auf $9\frac{1}{2}$ Talente). Bekanntlich erreichte die kilikische Piraterie ihren Höhepunkt nach dem ersten mithridatischen Kriege, wo die Frechheit und Macht der Räuber so hoch stieg, daß sie mit mehr als tausend Schiffen, die zum Theil ersten Ranges und luxuriös ausgestattet waren, das mittelländische Meer befuhren, den ganzen Handel auf demselben

lahm legten, feste Plätze mit Sturm nahmen, ja endlich die italischen Küsten selbst brandschatzten, die Handelsschiffe im Hafen von Gaeta kaperten, in dem von Ostia verbrannten, zwei römische Prätoren gefangen nahmen!

Die Summen, die sie durch Erpressung von Lösegeld, durch Plünderung und durch Wegführung der Schätze aus den berühmtesten Tempeln zusammenrafften, müssen ungeheuer gewesen sein. Wie Plutarch erwähnt, ertönten auch die Gestade des Meeres von ihrem Gesang, von dem Saiten- und Flötenspiel, womit sie ihre Schmausereien und Zechgelage begleiteten. Der römischen Herrschaft gegenüber zeigten sie sich am erbittertsten. Denn wenn ein Gefangener sich darauf berief, daß er ein Römer sei und seinen Namen nannte, heuchelten sie Schrecken und Furcht, fielen ihm zu Füßen und baten um Verzeihung, so daß er an eine Sinnesumwandlung glaubte. Dann bekleideten sie ihn mit der Toga und dem römischen Schuh, als ob er dadurch gegen abermalige Verkennung gesichert sein sollte. Endlich, nachdem sie ihn lange genug verspottet hatten, legten sie mitten auf der See eine Leiter in's Wasser hinab und befahlen ihm, hinunterzusteigen und sich in Frieden zu entfernen. Zögerte er den freiwilligen Tod zu wählen, so stießen sie ihn hinab. Pompejus der Große, der mit ungemeiner Schnelligkeit und Energie das Mittelmeer von diesen Flibustiern säuberte, befreite endlich in Kilikien, ihrem Hauptsitze, eine große Menge auf Lösegeld harrender Gefangener und sehr viele zum Schiffsbau gepreßte Handwerker. Die Seeräuber selbst, von denen er 20,000 gefangen nahm, erhielten Pardon und wurden größtentheils in Kilikien angesiedelt. Während aber das Mittelmeer in der späteren Zeit mit Ausnahme kriegerischer Unruhen ziemliche Sicherheit vor Piraten gewährte, klagt noch Strabo über die Frechheit, mit welcher die im Nordosten des schwarzen Meeres wohnenden Zygen und Heniochen das Flibustiergeschäft betrieben. Ihre kleinen, nur fünfundzwanzig bis dreißig Mann fassenden Schiffe hatten weit über das Wasser hervorragende und nach oben hin konvergirende Rippen, die gewissermaßen ein Dach

bildeten, und waren so leicht, daß sie dieselben in die Wälder trugen und verbargen, während sie auf Menschenraub ausgingen. In vielen Häfen des Bosporus verkauften sie ungescheut ihre Beute und die römischen Gouverneure trafen gewöhnlich seltener Maßregeln zum Schutze ihrer Untergebenen als die Fürsten selbständiger Länder. Heliodor schildert den Angriff eines Seeräubers auf ein von Zante nach Afrika segelndes Kauffahrteischiff. „Da sich jetzt Frühlingslüfte erhoben," schreibt er, „segelten wir Tag und Nacht und der Steuermann lenkte das Schiff gerade nach Libyen hin; denn er sagte, bei so günstigem Wetter sei es möglich, das Meer in gerader Richtung zu durchschneiden; auch thue es noth, Land und Hafen zu gewinnen, da sich im Rücken ein Schiff zeige, das er für einen Kaper halte. Seitdem wir, sagte er, das kretische Vorgebirge verlassen haben, folgt es uns auf der Spur und segelt unverrückt denselben Kurs. Auch habe ich bemerkt, daß es öfters an uns vorübergesegelt ist, wenn ich unser Schiff bisweilen absichtlich von der geraden Richtung ablenkte. Diese Worte machten auf viele Eindruck, und diese forderten die Mannschaft auf, sich zur Vertheidigung zu rüsten; andere nahmen die Sache ganz leicht. Es sei, sagten sie, auf dem Meere gewöhnlich, daß die kleineren Fahrzeuge den größeren Lastschiffen folgten, weil diese mit größerer Erfahrung gelenkt würden. Während nun hierüber von beiden Seiten gestritten wurde und die Sonne sich neigte, ließ die Heftigkeit des Windes nach und mit der eintretenden Stille näherte sich das Schiff ungemein schnell mit Hilfe seiner Ruderkraft. Bei seiner Annäherung rief einer von den Zantiern: Da haben wir's! Wir sind verloren: es ist ein Raubschiff! Bei dieser Nachricht gerieth unser Fahrzeug in große Bewegung und trotz der Windstille füllte es sich mit Sturm und Wellen; großer Lärm, Wehklagen, Geschrei und Hin- und Herrufen tobte darin. Die Einen verbargen sich im Schiffsraum, die Anderen ermunterten sich zum Verdeckkampf, einige wollten in das Beiboot springen und entfliehen. Unterdessen näherten sich die Räuber und drangen in schräger Richtung

von der Seite auf uns ein, und indem sie das Schiff ohne Blutvergießen in ihre Gewalt zu bekommen suchten, thaten sie keinen Schuß, hinderten uns aber durch beständiges Umkreisen, von der Stelle zu weichen, nicht anders, als ob sie uns belagert hielten und unser Schiff durch Kapitulation zu nehmen gedächten. Ihr Unglückseligen, riefen sie uns zu, warum seid Ihr so rasend, gegen eine so ungleiche Macht die Hände zu erheben und Euch dem offenbaren Tode auszusetzen? Noch gestatten wir Euch, das Beiboot zu besteigen und Euch zu retten, wenn Ihr wollt! Unsere Mannschaft aber war voll Muths und weigerte sich, das Schiff zu verlassen. Als aber einer der kühnsten von den Räubern auf unser Schiff sprang und wer ihm in den Wurf kam, niederhieb und ihnen zeigte, daß es ein Kampf auf Leben und Tod sei, und auch die Uebrigen ihm folgten, da gereute die Phönizier ihr Widerstand, so daß sie sich niederwarfen und um Gnade flehten, die ihnen auch gegen alle Erwartung vom Hauptmann gewährt wurde." Auch hier war es allgemein geltendes Korsarenrecht, daß der, welcher das feindliche Fahrzeug zuerst bestieg, sich ein beliebiges Beutestück wählen durfte.

Einen interessanten Beitrag zur Kenntniß des damaligen Korsarentreibens liefert auch Philostratos im Leben des Apollonios von Tyana. Dieser Wundermann erzählt von sich selbst folgendes: „Phönizische Seeräuber lagen im Meere auf der Lauer und schweiften in den Städten umher, um auszuforschen, was dieser oder jener geladen hätte. Da nun die Unterhändler der Räuber sahen, daß ich eine reiche Fracht hatte, nahmen sie mich bei Seite und fragten, wie groß mein Antheil an dem Frachtgelde sei. Ich sagte: 1000 Drachmen; denn es gehörten vier Theilnehmer zu dem Schiffe. — Hast Du ein Haus? forschten sie weiter. — Eine schlechte Hütte, antwortete ich, auf der Insel Pharos. — Möchtest Du wohl, fragten sie, nun das Meer mit dem Lande, die Hütte mit einem Hause vertauschen, ein zehnfaches Frachtgeld nehmen und Dich den tausend*fältigen Uebeln* entziehen, die Dich auf stürmischer See bedrohen?

— Ich antwortete: ich möchte dies schon; aber zum Rauben könnte ich mich nicht verstehen. Da sie nun noch weiter herausgingen und mir 10,000 Drachmen versprachen, wenn ich ihren Willen thäte, forderte ich sie auf, sich zu erklären. Sie entdeckten mir hierauf, sie wären Agenten der Piraten und bäten mich, ihnen die Gelegenheit, das Schiff zu nehmen, nicht zu entziehen und, wenn ich absegelte, nicht nach der Stadt zu fahren, sondern hinter dem Vorgebirge vor Anker zu gehen; denn die Schiffe der Korsaren ständen zum Empfange bereit. Auch wollten sie sich durch einen Eid verpflichten, mich selbst nicht zu tödten, und jeden, den ich mir ausbedingen würde, zu schonen. Ich hielt es nun nicht für gerathen, ihnen die Sache auszureden, weil ich fürchten mußte, daß sie das Schiff auf der Höhe angreifen und wir in offener See umkommen möchten. Ich zeigte mich also willfährig und verlangte eidliche Bekräftigung des Versprechens. Als sie dann den Eid abgelegt hatten — denn die Unterredung fiel in einem Tempel vor — sagte ich: Gehet zu den Schiffen der Piraten! Wir werden in der Nacht die Anker lichten. Und sie gewannen noch größeres Vertrauen zu mir, da ich über die Geldsorten sprach und die Bezahlung nicht eher verlangte, als bis sie das Schiff in ihrer Gewalt hätten. Sie gingen also fort; ich aber stach in die See über das Vorgebirge hinaus."

Die Preise, welche die Seeräuber für die Loslassung der Gefangenen forderten, waren natürlich sehr verschieden. Bekanntlich verlangten sie von Cäsar, ohne ihn zu kennen, 20 Talente. Die Verwickelungen, die durch Loskauf der Geraubten in Familien entstehen konnten, wurden gern in den Rhetorenschulen zu spitzfindigen Deklamationsthemen benutzt. So findet man z. B. in Quintilian's Kontroversen folgende Fälle: „Jemand hatte zwei Söhne, einen mäßigen und einen verschwenderischen. Beide wurden auf einer Reise von Seeräubern gefangen. Der Verschwender ward krank. Beide schrieben um Lösegeld nach Hause. Ihr Vater machte alle Habe zu Geld und reiste fort. Da sagten ihm die Piraten, er habe nur den Preis für einen

Mann gebracht; er möchte also wählen, wen er wollte. Der Vater kaufte also den kranken Sohn los. Auf der Rückreise starb dieser. Der Andere entkam und verweigerte später seinem Vater den gesetzlichen Unterhalt. — Ein Mann hatte ein Weib und einen Sohn und als er von Piraten gefangen worden war, schrieb er des Loskaufs wegen nach Hause. Seine Frau hatte durch vieles Weinen die Augen eingebüßt; der Sohn reiste ab, um als Stellvertreter für den Vater einzutreten. Der Vater kommt zurück und der Sohn stirbt in Fesseln. Er wird in's Meer geworfen und an den heimatlichen Strand getrieben. Der Vater will ihn bestatten; die Mutter verhindert es, weil das Begräbniß verwirkt, wer seine Eltern im Unglück verläßt!"

Auch zu Lande war die Sicherheit der asiatischen Provinzen unter römischer Herrschaft kaum größer, als vorher und heute. Arrian, der Schüler Epiktet's, schrieb nach Lukian sogar eine Biographie des berühmten kleinasiatischen Räubers Tilliboros. Von den Pamphyliern und Pisidiern sagt Strabon, daß sie zur Räuberei geneigt wären. In Paphlagonien fehlte es nicht an Stämmen, die von hölzernen Thürmen aus die Reisenden überfielen. Ueber den an der Grenze von Mysien, Bithynien und Phrygien liegenden Berg Olympos (Keschisch Dagh) heißt es bei demselben Geographen: „Auf seinen Höhen sind viele große Wälder und von Natur feste Plätze, die zu guten Zufluchtsörtern für die Räuber sich eignen, welche sich hier oft eine geraume Zeit gegen jeden Ueberfall der Feinde vertheidigt haben. Ein solcher war Kleon, das Haupt aller Räuber zu unserer Zeit, aus dem Flecken Gordion gebürtig. Zu seinem Raubschloß bediente er sich anfangs des sehr festen Kastells Kallydion und war dem Antonius sehr nützlich, indem er diejenigen, welche dem damaligen Statthalter von Kleinasien, Labienus, die nöthigen Gelder zu liefern hatten, überfiel und demselben alle Einkünfte abschnitt. Nach der Schlacht bei Aktium verließ er die Partei des Antonius und ging zu Augustus über, von dem er größere Wohlthaten empfing, als er werth war. Denn Augustus fügte *dem, was er ohnehin* durch die Freigebigkeit des Antonius be-

ſaß, neue Geſchenke hinzu, ſo daß er nun, während er vorher nur für einen Räuber galt, für einen Fürſten angeſehen wurde."

Auch bei andern Gelegenheiten zeigten kleinaſiatiſche Räuber, wie gut ſie des Handwerks kundig waren. Ein kilikiſcher Sklave, ebenfalls Kleon genannt, in ſeiner Jugend ein dreiſter Räuber, ſpielte eine Hauptrolle im erſten ſiziliſchen Sklavenkrieg; im zweiten ſtand Athenion an der Spitze der Inſurgenten, ein vorher in ſeiner Heimath Kilikien gefürchteter Banditenchef und wieder ein Kilikier, Agamemnon, leiſtete den Pizentinern im Bundesgenoſſenkrieg gute Dienſte, „da er," wie Diodor ſagt, „im Räuberweſen viel Erfahrung hatte." Die Sklaveninſurrektion auf Sizilien wurde freilich durch die dort längſt von den Sklaven der reichen Plantagenbeſitzer betriebene Räuberwirthſchaft ſehr gefördert und begünſtigt. Jene reichen Herren, deren Sklavenzwinger von importirter Menſchenwaare wimmelten, waren ebenſo luxuriös und ſittenlos als hartherzig gegen ihre Leute. Beſonders den zahlreichen Hirten ihrer ungeheuren Viehheerden verweigerten ſie Nahrung und Kleider und wieſen ſie geradezu an, vom Raube zu leben. Diodor, ſelbſt ein Sizilianer, ſchreibt hierüber: „Die Beſitzer vieler Sklaven gewöhnten ihre Hirten, denen ſie keine Nahrung reichten, an ſo freches Betragen, daß ſie ihnen erlaubten, Räuberei zu treiben. Da nun dieſen Leuten, welche wegen ihrer Körperſtärke im Stande waren, alles, was ſie beſchloſſen hatten, durchzuſetzen, ſo viel Freiheit geſtattet wurde, ſo geſchah es, daß bald die Geſetzloſigkeit überhand nahm. Denn zuerſt ermordeten ſie auf den belebteſten Straßen diejenigen, welche einzeln oder zu zweien reiſten; dann rotteten ſie ſich gegen die Landhäuſer der minder Mächtigen bei Nacht in Maſſen zuſammen und beſetzten ſie mit Gewalt, plünderten die Habe und erſchlugen, wer ſich ihnen widerſetzte. Da nun die Frechheit immer höher ſtieg, ſo konnte man in Sizilien weder bei Nacht reiſen, noch war der Aufenthalt derer, die auf dem Lande zu leben gewohnt waren, ſicher, ſondern alles war voll Gewalt, Räuberei und Mordthaten aller Art." Daſſelbe geſchah während

des zweiten Aufstandes und das Schlimmste dabei war noch, daß der Pöbel und das Proletariat mit den empörten Sklaven gemeinschaftliche Sache machte, so daß kaum noch das innerhalb der Stadt befindliche Eigenthum für gesichert betrachtet werden konnte.

Unter den westlichen Provinzen standen besonders Spanien und Sardinien nicht im besten Rufe der Sicherheit, ja Varro erwähnt in seiner Schrift über den Landbau, daß viele treffliche Gegenden dort nicht ordentlich bebaut werden könnten wegen der Räubereien der Nachbarn. Der Kaiser Tiberius schickte im Jahre 19 viertausend junge Leute aus dem Stande der Freigelassenen, welche Proselyten der jüdischen und ägyptischen Religion geworden waren, nach Sardinien, um die Räuber zu bekämpfen; „wenn sie durch die Ungesundheit des Klimas umkämen, sei es ein geringer Verlust." Noch schlimmer spricht Strabon von den wilden Bewohnern des felsigen Korsika. In Italien selbst waren es ebenfalls die Gebirgsbewohner der Apenninen, hauptsächlich im Süden, die bei politischen Umwälzungen und kriegerischen Unruhen gar zu gern den Hirtenstab mit dem Schwerte vertauschten. Bereits um 180 v. Chr. hatte das Räuberwesen in Apulien so überhand genommen, daß die Straßen und Triften ganz unsicher waren. Von den damals verschworenen Hirten wurden auf einmal gegen 7000 Mann verurtheilt; viele flohen, viele wurden hingerichtet. Am schrecklichsten litt das Land im großen Räuberkriege des Spartakus, der, selbst ein ehemaliger thrakischer Bandit, seine anfangs nur aus Gladiatoren bestehende Schar bald durch entlaufene Sklaven, Hirten und Schäfer vergrößerte, „die," wie Plutarch sagt, „alle tüchtige Fäuste und schnelle Füße besaßen." Nach Niederwerfung dieses gefährlichen Aufstandes wurde zwar Apulien und Lukanien von dem Gesindel gesäubert; aber in den bald darauf ausbrechenden Bürgerkriegen schossen auch die Rinaldo's wieder wie die Pilze aus dem fruchtbaren Boden und Oktavian kostete es viel Mühe, dem Unwesen zu steuern. „Rom selbst und Sizilien," *schreibt Appian*, „wurde um diese Zeit durch förmliche Banden

von Räubern beunruhigt, die ihr Wesen so offen trieben, daß es mehr einer frechen Plünderung, als einer heimlichen Räuberei ähnlich sah. Zur Abstellung dieser Unordnung wählte Cäsar den Sabinus. Unter den gefangenen Räubern richtete er eine große Niederlage an, brauchte aber doch ein ganzes Jahr, bis er wieder allgemeine Sicherheit und Frieden hergestellt hatte." Jene Zeit, wo es nach Properz sogar ein Wagestück war, ohne bewaffnetes Geleit von Rom nach dem nahen Tibur zu reisen, mag wohl auch Plinius, der Aeltere, im Auge haben, wenn er sagt, daß vor dem Beginne des häufigen Straßenraubs vor jedem Fenster in Rom kleine Blumen- und Gemüsepflanzungen gegrünt hätten, daß man aber später die durch Verschluß der Fenster bewirkte Sicherheit dieser Annehmlichkeit vorgezogen habe. Auch Cicero schreibt über die in der Umgebung der Hauptstadt herrschende Unsicherheit an seinen Freund Attikus: „Mein lieber C. Quintius ist beim Grabmal des Basilius verwundet und ausgeplündert worden," und nennt in der miloniſchen Vertheidigungsrede dieselbe Strecke der appischen Straße „gefährlich, von Straßenräubern wimmelnd." Ueberhaupt bildeten die an den Straßen liegenden Grabmonumente ausgezeichnete Verstecke, um sich in böser Absicht zu verbergen. Auch das auf der Fläche des Esquilin's gelegene Grabfeld der ärmsten Klasse wimmelte von verdächtigen Gestalten und Horaz läßt in bezug hierauf den Priapus sagen:

„Während der Zeit, wo das Bestienvolk und das Diebesgesindel,
Wie es von je hier haust, mir Noth und Sorge bereitet."

Die römische Sitte, den Todten Ringe und allerhand Schmucksachen mit in's Grab zu geben, veranlaßte die Räuber auch oft sich an den Grabmonumenten zu vergreifen, um nach Pretiosen zu suchen. Unter den Streitfällen Quintilian's findet sich daher folgender: „Ein Mann verlor seine Frau und nachdem er ihren Schmuck mit im Grabmal versenkt hatte, brachte er dem Sohne eine Stiefmutter über den Hals. Der Vater wird von Seeräubern gefangen und bittet ihn loszukaufen. Während der Sohn zaudert, holt die Frau aus dem Grabe ihrer Vorgängerin

den Schmuck und schickt ihn. Darauf klagt sie der Stiefsohn der Verletzung des Grabes an und sie wird verurtheilt. Der Vater kehrt zurück und enterbt den Sohn!"

Von der Menge der Banditen bekommt man eine Vorstellung, wenn man bei Strabo liest, daß in dem großen, besonders berüchtigten gallinarischen Fichtenwald bei Kumä in Kampanien die Offiziere des Sextus Pompejus während des Krieges mit den Triumvirn förmliche Werbungen unter den Räubern anstellten! Ja, gerade den Zustand der Unsicherheit vorschützend trugen die Wegelagerer ganz ungescheut das Schwert an der Seite! August ließ die Straßen erweitern, die Hohlwege abgraben, legte überall, besonders an verrufenen Orten, Soldatenstationen an und traf selbst militärische Vorkehrungen, so oft er in einem künstlichen See an der Tiber dem Volke das Schauspiel einer Seeschlacht geben wollte. Daß es ihm dennoch nicht gelang, das Uebel auszurotten, sieht man daraus, daß schon sein Nachfolger sich genöthigt sah, die zu diesem Zwecke angelegten militärischen Posten in Italien zu verstärken. Auch in der Folgezeit schwand die Furcht vor Straßenraub nie ganz aus dem Herzen der Reisenden. Während der Nacht pflegte man ganz gewöhnlich Fackeln bei sich zu führen und Juvenal schreibt: „Magst Du auch nur kleine Büchschen reinen Silbers bei Dir tragen, wenn Du des Nachts eine Reise antrittst, so wirst Du Dich fürchten vor Schwertern und Wurfstangen und erzittern vor dem Schatten des im Mondschein schwankenden Rohrs. Leeren Beutels wird nahe dem Räuber fröhlich singen der Wanderer." Doch hatte es mit dieser Heiterkeit auch gute Wege! Die herrschende Sklaverei gab Gelegenheit, die Personen selbst ohne Rücksicht auf ihre Armuth zu verwerthen, indem man sie nach Piratenart wegfing und in den Sklavenbagno steckte oder an Hehler, besonders gern an Besitzer von Fechterschulen, verkaufte. Appian erzählt aus der Zeit der Bürgerkriege von einem Römer: „Er wurde von einem Manne gefangen, der gewohnt war, die Vorüberreisenden zu berauben *und zur Arbeit zu* fesseln." Sueton erwähnt, daß vor den

Maßregeln Auguſt's auf dem Lande Freie und Sklaven ohne Unterſchied von bewaffneten Landſtreichern aufgegriffen und eingeſperrt wurden. In der Hauptſtadt ſelbſt war es zur nämlichen Zeit trotz der aus ſieben Kohorten beſtehenden Scharwache um die nächtliche Sicherheit nicht beſſer beſtellt. „Vor dem Nachtſchwärmer nicht allein graue Dir," lieſt man bei Juvenal, „denn nicht ausbleiben wird, der Dich beraubt, nachdem die Häuſer geſchloſſen ſind und allenthalben der ſchließende Riegel der eingeketteten Bude verſtummt. Zuweilen treibt auch der hurtige Bandit mit dem Stahle ſein Handwerk, ſo oft von ſicherer Hut der Bewaffneten umſtellt iſt hier der pomptiniſche Sumpf, dort der gallinariſche Wald. Alle rennen dann von dort hierher, wie zu einem hegenden Park." Ueberhaupt erreichte die Gaunerei zu Rom in der Kaiſerzeit einen hohen Grad der Verfeinerung. Sogar die Eitelkeit des ſchönen Geſchlechts wurde zum Betruge ausgebeutet. Ovid warnt in ſeiner Liebeskunſt die Damen vor galanten Gaunern in folgenden Worten: „Manche Räuber verbergen ſich unter dem lügneriſchen Schein der Liebe und ſuchen durch ſolche Annäherung ſchamloſen Gewinn. Weder das von duftendem Nardenöl glänzende Haar möge Euch täuſchen, noch der in feine Falten gepreßte knappe Gürtel, noch betrüge Euch die Toga aus feinſtem Gewebe, noch wenn Ring neben Ring die Finger zieren wird. Vielleicht gerade unter der Zahl ſolcher Leute befindet ſich jener feingekleidete Dieb, der da glüht von Liebe zu Deinem Gewande. Mein Eigenthum gieb her! ſchreien oft die beraubten Mädchen; mein Eigenthum gieb her! hallt es über den ganzen Markt hin." Auch in Italien war nämlich das Abreißen der Kleider ein ſehr beliebter Kunſtzweig der Diebe. Tibullus verſichert ſeiner geliebten Delia:

„Siehe wenn angſterfüllt im Dunkel ich ſchweife die Stadt durch,
Stellt mich Cypria ſelbſt ſicher vor jeder Gefahr;
Duldet auch nicht, daß Einer zu Leibe mir geh' mit dem Mordſtahl
Und als erwünſchten Gewinn ziehe mir ab das Gewand."

Ja, bei Petron leſen wir die Schilderung eines Trödelmarktes, wo Dieben die beſte Gelegenheit geboten war, ihren Raub in

Geld umzusetzen. Aber auch vor dem spurlosen Verschwinden durch Menschenraub war man, vorzüglich als Fremder, in der Hauptstadt nicht sicher. Es erinnert an die romanhaften Mysterien der modernen Weltstädte, wenn man in der Kirchengeschichte des Sokrates liest, unter Kaiser Theodosius sei es vorgekommen, daß einige Besitzer von Backhäusern in Rom, nachdem sie die Verkaufslokale in Schenkstuben verwandelt hatten, dadurch und durch Kuppelei Fremde anlockten, welche dann aus dem Zimmer, in dem sie sich befanden, durch eine Versenkung plötzlich in den unteren Raum des Hauses versetzt wurden und als Sklaven festgehalten, die schweren Handmühlen drehen mußten! Einen recht geriebenen Jünger gaunerischer Fingerfertigkeit schildert Martial in folgendem Epigramme:

„Siehst Du ihn, dem genug ein Aug' ist, welchem die Lücke
Offen stehet und trieft unter der frechesten Stirn?
Nicht mißachte den Kopf, nichts ist so diebisch, wie dieser;
So mit Pech überschmiert war nicht Autolykos' Hand.
Ist er Dein Gast, so bewach' ihn, ich rath's, vorsichtig; er rast dann,
Trotz des einzigen Aug's weiß er mit zweien zu sehn.
Becher und Löffel verliert auch der aufmerksameste Diener,
Und in dem warmen Schooß bergen der Tücher sich viel.
Mäntel, dem Arme entgleitend, versteht er gar wohl zu entführen,
Und oft geht er, mit zwei Obergewändern bedeckt,
Und dem Sklaven, der schläft, auch die Lampe heimlich zu nehmen
Schämet der Gauner sich nicht, möge sie brennen sogar.
Wenn er auf gar nichts stieß, so umschleicht er lauernd den Burschen
Listig und nimmt dann zuletzt selber die Sohlen sich weg!"

In den römischen Rechtsbestimmungen findet man überhaupt alle Arten des Diebstahls und Raubes vertreten. Da werden die Taschendiebe erwähnt, „welche durch magische Künste aus fremden Beuteln das Geld verschwinden lassen," die Einschleicher, die Einbrecher, welche sich bereits trefflich auf die Kunst verstanden, vermittelst eingeschlagener Eisenstacheln senkrechte Wände zu erklimmen, die Ausplünderer, die bewaffneten und unbewaffneten Ritter von der Landstraße, die Bäderdiebe, die gewöhnlich berittenen Viehwegtreiber. Bewaffnete Straßenräuber *und Mitglieder* verschworener Banden wurden, gewöhnlich durch

Kreuzigung, hingerichtet und zwar meiſt an dem Hauptorte ihrer Thaten, „damit andere von demſelben Verbrechen abgeſchreckt werden und die Verwandten der von ihnen Ermordeten darin einen Troſt finden.“ Die Schärfung der Todesſtrafe aber durch Ablieferung der Delinquenten an die Gladiatoren- und Venatorenſchulen wurde immer häufiger, als unter den Kaiſern ſich die Zahl der hierzu verbrauchten Menſchenleben rieſig ſteigerte, und kaum läßt ſich annehmen, daß bei allen zu dieſem ſchrecklichen Tode verdammten Miſſethätern die Strafe in geſetzlichem Verhältniß zur Schuld ſtand. Von Klaudius, nicht dem willkürlichſten Kaiſer, erwähnt es Sueton ausdrücklich, daß er, das geſetzliche Strafmaß überſchreitend, Leute, die nur größerer Eigenthumsvergehen überwieſen waren, zum Kampfe mit den wilden Thieren verurtheilte, und von Kaligula ſagt Dio Kaſſius: „Allgemeinen Tadel zog er ſich dadurch zu, daß er ſo viele Bürger als Gladiatoren auftreten ließ und daß er ſich an keine Geſetze band und überall nach Willkür ſchaltete. Seine Grauſamkeit vermochte ihn einmal, als es an zum Tode verurtheilten Verbrechern bei einer Thierhetze fehlte, aus dem an den Schranken aufgeſtellten Volke einige aufgreifen und den Thieren vorwerfen zu laſſen!“ Die Hinrichtung der Koryphäen unter den Räubern und Mordbrennern umgab man oft mit theatraliſchem Pomp, wenn man ſie nicht nackt und wehrlos an den Pfahl gebunden den wilden Beſtien ausſetzte. Zu Strabo's Zeit wurde ein ſiziliſcher Räuberhauptmann, der lange Zeit die Gegend um den Aetna gebrandſchatzt hatte und ſich ſelbſt „Sohn des Aetna“ nannte, nach Rom geſchafft und dort auf dem Forum in der Weiſe hingerichtet, daß er zunächſt auf einem hohen Gerüſte in Form eines Bergs, das den Aetna vorſtellen ſollte, ſich präſentirte, dann aber, als die Bretter unter ihm durch einen Maſchinenzug auseinanderfielen, zu den unten lauernden, wilden Thieren hinabſtürzte! Ausgezeichnete Diebe wurden zuweilen unter der Maske des Herkules verbrannt oder unter der des Orpheus von Bären zerriſſen und als Domitian einſt einen Verbrecher den Tod des berüchtigten Räubers Laureolus in der

Arena sterben ließ, der zuerst gekreuzigt und dann von Raubthieren zerstückelt wurde, so tröstete sich Martial damit, daß der Unglückliche wohl noch ein schwererer Uebelthäter gewesen, als sein auch als dramatischer Stoff dienendes Vorbild, vielleicht seinem Vater oder Herrn die Gurgel durchschnitten oder sich an heiligen Tempelschätzen vergriffen oder Brandstiftung versucht habe!

Einem ähnlichen Schicksal verfiel auch der größte Banditenhäuptling der Kaiserzeit, Bullas, genannt Felix, fast in jeder Beziehung bereits das Urbild der echten, Züge von Hochherzigkeit, Großmuth und Galanterie zur Schau tragenden Fra Diavolo's des modernen Italiens. Seine Bande war gegen 600 Köpfe stark und ihrem Führer blind ergeben. Während die römischen Legionen gegen Parther, Gallier und Schotten siegreich fochten, während sich der Kaiser Septimius Severus selbst in Italien aufhielt und starke Truppenabtheilungen dasselbe besetzt hatten, beherrschte Felix die ganze appische Straße. Er war genau unterrichtet über alle, die von Rom abreisten oder in Brundisium landeten; er kannte ihre Namen, ihre Zahl, ihre Habe. Er plünderte die Reisenden aber nie vollständig aus, sondern begnügte sich mit Prozenten ihres Vermögens. Künstler jedoch und Handwerker, deren Dienste er nöthig hatte, behielt er oft Monate bei sich, bezahlte ihnen aber auch dann freigebig Mühe und Versäumniß. Dabei entging er allen Verfolgungen mit bewundernswerther Gewandtheit und Klugheit: „weder sah man ihn, wenn er gesehen, noch fand man ihn, wenn er gefunden, noch hatte man ihn, wenn er gefangen worden war.“ Die Anhänglichkeit seiner Leute sicherte er sich durch Freigebigkeit und aufopfernden Beistand in der Noth. So waren einst zwei seiner Genossen in einem Flecken in Gefangenschaft gerathen und hatten keine Hoffnung, den Zähnen der wilden Thiere zu entgehen. Da verkleidete sich Felix als Magistratsperson, begab sich zum Gefängnißwärter und verlangte einige Gefangene zu irgend einer öffentlichen Arbeit. Der Cerberus ließ sich übertölpeln und die Spießgesellen waren gerettet. Schlimm spielte er aber einem Hauptmann mit, der ihm durch zu eifrige Nachstellungen

lästig geworden war. Als Landmann verkleidet erschien er im Quartier und versprach, gegen eine Belohnung den Schlupfwinkel des Räuberhauptmanns verrathen zu wollen. Arglos folgte der Verrathene mit wenigen Begleitern dem gefährlichen Führer und kam nach beschwerlichem Marsche durch das wilde, unbekannte Gebirge endlich in die romantische Waldschlucht, die man zu seiner Falle ausersehen hatte. Ein Signal ertönte, und von allen Seiten umzingelt, mußte sich der Leichtgläubige ohne Widerstand ergeben. Hierauf warf sich Felix in ein fürstliches Prachtgewand, ließ, von seinen Getreuen umgeben, den Centurio vor seinen Richterstuhl führen und befahl dessen Haupt kahl zu scheeren. Dann entließ er ihn mit den Worten: Geh nun heim und verkündige Deinem Herrn folgenden Rath: „Gebt Euren Sklaven genug zu essen, damit sie nicht Räuber werden." Er hatte nämlich viele ehemalige kaiserliche Diener bei sich, die theils sehr geringen, theils gar keinen Gehalt bekommen hatten. Severus, ein höchst jähzorniger und ungeduldiger Herr, gerieth in die heftigste Wuth und sandte einen hohen Offizier seiner Leibgarde mit vielen Reitern aus, schwere Drohungen beifügend, wenn sie den Räuber nicht lebendig brächten. Nun wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt und Felix fiel zuletzt seinen Verfolgern in die Hände, als Opfer seiner Neigung zum schönen Geschlecht! Es gelang, den habgierigen, vielleicht auch eifersüchtigen Mann einer Schönen, die er liebte, zu gewinnen, welcher auch seine Frau überredete, den Geliebten zu verrathen, und so wurde er schlafend in einer Höhle ergriffen und beschloß seine Laufbahn in der Arena unter den Tatzen der Raubthiere.

VII.

Das Schickſal der Kriegsgefangenen.

An beſtimmten Grundſätzen, nach welchen man im Kriege zu verfahren pflegte, fehlte es bereits in Hellas eben ſo wenig, wie bei uns, wenn auch Ausnahmen auf Koſten der Humanität damals häufiger vorgekommen ſind. Bezeichnend dafür iſt, was Polybios über die Zerſtörung der ätoliſchen Bundeshauptſtadt Thermon durch Philipp III. von Makedonien ſchreibt: „Das Eigenthum der Feinde wegzunehmen und Feſtungen, Häfen, Städte, Männer, Schiffe, Feldfrüchte und dergleichen zu vernichten, wodurch man den Gegner ſchwächen kann, die eigne Macht und den eignen Angriff aber verſtärken: dies zu thun zwingen die Geſetze und Rechte des Kriegs.“ Daß ſogar beſtimmte Abmachungen über die Art der Kriegführung zwiſchen einzelnen Staaten vorgekommen ſind, beweiſt die merkwürdige Konvention zwiſchen Chalkis und Eretria, zwei Kleinſtaaten der Inſel Euböa. Da dieſelben nämlich in freundlichem Verhältniſſe geſtanden hatten, ſo trafen ſie nach Ausbruch einer Beſitzſtreitigkeit die Verabredung, daß in dem bevorſtehenden Kriege keinerlei aus der Ferne wirkende Waffen, wie Bogen, Schleudern und Wurfſpieße, in Anwendung kommen ſollten!

Was nun zunächſt die Schonung derjenigen Feinde betrifft, welche die Waffen ſtreckten und um Pardon baten, ſo ſcheint es im heroiſchen Zeitalter ganz im Belieben der Kämpfenden geſtanden zu haben, ob ſie dieſelbe üben wollten oder nicht. Lykaon, ein Sohn des Priamos, war bereits einmal von Achilleus gefangen und nach der Inſel Lemnos verkauft worden. Als er aber, kaum der Sklaverei entronnen, zum zweiten Male dem gefürchteten Helden in die Hände fiel und hohes Löſegeld für Leben und Freiheit bot, entgegnete dieſer:

„Thörichter, nicht von Löſung erzähl' und ſchwatze mir länger!
„Denn bevor Patroklos den Tag erreichte des Schickſals,
„War ich annoch im Herzen geneigt zu ſchonen der Troer;
„Viel' auch führt ich gefangen hinweg und verkaufte ſie lebend.

„Doch nun fliehe den Tod nicht Einer auch, welchen ein Dämon
„Hier vor Ilios Mauern in meine Hand mir gesendet."

Auch Hekuba, die Königin, gesteht es an einer anderen Stelle, daß der Thetis Sohn ihre anderen Söhne, die in seine Gewalt gekommen wären, nach den benachbarten Inseln verkauft hätte. So will auch Menelaos den Adrastos schonen, der sich ihm ergeben hat; aber Agamemnon schilt ihn einen Weichling und will nicht einmal am Kinde im Mutterleibe Gnade geübt wissen. Auch tödtet er selbst darauf die um Pardon flehenden zwei Söhne des Antimachos.

In der historischen Zeit dagegen durften die sich ergebenden Feinde eigentlich nicht umgebracht werden. Bei Thukydides sprechen die gefangenen Platäer zu den Spartanern: „Ihr werdet uns doch wohl nicht als Feinde bestrafen, sondern uns wie solche behandeln, die als Euch wohlgesinnt zum Kriege gezwungen worden sind. Bedenket auch, daß Ihr uns freiwillig und als die Hände flehentlich Ausstreckende gefangen genommen habt, und solche zu tödten ist nicht Brauch bei den Hellenen." Solche Gefangene freilich, die dem Sieger auf Gnade und Ungnade in die Hände fielen, trug man kein Bedenken, über die Klinge springen zu lassen. Wenigstens geschah dies mit den waffenfähigen Männern. Dieses Schicksal sollte während des peloponnesischen Krieges alle von Athen abgefallenen Mytilenäer treffen; doch begnügte man sich endlich mit der Hinrichtung der nach Athen gesendeten 1000 Gefangenen. In demselben Kriege wurden auch die männlichen Einwohner der mit Sparta verbündeten Insel Melos von den Athenern niedergemetzelt, die Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft. Ueberhaupt war in dieser Periode die Erbitterung zwischen den Gegnern von vorn herein so groß, daß die Spartaner selbst die Bemannungen friedlicher Kauffahrer tödteten und die Athener eine peloponnesische Gesandtschaft, die auf der Reise nach Persien aufgehoben worden war, ohne gerichtliches Verfahren hinrichten ließen. Bei den Thebanern galt nach Pausanias die Regel, daß die Kriegsgefangenen für Lösegeld entlassen wurden, mit Ausnahme der

Flüchtlinge aus böotischen Städten, die man zu tödten pflegte. Als daher Epaminondas ein Kastell bei Sikyon erstürmt hatte, worin sich viele Böotier befanden, soll er diese Gefangenen sofort freigelassen haben, indem er nach Willkür für jeden ein anderes Vaterland als Böotien angab. Ueberhaupt rühmt es Plutarch als eine ganz besondere Milde von Epaminondas und Pelopidas, daß sie nie nach Eroberung einer Stadt jemand tödteten oder in die Sklaverei verkauften. Als Frevel und Bruch des Völkerrechts sahen die Spartaner und deren Bundesgenossen es an, daß der athenische Admiral Philokles die Mannschaft zweier genommenen Kriegsschiffe hatte über Bord stürzen lassen. Und da er außerdem beim Volke zu Athen den Antrag gestellt hatte, allen gefangenen Feinden den rechten Daumen abzuhauen, um sie zum Führen des Ruders und der Waffen untüchtig zu machen, so war er nach der Schlacht bei Aegospotamoi der erste von seinen 3000 Landsleuten, der zum Tode verurtheilt ward. Der spartanische Feldherr, Lysander, fragte ihn zuvor, welcher Strafe er sich für werth erachte, nachdem er den Anfang mit Verletzung des Kriegsbrauches Griechen gegenüber gemacht hätte; Philokles aber hieß ihn, nicht den Kläger spielen, wo kein Richter vorhanden sei, und als Sieger thun, was er als Besiegter würde erlitten haben. Uebrigens werden die Athener eines ähnlichen Beschlusses bereits im Kriege gegen die Insel Aegina beschuldigt.

Was ferner die Behandlung der Kriegsgefangenen anlangt, so tritt in den meisten Fällen, wo eine feste Stadt mit Sturm genommen wird, der Verkauf in die Sklaverei ein. Mit großer Bestimmtheit läßt dies Xenophon den Kyros seinen Oberoffizieren gegenüber aussprechen: „Jetzt besitzen wir," sagt er, „vieles schöne Land und alle, die es bebauen, werden uns ernähren. Wir besitzen aber auch ihre Häuser und die Ausstattung derselben. Und niemand von Euch, der solches inne hat, möge glauben, er sitze auf fremdem Eigenthum. Denn es ist von jeher Brauch unter allen Menschen, daß, wenn im Kriege eine Stadt erobert wird, die Personen der Einwohner und ihre Habe den Siegern gehört." Noch viel später urtheilt ebenso Polybios,

indem er nach der Erzählung von dem Verrathe, den die Mantineer an ihrer achäischen Besatzung geübt hatten, fortfährt: „Was sollten diese wohl für eine geeignete Strafe bekommen haben? Vielleicht sagt jemand: Sie hätten mit Kindern und Weibern verkauft werden müssen, nachdem sie besiegt worden waren. Allein dies steht ja nach dem Kriegsrechte auch denen bevor, die nichts frevelhaftes begangen haben." Die Belege zu unserer Behauptung liefert außerdem das Schicksal von Theben, Olynth, Platää. In Platää wurden die Männer niedergemacht, die Weiber verkauft. Aus der Versteigerung der 30,000 thebanischen Gefangenen löste Alexander d. Gr. 460 Talente Silber oder beinahe 700,000 Thlr. Wie human verfuhr dagegen kurz vor der Seeschlacht bei den Arginusen der spartanische Admiral Kallikratidas gegen die auf Diskretion gefallene Stadt Methymna auf Lesbos! Nachdem die Beute an Mobilien den Soldaten überlassen worden war, ließ der wackere Mann die Gefangenen auf den Markt führen und, als die Bundesgenossen verlangten, daß die Methymnäer als Sklaven verkauft werden sollten, erklärte er, so lange er das Kommando führe, dürfe, soweit seine Macht reiche, kein Hellene zum Sklaven gemacht werden. Wenn er dann aber dennoch die athenische Besatzung als Sklaven verkaufen läßt, so sieht man daraus, daß er einen Unterschied macht zwischen den friedlichen Bürgern und den mit den Waffen ergriffenen Feinden, bei denen er zum Schaden seines Vaterlands in jenem Falle eine Ausnahme gemacht hätte.

Die gewöhnlichen, auf freiem Felde oder zur See gemachten Gefangenen nahm der Staat in Verwahrung, um sie später entweder auszuwechseln oder für ein Lösegeld zurückzugeben. Aus dem Anfange des sechsten Jahrhunderts vor Christo, und zwar aus dem Kriege der Athener mit den Chalkidensern auf Euböa, die sich mit dem spartanischen Könige Kleomenes I. verbündet hatten, berichtet Herodot: „So viele sie von den Aristokraten aus Chalkis lebendig gefangen hatten, hielten sie mit den gefangenen Böotiern gefesselt in Gewahrsam; später gaben sie dieselben Mann für Mann um zwei Minen (52 Thlr.) frei."

Auch die auf der Insel Sphakteria vor dem Hafen von Pylos im peloponnesischen Kriege gefangenen 292 Spartaner wurden zu Athen in Ketten gelegt und man beschloß, sie aufzubewahren für den Fall, daß eine Vereinbarung zu Stande käme, wenn aber die Peloponnesier zuvor wieder einen Einfall in Attika machen würden, sie vor den Augen ihrer Landsleute niederzumachen. Ebenso schickte der athenische Admiral Thrasyllos die Mannschaft mehrerer eroberter syrakusischer Kriegsschiffe nach Athen. Diese Leute wurden in den neben dem Piräus befindlichen Steinbrüchen einquartiert; aber im Winter darauf gruben sie sich durch den Felsen und entkamen nach Dekeleia und Megara. Bekannt ist das gleiche Schicksal der unglücklichen athenischen Armee, die nach der fehlgeschlagenen Expedition gegen Syrakus in feindliche Gefangenschaft gerieth. Der Beschluß der Syrakusaner und ihrer Bundesgenossen ging dahin, daß die Sklaven und Bundesgenossen der Athener als Sklaven verkauft, die Offiziere umgebracht, die Soldaten gefesselt in die berüchtigten Steinbrüche oder Latomien von Syrakus geworfen werden sollten. Nach Thukydides blieben aber auch die Nicht-Athener 70 Tage lang dort eingeschlossen, im Ganzen 7000 Mann. Ihr Schicksal beschreibt derselbe Schriftsteller folgendermaßen: „Die Syrakusaner behandelten die in den Steinbrüchen Eingeschlossenen die erste Zeit über sehr hart. Denn da sich diese in großer Zahl an einem (senkrecht) ausgehöhlten und kleinen*) Orte befanden, so belästigte sie zuerst der Sonnenbrand und die Hitze, weil ein Dach fehlte; als aber im Gegentheil die kalten Herbstnächte dazukamen, verursachte der schnelle Wechsel neue Krankheiten. Und weil sie wegen Enge des Raumes alles dort verrichteten und dazu die Leichname zusammen aufgeschichtet blieben, so starben sie in folge der Wunden und des Temperaturwechsels und der andern Ursachen. Die Ausdünstungen waren unerträglich. Auch wurden sie von Hunger und Durst gepeinigt. Denn man gab jedem von ihnen acht Monat lang eine Kotyle

*) Die Latomien waren nach Aelian 185 Meter lang und 61,6 breit.

(= 1/4 Liter) Waſſer und zwei Kotylen Weizen (nach Plutarch Gerſte).“ Demoſthenes erwähnt in ſeiner Rede gegen Leptines eines reichen Mannes aus Kyrene, Namens Epikerdes, „der,“ wie er ſagt, „den auf Sizilien gefangenen Bürgern, die ſich in großer Noth befanden, hundert Minen (2600 Thlr.) ſchenkte, und dadurch hauptſächlich die Urſache wurde, daß ſie nicht Alle vor Hunger ſtarben.“ Uebrigens erzählt Plutarch noch, daß viele Athener dieſem traurigen Geſchicke dadurch entgangen wären, daß ſie ihre Nationalität verläugneten und ſich als Sklaven mit verkaufen ließen. Von dieſen heißt es weiter: „Und es kam ihnen auch ihr gutes und anſtändiges Benehmen zu ſtatten, ſo daß ſie theils bald frei gelaſſen, theils von den Beſitzern mit Achtung behandelt wurden. Einige verdankten auch ihre Rettung dem Dichter Euripides. Denn, wie es ſcheint, haben die Sizilianer die Poeſien deſſelben am meiſten unter allen Griechen geliebt, und jedesmal, wenn die Reiſenden ihnen kleine Proben von Stücken mitbrachten, ſo lernten ſie dieſelben auswendig und theilten ſie gern einander mit. Damals nun ſollen viele von den glücklich Heimgekehrten den Euripides herzlich begrüßt und ihm erzählt haben, wie ſie theils aus der Sklaverei entlaſſen worden wären, nachdem ſie alles, was ſie von ſeinen Gedichten auswendig gewußt, ihren Herren beigebracht hätten, theils nach der Schlacht herumirrend durch Vortrag ſeiner Chöre Speiſe und Trank erhalten hätten.

Die jener ſyrakuſaniſchen Sklaverei entgangenen Athener nahmen aber ein Zeichen derſelben mit ſich ins Grab. Die erbitterten Feinde hatten nämlich alle auf der Stirn mit einem Pferde, dem Stadtwappen von Syrakus, gebrandmarkt! Die atheniſche Regierung hatte freilich nicht lange vorher ſelbſt das erſte Beiſpiel ſo brutaler Beſchimpfung der Gefangenen gegeben, indem ſie im ſamiſchen Krieg den gefangenen Inſulanern das Bild eines ſamiſchen Schiffes auf die Stirn brennen ließ, wofür ſich die Samier an ihren Gefangenen mit der Eule, dem Symbol Athens, revanchirten. Sonſt iſt es auch vorgekommen, daß die Gefangenen zu ſchweren Arbeiten verwendet wurden.

So ließen z. B. die Tegeaten zu Lykurg's Zeit die Spartaner in Feſſeln ihre Felder beſtellen, und der bekannte Polykrates von Samos benutzte die gefangenen Lesbier, um einen Graben rings um ſeine Hauptſtadt ausſtechen zu laſſen. Zuweilen wurden aber auch aus politiſchen Gründen die Gefangenen ſehr mild behandelt. Dies thaten z. B. die Korinthier nach der Schlacht bei Epidamnos mit den 250 gefangenen Korkyräern, um die Inſel auf ihre Seite zu bringen. Doch blieben auch hier die Gefangenen gefeſſelt.

Das erſte Beiſpiel von wirklicher Auswechſelung der Gefangenen erzählt Thukydides aus dem Frühling des Jahres 428 v. Chr. Auch nach der Einnahme von Torone wurden die Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft, die 600 übrig gebliebenen Männer nach Athen geſchickt. „Von dieſen," ſagt Thukydides, „gingen die Peloponneſier ſpäter infolge des Vertrags nach Hauſe, die übrigen wurden von den Olynthiern abgeholt, nachdem ſie, Mann gegen Mann, ausgewechſelt worden waren."

Die Höhe des Löſegeldes wechſelte nach Zeit und Umſtänden. Zwiſchen einzelnen Staaten beſtand darüber ein gewiſſes Herkommen oder eine beſtimmmte Verabredung. Eine ſolche exiſtirte vor Alters zwiſchen Megara und Korinth, und der Gefangene wurde dort ſogar auf das bloße Verſprechen hin, das Löſegeld bezahlen zu wollen, freigegeben. Zwiſchen den peloponneſiſchen Staaten galten zwei Minen (52 Thlr.) als gewöhnliches Löſegeld, alſo etwa ſo viel, als ſich die Athener von den ſchon erwähnten Chalkidenſern zahlen ließen. Dionyſios von Syrakus verlangte von den beſiegten Rheginern drei Minen. Wenn ferner für die oben genannten 250 Korkyräer von Korinth 800 Talente, alſo auf den Kopf gegen 5000 Thlr. verlangt wurden, ſo muß man bedenken, daß ſie zu den erſten Männern der Gemeinde gehörten. In den Zeiten Philipps von Makedonien betrug das Löſegeld 80 — 130 Thlr. Demetrios Poliorketes ging mit den Rhodiern eine Stipulation ein, nach welcher für den Sklaven 130, für den Freien 260 Thlr. gezahlt werden ſollten. Einen konkreten Fall, der zugleich beweiſt, wie es mit der Verpflichtung des

Losgekauften dem Gläubiger gegenüber stand, liefert uns Demosthenes in seiner Rede gegen Nikostratos. Dort erzählt der Kläger, Nikostratos sei sein Nachbar und Altersgenosse gewesen und so hätten sie sich mit Rath und That in allen Nöthen beigestanden. Da sei ihm plötzlich das Kommando eines Kriegsschiffes verliehen worden und er habe dem Nachbar die Sorge für sein ganzes Hauswesen übertragen. Während seiner Abwesenheit entlaufen dem Nikostratos einige Sklaven. Er verfolgt sie und wird dabei von der Mannschaft einer feindlichen Galeere aufgegriffen, nach Aegina gebracht und dort verkauft. Nachdem der Kläger zurückgekehrt ist, erfährt er vom Bruder des Gefangenen das Geschehene und giebt ihm das nöthige Reisegeld, um jenen aufzusuchen. Es gelingt demselben auch und er bringt den Nikostratos mit. Dieser erscheint vor dem Nachbar voll Jammer und Verlegenheit: man hat ihm 26 Minen oder 676 Thlr. Lösegeld abverlangt und seine Beine sind von den Fesseln ganz wund gerieben. Auf seine Bitte giebt ihm der Kläger 1000 Drachmen (262 Thlr.) und zwar als Geschenk. Aber einige Tage später kommt Nikostratos abermals weinend und erzählt, seine Gläubiger verlangten auch die übrige Summe zurück und in der Verschreibung stehe, daß dieselbe doppelt gerechnet werden sollte, wenn die Bezahlung nicht binnen 30 Tagen geleistet würde. Außerdem riskire auch der Kläger nichts, weil ja nach gesetzlicher Bestimmung derjenige, welcher geliehenes Lösegeld nicht zurückerstatte, als Eigenthum seinem Gläubiger zufalle. Kurz der Andere verpfändet sein Besitzthum und treibt die noch fehlende Summe auf. Verpflichtet zum Vorstrecken des Lösegeldes waren zunächst die Verwandten; es bestanden aber auch auf Gegenseitigkeit beruhende Unterstützungsvereine, um die zur Auslösung der Gefangenen erforderlichen Mittel herbeizuschaffen.

Wurden die Gefangenen weder ausgewechselt noch ausgelöst, so pflegten die Sieger dieselben auf eigene Rechnung zu verkaufen. Zwar hatte es nun Platon für ein Unrecht erklärt, griechische Städte in Sklaverei zu bringen und zu dulden, daß Hellenen die Sklaven von anderen Hellenen oder gar von Bar-

baren würden; allein nur in bezug auf den letzten Punkt scheint man die helleniſche Ehre gewahrt zu haben. Wenigſtens heißt es in der Lebensbeſchreibung des Apollonios aus Thana von Philoſtratos: „Die Hellenen ſind noch Freunde der Freiheit und ein Hellene wird nicht einmal einen Sklaven über die Grenze verkaufen. Daher denn weder Seelenverkäufer noch Sklavenhändler zu ihnen kommen dürfen.“ Innerhalb Griechenlands jedoch war das Verhandeln der Kriegsgefangenen ganz üblich. Der berühmte Dithyrambendichter und Muſiker Philoxenos gerieth bei der Einnahme ſeines Vaterlandes Kythera in ſpartaniſche Kriegsgefangenſchaft und hatte nacheinander einen gewiſſen Ageſylos und einen Melanippides zu Herren. Ebenſo iſt der durch Platon's gleichnamigen Dialog bekannte Phädon in ſeiner Jugend als Sklave verkauft und auf des Sokrates Betrieb durch Alkibiades oder Kebes in Freiheit geſetzt worden.

In Rom herrſchten im allgemeinen dieſelben Grundſätze in bezug auf die in Gefangenſchaft gerathenen Feinde, wie in Griechenland. Auch die Römer ſchonten deren Leben, wenn ſie dem Zurufe: „Strecket die Waffen (ponite arma)!“ gehorchten. Doch iſt es auch bei ihnen nicht ſelten vorgekommen, daß ſie in blinder Leidenſchaft keinen Pardon nahmen und gewährten. So erzählt Livius aus dem im Jahre 500 v. Chr. mit den Aurunkern geführten Kriege: „Nach dem Treffen überließen ſich die Römer dem Blutvergießen ebenſo hitzig, als im Treffen ſelbſt, ob ſie gleich weit mehr Feinde erſchlagen als gefangen genommen hatten; an vielen Orten machten ſie auch die Gefangenen nieder.“ Auch 178 v. Chr. im Kriege gegen die Iſtrier heißt es: „Gegen 8000 Iſtrier wurden erſchlagen, keiner zum Gefangenen gemacht, weil Erbitterung und Unwille an keine Beute denken ließ.“

Nach römiſchem Kriegsgebrauche hörte mit vollſtändiger Beſiegung eines Volkes deſſen ganze Exiſtenz auf. Mit ganzer Schärfe ſpricht ſich dies auch in folgender Stelle aus dem Geſetzbuche Juſtinian's aus: „Alles was wir den Feinden abnehmen, geht nach dem Völkerrecht ſofort in unſer Eigenthum über, ſo

daß selbst freie Menschen in unsere Knechtschaft gerathen." Oft ist es aber auch geschehen, daß die Personen, welche der Krieg verschont hatte, noch als Gefangene getödtet wurden. Dieses Schicksal hatten z. B im Jahre 351 v. Chr. die Gefangenen aus Taquinii, 200 v. Chr. die Einwohner der erstürmten Stadt Antipatrea in Makedonien. Die Uebergabe auf Diskretion milderte im allgemeinen die Härte der Behandlung. Livius sagt über die Kapitulation von Pometia: „Ungeachtet der Uebergabe wurde die Stadt mit eben der Härte behandelt, als wenn man sie erstürmt hätte; die vornehmsten Aurunker wurden ohne Unterschied enthauptet, die Bürger der Kolonie als Sklaven verkauft, die Stadt zerstört." Noch deutlicher spricht er den Grundsatz bei der im Jahre 342 v. Chr. erfolgten Einnahme von Satrikum im Volskergebiet aus. Denn nachdem er erwähnt, es seien vom Konsul 4000 Gefangene im Triumphe aufgeführt und dann verkauft worden, fährt er fort: „Einige berichten, daß diese Gefangenen keine freien Leute sondern Sklaven gewesen wären, und es ist dies wahrscheinlicher, als daß man sie nach geschehener Kapitulation verkauft hat." Und so widersetzte sich auch 190 v. Chr. der Prätor Aemilius seinen Soldaten, welche die reiche jonische Stadt Phokäa plündern wollten, indem er ihnen zurief, eroberte, nicht aber durch Kapitulation gewonnene Städte würden geplündert, und zwar stände die Verfügung darüber dann nicht bei den Soldaten, sondern beim Feldherrn. Als aber seinem Gebot nicht Folge geleistet wurde, entbot er alle freien Einwohner durch Herolde zu sich auf den Marktplatz, um sie zu schützen. Einmal schritt sogar der römische Senat zu Gunsten einer nach der Kapitulation zu brutal traktirten Bevölkerung ein. Im Jahre 173 v. Chr. hatte der Konsul Popillius die Ligurier geschlagen, die Stadt Statielli durch bedingungslose Ergebung in seine Gewalt bekommen und darauf die Stadt zerstört, die Einwohner nebst Eigenthum verkauft. Der Senat fand es, wie der Geschichtsschreiber erzählt, abscheulich, daß der Konsul so viele Tausende Unschuldiger, die sich der Gnade Roms ergeben hätten, zum abschreckenden Beispiel für jeden, der es künftig wagen wollte zu

kapituliren, in die Sklaverei verkauft hätte. „Er beschloß daher, der Konsul solle die Ligurier nach Zurückgabe des Kaufpreises an die Käufer wieder in Freiheit setzen und dafür Sorge tragen, daß ihnen ihr Eigenthum, so viel sich davon wieder beschaffen lasse, zurückgegeben werde.“ Wenn später Cäsar nach Kapitulation der Veneter den Senat derselben hinrichten und die übrigen verkaufen ließ, so that er es, um eine schwere Verletzung des Gesandtenrechts zu rächen.

Selten ist es vorgekommen, daß die Gefangenen mit der übrigen Beute den Soldaten überlassen wurden. So bekam nach der Eroberung von Fidenä jeder Ritter einen Gefangenen nach dem Loose, und wer sich durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte, zwei. Gewöhnlich wurden, auch für den Fall, daß die übrige Beute den Soldaten anheimfiel, die Kriegsgefangenen ausgenommen und vom Quästor auf Rechnung des Schatzes verkauft. Livius vergißt diese Trennung nie zu erwähnen. Nach der Schlacht bei Bäkula (209 v. Chr.) überläßt Scipio die ganze Beute mit Ausnahme der Freigeborenen den Soldaten. Dann sendet er die Spanier ohne Lösegeld in ihre Heimath, während die Afrikaner verkauft werden.

Bei der Versteigerung trugen die Gefangenen einen Kranz auf dem Kopf, zum Zeichen, daß der Staat nicht für sie haftete. Mancherlei Unterschleife zu Gunsten der höheren Offiziere und der Umgebung des Feldherrn konnten bei dem ganzen Verfahren nicht ausbleiben. Plutarch erzählt, ein Sklave des redlichen Kato Censorius habe, als sein Herr in Spanien gesiegt hatte, wahrscheinlich von der Bedeckungsmannschaft, sich zwei junge Gefangene erhandelt. Als Kato es merkte, erhing er sich. Jener verkaufte die Sklaven wieder und zahlte das Geld dem Staatsschatze.

So lange der römische Staat noch klein war und die Schlachtfelder in der Nähe der Hauptstadt lagen, konnte jeder einzelne leicht für seinen Bedarf an Sklaven sorgen. Als aber die Kriege sich immer weiter von Rom entfernten und andererseits mit dem Luxus der Bedarf an Sklaven wuchs, da bemächtigten sich be-

sondere Sklavenhändler des Geschäfts, zogen den Heeren überall hin nach und kauften bei den Auktionen die Gefangenen auf.

Bei Kriegen von größeren Dimensionen und voraussichtlich längerer Dauer schritt man auch in Rom nicht sofort zum Verkauf der Gefangenen, sondern verwahrte sie behufs der Auswechselung oder Auslösung. In der Schlacht am See Regillus waren 6000 Latiner gefangen genommen worden. Diese hatte man, wie es scheint, in die einzelnen Häuser zu Haft und Dienstbarkeit vertheilt. Denn als sie bald darauf wegen eines großen Gefallens, den das Volk der Latiner den Römern erwiesen hatte, wieder in die Heimat entlassen worden waren, kamen viele von ihnen bei Gelegenheit einer Gesandtschaft nach Rom, besuchten die Häuser, in denen sie gedient hatten, und bedankten sich für die ihnen zu Theil gewordene anständige Behandlung. Sonst finden wir die Gefangenen, wie in Griechenland, gefesselt und in öffentlichem Gewahrsam. Als die karthagische Gesandtschaft im Jahre 201 zu Rom eine dem Frieden günstige Stimmung angetroffen hatte, baten sie um die Erlaubniß, ihre in Staatshaft befindlichen Landsleute besuchen zu dürfen, und nachdem ihnen dies gestattet worden war, wollten sie wieder, daß man ihnen den Loskauf bestimmter Personen gewährte. Es wurden hierauf 200 Gefangene nach ihrer Auswahl nach Afrika geschickt und Scipio ermächtigt, dieselben nach erfolgtem Friedensschluß unentgeltlich frei zu geben. Die übrigen Gefangenen mußten die Karthager trotz des Friedens loskaufen, während sie selbst 4000 römische Gefangene ohne Entgelt auszuliefern gehalten waren. In der Schlacht am Metaurus machten die Römer nicht nur 5400 Gefangene, sondern eroberten auch 4000 ihrer eigenen Leute, die Hasdrubal in Gefangenschaft hielt, zurück. Die gefangenen Afrikaner stellte dann der Konsul Klaudius in ihren Fesseln vor Hannibal's Lager zur Schau aus.

Zu derselben Zeit lebte der Urgroßvater Katilina's, Sergius Silus, von dem der ältere Plinius erzählt, er sei zweimal in die Gefangenschaft Hannibal's gerathen und zweimal entsprungen, und habe zwanzig Monate lang in Ketten und Fußschellen ge-

legen. Dieſer alte Haudegen führte übrigens, wie Götz von Berlichingen, bereits eine eiſerne Hand!

Das Anlegen der Ketten wurde ſogar einmal vom Senate ſpeziell verſchärft. Ein paar Jahre nach Beendigung des zweiten puniſchen Krieges drohte in der Nähe Roms ein Sklavenaufſtand auszubrechen. In der latiniſchen Stadt Setia befanden ſich die für die Zahlung der Kriegskoſten haftenden karthagiſchen Geiſeln in Gewahrſam. Dieſe hatten eine Menge von Sklaven zu ihrer Bedienung bei ſich; außerdem beſaßen aber auch die Einwohner der Stadt mehrere karthagiſche Sklaven, die ſie ſich bei Verſteigerung der Gefangenen gekauft hatten. Die unter dieſen Afrikanern entſtandene Verſchwörung wurde noch rechtzeitig von zwei Genoſſen verrathen. Hierauf erging an alle latiniſchen Ortſchaften der Befehl, daß die Geiſeln auf ihre Privatwohnungen zu beſchränken wären und nicht öffentlich ſich zeigen ſollten, daß alle Kriegsgefangenen mit Fußeiſen, nicht unter 10 Pfd. ($6^1/_2$ preuß. Pfd.) ſchwer, gefeſſelt und nirgend anderswo, als im öffentlichen Kerker aufbewahrt werden müßten. In Rom wurden nicht allein Patrouillen durch die Straßen geſendet, ſondern auch die betreffende Polizeibehörde angewieſen, ſtrengere Aufſicht über das Staatsgefängniß der Lautumien zu führen. Dort befanden ſich alſo jedenfalls auch noch Kriegsgefangene und dorthin wanderten auch im Jahre 167 v. Chr. die gefangenen Makedonier und Illyrier.

Mit der Verpflegung der Gefangenen ſcheint es bei den Römern regelmäßiger beſtellt geweſen zu ſein, als anderswo. Wenigſtens geht aus einem Fragmente Salluſt's hervor, daß die Gefangenen, wie die Sklaven, monatlich 43,7 Liter Getreide erhielten. Dagegen wären die gefangenen Römer in Kapua während der Belagerung von Seiten ihrer Landsleute im zweiten puniſchen Krieg verhungert, wenn ihnen nicht eine mitleidige Dirne Lebensmittel zugeſteckt hätte.

Während die Auslieferung der Gefangenen von römiſcher Seite ſtets Bedingung beim Friedensſchluſſe war, ließ man ſich höchſt ungern zum Loskauf der eigenen Gefangenen herbei, weil die Gefangennahme ſtets einen Makel auf der Tapferkeit des

Soldaten zurückzulaſſen ſchien. Bekanntlich ging im Kriege mit Pyrrhos eine römiſche Geſandtſchaft an den König, um den Loskauf römiſcher Soldaten, beſonders Ritter, zu bewirken, die ohne große Schuld in die Hände des Feindes gefallen waren. Er gab die Gefangenen unentgeltlich frei; aber die Römer entließen dann eben ſo viele Tarentiner und Samniter. Und welche Folge hatte die Gefangennahme für die Römer? Nach Valerius Maximus wurden diejenigen von ihnen, welche zu Pferde gedient hatten, der Infanterie zugetheilt, die, welche unter dem Fußvolke geſtanden hatten, zum Hilfscorps der Schleuderer verſetzt. Außerdem durfte niemand von ihnen im Lager ſein Zelt aufſchlagen, auch nicht den ihm dazu angewieſenen Platz außerhalb des Lagers mit Wall und Graben umgeben und endlich keine Felle zum Zelte nehmen. Die Erbeutung von zwei feindlichen Rüſtungen ſollte die Wiedereinſetzung in das frühere Dienſtverhältniß bedingen.

Daß wirklich in älterer Zeit der Gefangenſchaft eine Strafe auf dem Fuße folgte, erſieht man auch aus der Rede, die Livius den Geſandten der nach der Schlacht bei Kannä nach Sizilien verbannten Ueberreſte der geſchlagenen Armee in den Mund legt. „Wir haben es weit ſchlimmer," ſagen ſie, „als die Gefangenen zu unſerer Väter Zeiten. Jene wurden doch nur in Hinſicht der Waffengattung und der Rangordnung im Dienſte und durch den Platz, wo ihr Zelt im Lager ſtand, erniedrigt, und konnten dies alles durch Einen dem Staate geleiſteten Dienſt, durch Ein glückliches Gefecht wieder einbringen."

Unter ſolchen Umſtänden verringert ſich auch das Auffällige des Benehmens der Regierung gegen die bei Kannä von Hannibal zu Gefangenen gemachten Römer. Die 6000 Mann im kleineren Lager hatten ſich unter der Bedingung an Hannibal ergeben, daß jeder Römer 300 Denare oder 70 Thlr., jeder Bundesgenoſſe 200 Denare oder 50 Thlr., jeder Sklave 100 Denare als Löſegeld zu zahlen hätte. Später hatte aber der Punier die Bundesgenoſſen ohne Löſegeld entlaſſen und den Preis der Römer erhöht, indem er für den Reiter 500 Denare forderte.

Die Gefangenen schickten dann eine Deputation an den Senat, welche die Auslösung erbitten sollte. Sie wurde aber abschlägig beschieden. Hannibal soll hierauf in seiner Wuth den Fluß Vergellus mit den Leichnamen der Gefangenen gedämmt und die vornehmsten gezwungen haben, sich im Zweikampfe zu tödten. Wenn aber auch dergleichen Grausamkeiten vorgekommen sein mögen, so wissen wir doch sicher, daß er die Mehrzahl verkauft hat.

Als nämlich 20 Jahre später der römische Feldherr Quintius Flaminius das hellenische Volk zu Korinth für frei erklärt hatte, bat er, man möge doch die römischen Bürger, welche etwa bei ihnen in Sklaverei lebten, aufsuchen und sie ihm nach Thessalien schicken. Hierzu bemerkt Livius wörtlich: „Die Zahl der Gefangenen aus dem punischen Krieg, welche Hannibal, weil sie von den Ihrigen nicht ausgelöst wurden, als Sklaven verkauft hatte, war außerordentlich groß. Als Beweis für ihre Menge mag die Angabe des Polybius gelten, daß die Sache den Achäern allein auf 100 Talente zu stehen gekommen sei, da sie, als Ersatz für die Eigenthümer, den Kopf zu 500 Denaren geschätzt hätten. Nach dieser Rechnung hatte Achaja allein 1200 gefangene Römer. Man rechne nun verhältnißmäßig so viele hinzu, als man mit Wahrscheinlichkeit für das ganze Griechenland annehmen kann." Uebrigens sei hier noch bemerkt, daß derselbe Flaminius die makedonische Besatzung der Citadelle von Karystos vorher für ein Lösegeld von 300 Denaren auf den Mann entlassen hatte.

Der Kaiser Augustus ließ die Kriegsgefangenen von solchen Völkerschaften, die besonders unruhig sich zeigten, unter der Bedingung verkaufen, daß sie nicht vor dem dreißigsten Jahre der Knechtschaft frei gegeben werden dürften und auch nicht in der Nähe ihrer Heimath dienten.

Ergiebt sich aus dem Bisherigen bereits, daß bei den Römern keineswegs ein höherer Grad von Humanität in Behandlung der Gefangenen sich gebildet hat, als bei den Hellenen, so steigerte sich in der Kaiserzeit die Mitleidlosigkeit den Unglücklichen gegenüber zur abscheulichsten Grausamkeit. Die civilisirten

Nationen, die um das Mittelmeer herum wohnten, hatten nun ihren Nacken alle unter das römische Joch gebeugt. Den über sie hinaus hausenden Barbaren glaubte man gar keine internationale Rücksicht schuldig zu sein. Außerdem hatte man außerordentlichen Bedarf an Menschenleben, um die Blutgier des schauluſtigen Pöbels der italischen Städte und namentlich der Residenz zu stillen und den durch die Schlächtereien in der Arena verursachten Ausfall zu decken. Kurz, man machte sich kein Gewissen daraus, die armen Germanen, Celten und Sarmaten zu Hunderten in die kaiserlichen Fechtschulen zu stecken und abrichten zu lassen oder gleich frisch den Tatzen der wilden Thiere preiszugeben. Der größte Theil der gefangenen Britannier, die der Feldherr Plautius unter Klaudius mitgebracht hatte, wurden auf diese Weise hingerichtet. Ebenso wurden nach Beendigung des jüdischen Krieges die Gefangenen zu demselben Zweck theils an die Provinzen verschenkt, theils sogleich bei den großen Spielen zu Cäsarea umgebracht. Sie wurden auf das Sorgfältigste bewacht, damit sie ja nicht den Selbstmord dem schmachvollen Tode vorzögen. Seneka erzählt, daß ein armer Germane, um nicht gegen die wilden Thiere fechten zu müssen, sich auf dem Aborte des Amphitheaters ein unreines Stück Holz in die Kehle stieß und sich so erstickte. Ein Anderer, der zur Thierhetze auf einem Wagen eskortirt wurde, stellte sich, als schliefe er, und ließ seinen Kopf langsam sinken, bis er vom Rade erfaßt wurde und das Genick brach! Symmachus spricht in einem Brief an den Kaiser Theodosius mit Verachtung von sarmatischen Kriegsgefangenen, die bleich vor Furcht im Amphitheater als Gladiatoren einander gegenüber gestanden hätten. Geradezu wüthend aber ist er darüber, daß in der Nacht vor den von ihm selbst gegebenen Gladiatorenspielen 29 der ihm vom Kaiser geschenkten Sachsen sich einander erdrosselt hatten! Konstantin that dasselbe mit den gefangenen Alemannen und Franken und „ermüdete," wie ein Lobredner sagt, „durch die Menge der Leute, welche wegen ihrer Treulosigkeit nicht zu Soldaten und wegen ihrer Wildheit nicht zu Sklaven taugten, die wüthenden Bestien."

VIII.

Die Tempelhospitäler.

Die Heilkunde ſtand gleich anfangs in Griechenland in engſter Verbindung mit der Religion und die mediziniſchen Kenntniſſe wurden als ein heiliges Geheimniß in der ſtreng geſchloſſenen Zunft der Aerzte vererbt.*) Asklepios (Aeskulapius), der heilkräftige Sohn Apollon's, der Vater Hygieia's, der Geſundheit ſelbſt, galt als Stifter und Patron des mediziniſchen Ordens, deſſen älteſte Sitze ſich zu Trikka im theſſaliſchen Oberlande und auf der Inſel Kos befanden. Letztere war bekanntlich das Vaterland des genialen Hippokrates, welcher nach Strabo und Plinius an den im dortigen Asklepiostempel aufgezeichneten Krankheitsfällen und Kuren ſeine Studien gemacht haben ſoll.

Aber auch als die Heilkünſtler nicht mehr nothwendig dem Orden angehörten und die Medizin ſich unabhängiger von prieſterlichen Einflüſſen zu geſtalten begann, verblieb den Heiligthümern des Asklepios ihr Anſehen und ein großer Theil der ärztlichen Praxis. Alle übrigen überſtrahlte aber bald die Heilſtätte zu Epidauros in Argos. Der heilige Bezirk lag beinahe eine Meile weit von der Stadt und umfaßte eine Menge von Gebäuden. Neben dem Haupttempel, der eine aus Gold und Elfenbein gebildete Statue des Gottes umſchloß, ſtand ein mit prächtigen Gemälden geſchmückter Rundbau. Dieſer enthielt das Archiv des Tempels; auf Säulen ringsum waren die Namen der von Asklepios Geheilten eingegraben ſammt den Krankheiten und den angewendeten Mitteln. Der älteſte Pfeiler bezeugte eine vom Gotte ſelbſt verrichtete Todtenauferweckung. Noch befand ſich innerhalb der Umfaſſungsmauer ein Tempel der Artemis, eine Kapelle der Aphrodite und der Themis, eine Rennbahn und ein noch heute bewundertes Theater. Natürlich durfte auch eine

*) Vergl. Bd. I., S. 196.

Quelle mit frischem Wasser nicht fehlen, auf die man neben der gesunden Luft bei Anlegung der Asklepieien am meisten Rücksicht nahm. Die epidaurische Quelle war schön verziert und mit einem Ueberbau versehen. Bei der Entfernung des Kurorts von der Stadt läßt es sich kaum denken, daß schwer kranke und gebrechliche Personen kein Unterkommen, keine Beherbergung im Tempelbezirk selbst gefunden hätten, und sicher gab es auch hier Gebäude zur Aufnahme solcher, die aus der Ferne zureisten. Allein man hielt streng darauf, daß in dem geweihten Gehege kein Todesfall eintrat, keine Frau niederkam, und setzte erbarmungslos die Betroffenen unter freiem Himmel aus! Erst unter Kaiser Hadrian half der römische Senator Antoninus diesem Uebelstand ab und erwirkte sich die Erlaubniß, im Hain ein Haus bauen zu dürfen, worin dem Menschen gestattet wäre, das Licht der Erde zu erblicken und wieder zu verlassen. Anderwärts werden die Herbergen der Kurgäste ausdrücklich erwähnt. So sagt Pausanias vom Asklepiostempel zu Titane bei Sikyon, daß die Hilfesuchenden um das Heiligthum herumwohnten und noch deutlicher heißt es bei demselben Schriftsteller über das phokische Tithorea mit seinem Tempelhospital: „Innerhalb der Umzäunung sind für die Hilfesuchenden und alle Sklaven des Gottes auch Wohnungen vorhanden; in der Mitte aber befindet sich der Tempel" u. s. w.

Auch Athen besaß am Abhange der Akropolis seinen Asklepiostempel, der viel besucht ward und eine mythisch berühmte Quelle neben sich hatte. Vom Platonischen Philosophen Krantor erzählt Diogenes von Laerte: „Als er einst krank geworden war, ging er in das Asklepieion hinauf und spazierte dort herum. Da strömten von allen Seiten die Leute dahin, weil sie glaubten, daß er nicht einer Krankheit wegen dies thue, sondern weil er eine Schule an dieser Stelle bilden wolle."

Die Heilmethode der Priester war eine ganz andere, als die der frei praktizirenden Aerzte. Zwar verordneten sie Bäder und Fasten und gaben überhaupt diätetische Regeln. Bei leichtem Unwohlsein mögen sie wohl auch Medikamente vorgeschrieben

haben. Sonst bildeten aber ihre Anweisungen nur die Vorbereitung auf die Wunderthaten des Heilgottes selbst. Denn diesem war es vorbehalten, in eigener Person des Nachts zu erscheinen und Rezepte zu ertheilen. Man brachte deshalb die Patienten in den Tempel und ließ sie nach vorhergehenden Opfern und Gebeten auf die Eingebungen des Gottes warten. Wir besitzen noch eine ergötzliche Schilderung einer solchen Tempelszene aus der Feder des Aristophanes. Im „Plutos" soll dem blinden Gott des Reichthums das Licht der Augen wiedergegeben werden, und Chremylos, in dessen Haus er eingekehrt ist, weiß kein besseres Mittel, als ihn in das Heiligthum des Asklepios zu schaffen. Er befiehlt also seinem Sklaven, Bettzeug und anderen Bedarf mitzunehmen und den Blinden zu führen. Im nächsten Auftritte wird die Geschichte der schnellen Heilung erzählt. Doch lassen wir den zurückgekehrten Sklaven selbst sprechen! „Sobald wir," sagt er, „bei dem Tempel des Gottes angelangt waren mit unserem Manne, dem damals unglücklichsten, jetzt aber glücklichen und seligen, wie kein anderer, führten wir ihn vor allem zum Meer hinab und badeten ihn. Dann kehrten wir zum Heiligthum zurück und nachdem dem Altar Kuchen und andere Opfergaben geweiht worden waren, Nahrung für des Hephästos Flamme, betteten wir den Plutos, wie es der Brauch gebot. Von uns aber flickte sich jeder seine Streu daran." Auf die Frage des Weibes, mit der er spricht, ob denn auch noch andere Patienten da gewesen wären, fährt er fort: „Erstlich Neokleides, welcher zwar blind ist, aber beim Stehlen die Sehenden schon übertroffen hat; dann viele andere, mit Gebrechen aller Art behaftet. Nachdem hierauf der Priester die Lampen ausgelöscht und uns bedeutet hatte zu schlafen und zu schweigen, wenn wir vielleicht ein Geräusch hörten, legten wir uns alle hin. Ich konnte aber nicht schlafen; denn ein Topf mit Milchbrei reizte mich, der nicht fern vom Kopfe eines Mütterchens stand. Zu diesem hinzukriechen gelüstete mich gewaltig. Als ich aber die Augen aufschlug, sah ich den Priester beschäftigt, die Kuchen und Feigen vom heiligen Tische wegzuraffen; dann umwandelte

er einige Opferherde, ob nicht Gebäck noch irgendwo übrig wäre und alles weihte er in seinen Sack. Jetzt hielt auch ich mein Vorhaben für ein heiliges Werk und machte mich nach dem Breitopfe auf; ja ich fürchtete, es möchte mir beim Topfe der kranzgeschmückte Gott zuvorkommen! Als das Mütterchen nun das Geräusch von mir hörte, streckte sie die Hand aus; ich aber zischte ihr entgegen und biß sie wie eine Asklepiosschlange. Sie zog sofort die Hand zurück und lag, sich einwickelnd, ruhig da; ich schlappte hierauf eine Masse Brei hinunter und legte mich endlich, als ich satt war, nieder." Dann erzählt er weiter, daß der Gott selbst in Gesellschaft seiner Töchter Panakeia und Jaso erschien und dem triefäugigen Demagogen Neokleides die Augen mit einer Essigsalbe einrieb, worauf jener schreiend entlief. Zu Plutos aber setzte sich Asklepios hin, befühlte ihm Haupt und Augen und Panakeia („die Allheilende") verhüllte ihm das Gesicht mit einem Purpurtuch. Endlich „schnalzte der Gott mit der Zunge und flugs schossen aus dem Tempel zwei Drachen von riesiger Größe. Diese schlüpften leise unter das Purpurtuch, beleckten ihm, wie ich meine, die Augenlider, und ehe Du drei Kannen Wein austrinkst, stand Plutos sehend auf." Daß diesem Abenteuer komische Uebertreibung innewohnt, besonders um den Hieb auf Neokleides führen zu können, zu dem er auch den Gott sagen läßt: „Nun kannst Du darauf schwören, daß ich Dich am Besuch der Volksversammlung gehindert," müssen wir zugestehen. Die persönliche Erscheinung des Gottes aber scheint wirklich zuweilen von den Priestern in Szene gesetzt worden zu sein, wenn es auch gewöhnlich bei der systematischen Beeinflussung der Traumgebilde sein Bewenden hatte. Wenigstens erzählt Philostratos vom Sophisten Polemon: „Er reiste nach Pergamum, weil er an einer Gliederkrankheit litt, und schlief in dem Tempel des Asklepios. Als ihm nun der Gott erschien und vorschrieb, sich der kalten Getränke zu enthalten, so sagte Polemon: Wenn Du aber einen Ochsen zu heilen hättest, mein Bester, wie dann?" Unmöglich hätte man doch diese Antwort, als Theil eines Traumgespräches, für einen Beweis des sophistischen Uebermuthes hinstellen können!

Zu Tithorea ſtand gleich neben der Bildſäule des Gottes ein Ruhebett und auch dies ſtimmt mit der Schilderung des Ariſtophanes, wo die Kranken ſich im Allerheiligſten befinden und die Anderen ſich eine Streu neben dem Bette des Plutos bereiten. Anderwärts fand der Tempelſchlaf wieder nicht in der Nähe der Statue ſtatt und gerade in Epidauros ſtand das dazu beſtimmte Gebäude „dem Tempel gegenüber".

Im „Kornwurm" des Plautus wird auch des atheniſchen Asklepiostempels gedacht. Die Geliebte eines jungen Mannes bekommt nämlich dadurch, daß ihr kranker Herr, ein Kuppler, im benachbarten Heiltempel auf Traumoffenbarungen wartet, erwünſchte Gelegenheit, zuweilen auf ein Stündchen zu entwiſchen. Der Patient erſcheint endlich ſelbſt auf der Bühne, aber er iſt mit dem Benehmen des Gottes gegen ſich gar nicht zufrieden. „Ich habe mir nun vorgenommen," ſpricht er, „den Tempel zu verlaſſen, weil ich einmal merke, daß Aeskulap ſo geſtimmt iſt, daß er ſich gar nicht um mich kümmert und mich nicht geſund werden läßt. Meine Geſundheit nimmt ab, die Qual wächſt." Wir erfahren endlich auch was ihm geträumt hat; denn er bittet einen Bekannten, ihm ſeinen Traum zu deuten und erzählt dann: „In der vergangenen Nacht kam es mir im Traume vor, als ſitze Aeskulap weit von mir entfernt, ohne zu mir heran zu treten und ſich um mich zu kümmern." Träume ſo allgemeinen Inhalts waren allerdings beunruhigend. Wie ſpeziell dagegen manchmal die Vorſchriften waren, bezeugen noch vorhandene Votivtafeln, von denen die eine lautet: „Dem Julianus, welcher Blut auswarf und von jedermann aufgegeben war, gab der Gott den Beſcheid, Zirbelnüſſe mit Honig drei Tage lang zu eſſen, und er wurde gerettet und dankte vor allem Volk." Wie ſpäter in Pergamum wird es wohl ſchon damals unter den Gäſten der Asklepiostempel gewöhnlich geweſen ſein, anſtatt nach dem Befinden ſich zu erkundigen, einander zu fragen: „Was haben Sie geträumt?" „Hat Ihnen der Gott etwas neues befohlen?"

Als Zeichen der Dankbarkeit hinterließen die Geheilten

außer den Votivtafeln Weihgeschenke von größerem oder geringerem Werthe, auch Abbildungen der krank gewesenen Gliedmaßen. Theophrast giebt es unter den Merkmalen eines kleinlichen Ehrgeizes mit an, daß ein damit behafteter Mensch, wenn er einen ehernen Ring im Asklepiostempel geweiht hätte, denselben täglich bekränzte, polirte und salbte. Infolge dieser Gaben wetteiferte der epidaurische Tempel an Reichthum beinahe mit dem delphischen und erst Sulla und die frechen Piraten der pompejanischen Zeit erschöpften diese Schätze. Daß auch Asklepios zu Athen nicht arm war, sieht man aus einer von Plutarch erzählten Anekdote. Ein Dieb hatte sich in seinen Tempel geschlichen, traf unter den goldenen und silbernen Weihgeschenken seine Auswahl und wollte sich eben unbemerkt entfernen, als der treue Wächter des Heiligthums, der Hund Kapparos (auch der Tempel der Artemis-Diktynna auf Kreta wurde von wilden Hunden bewacht) anschlug und den Eindringling verfolgte. Vergebens warf jener ihn mit Steinen und köderte ihn durch Speise; er wich nicht von seinen Fersen und erregte durch sein auffallendes Benehmen die Aufmerksamkeit der Begegnenden in solchem Grade, daß es den nachsetzenden Häschern leicht ward, die Spur des Räubers zu behalten. Bei Kromyon, hart am Isthmus, ward er ergriffen; Kapparos erhielt durch Volksbeschluß lebenslängliche gute Verpflegung.

Außer Asklepios gab es in den griechischen Ländern auch andere Götter und Heroen, die sich der Kranken annahmen und ihnen im Schlafe den Weg zur Genesung zeigten. Da genoß zuerst der Sohn und Schüler des Asklepios, Machaon, göttliche Ehre und in seinem Tempel zu Gerenia in Messenien fanden Kranke in derselben Weise, wie in den Asklepieien Heilung. Zu Amphiklea im Phokerland gewährte der heitere Gott des Weins den Leidenden Traumorakel. Noch merkwürdiger aber war in dieser Hinsicht ein zwischen Tralles und Nysa in Lydien gelegener Plutotempel, von welchem Strabo erzählt: „Man sagt, daß Personen, die mit Krankheit behaftet sind und zur Heilkraft dieses Gottes Vertrauen hegen, hierher gehen und sich

eine Zeit lang in einem Flecken, der neben der zum Tempel gehörenden Höhle liegt, bei erfahrenen Prieſtern aufhalten. Dieſe ſchlafen dann an ihrer Stelle in der Höhle auf den Fellen der geopferten Thiere und es wird ihnen im Schlafe die Kurart offenbart. Sie führen auch die Patienten häufig in die Höhle, wo ſie eine lange Zeit in Ruhe verharren, ohne irgend welche Speiſe zu ſich zu nehmen. Zuweilen ſchlafen die Kranken auch ſelbſt auf den Fellen, bedienen ſich aber in allem der prieſterlichen Vorſchriften und Weihen." Beinahe gerade ſo ging es im Tempel des frommen Sehers Amphiaraos (er war unter den Sieben gegen Theben geweſen) zu. Sein Orakel lag zu Oropos auf der attiſch-böotiſchen Grenze und wer ſich deſſelben bedienen wollte, mußte gewiſſe Reinigungen vornehmen, vielen Göttern und Heroen genau vorgeſchriebene Opfer bringen, dre Tage lang dem Weingenuſſe entſagen und vierundzwanzig Stunden faſten. Endlich opferte man in der beſtimmten Nacht einen Widder und legte ſich auf ſein Vließ ſchlafen. Genas man von der Krankheit, ſo warf man in eine neben dem Tempel befindliche heilige Quelle eine Gold- und eine Silbermünze.

Im Jahre 292 v. Chr. entſtand auch in Rom ein Filial des Asklepiostempels zu Epidauros. Eine ſchwere Seuche hatte mehrere Jahre Stadt und Land verwüſtet und die zu Rathe gezogenen ſibylliniſchen Bücher geboten endlich, den Gott von Epidauros ſelbſt nach Rom zu holen. Eine Geſandtſchaft ging nach dem Peloponneſe und die Prieſterſchaft zu Epidauros wagte es nicht, den mächtigen Römern die anſpruchsvolle Bitte abzuſchlagen. Während die Geſandten im Tempel verweilten, ſoll nun plötzlich die heilige Schlange, die lebendige Verkörperung der Gottheit, unter der Bildſäule hervorgeſchlüpft und den ſtaunenden Fremden freiwillig aus dem Heiligthum durch die Straßen der Stadt nach dem Schiffe gefolgt ſein, wo ſie in der Kajüte des Hinterverdecks ſich ruhig hinlagerte. Die Geſandten ließen ſich noch eilig von den Prieſtern, die wohl froh waren, ſo wohlfeilen Kaufs davon zu kommen, in den Kultusgebräuchen unterweiſen und kehrten dann heim. Als das Fahrzeug in Rom

anlangte, schwamm die Schlange sogleich nach der Tiberinsel hinüber und wählte sich dort ihren Wohnort, worauf die Pest alsbald aufhörte. Wo jetzt die Kirche des heil. Johannes steht, wurde der neue Tempel erbaut und bald breiteten sich seine Nebengebäude so aus, daß die ganze Insel nach dem Namen des Aeskulap genannt und zum Andenken an die Ankunft des Schlangengenius in Gestalt eines Schiffes ummauert wurde. Der ganze Hergang der Uebersiedelung erinnert übrigens lebhaft an die von Pausanias erwähnte, schon zur Zeit der dorischen Züge vorgekommene Wanderung des Asklepioskultus von Trikka in Thessalien nach der Insel Kos, wobei ebenfalls die heilige Schlange ihre Rolle spielte.

Es ist auffallend, daß der Heilanstalt auf der Tiberinsel bei den Schriftstellern im Ganzen so wenig Erwähnung geschieht. Fast möchte man glauben, daß der Argwohn und die Mißachtung, mit welcher man vor der Kaiserzeit die griechischen Aerzte ansah, auch auf die priesterliche Heilkunst übertragen worden sei. Die im letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in Rom herrschende philosophische Zweifelsucht wird ebenfalls der Autorität Aeskulaps wenig Vorschub geleistet haben. Ja, Cicero schreibt in seiner Schrift über die Weissagung wegwerfend: „Nicht einmal wenn ich zu Schiffe gehen wollte, würde ich so steuern, wie ich geträumt hätte; denn die Strafe würde auf dem Fuße folgen. Wie stimmt es also, daß Kranke lieber bei einem Traumdeuter, als bei einem Arzte Heilung suchen? Kann etwa Aeskulap oder Serapis uns im Traum eine Kur vorschreiben, während Neptun den Steuermännern gegenüber schweigt? Und werden wohl die Musen Träumenden die Kenntniß des Lesens, Schreibens und der übrigen Wissenschaften verleihen, während Minerva ohne Arzt keine Medizin giebt? Wenn nun aber die Heilungsweise der Krankheit angegeben würde, so geschähe dasselbe mit den erwähnten anderen Dingen. Weil aber diese nicht angegeben werden, so ist es auch hinsichtlich der Heilung nicht wahr.“ Dennoch ist es falsch, wenn Plinius, der Aeltere, schon darin eine Mißachtung Aeskulaps, als eines fremden

Gottes, erblicken wollte, daß man seinen Tempel außerhalb der Stadt angelegt habe. Dies geschah nach griechischem Vorbilde und namentlich um der Bäder und Waschungen willen. Erregte es doch bald nach Cicero's Tod in der Hauptstadt großes Aufsehen, als Turullius, einer von den Mördern Cäsar's, der auf Seite des Antonius den heiligen Hain des Aeskulap auf der Insel Kos zum Schiffsbau verwendet hatte, später auf Oktavian's Befehl an derselben heiligen Stelle, die er entweiht hatte, den Tod erlitt. Endlich ist die Existenz einer Art von Hospital neben dem Tempel auf der Tiberinsel für die Zeit der ersten Kaiser erwiesen und es wäre lächerlich, an dessen Einrichtung und Benutzung von Gründung des ganzen Dienstes an zweifeln zu wollen. Sueton erzählt nämlich von Klaudius folgendes: „Da manche Leute ihre kranken und leidenden Sklaven aus Widerwillen gegen die Pflege auf der Aeskulapinsel aussetzten, so verordnete er, daß alle, die ausgesetzt würden, frei sein und nicht in den Besitz des Herrn zurückkehren sollten, wenn sie genesen sein würden." Der Kaiser wollte also das hartherzige Verstoßen der Sklaven bestrafen. Wenn freilich die Einrichtungen auf der Insel eine Aufnahme der Patienten gegen Geldentschädigung gestattet hätten, würde das Edikt von unserem Standpunkte aus kaum recht verständlich sein. Das Vorhandensein einer Heilanstalt auf der Insel ergiebt sich auch aus dem von Festus für die Wahl des Ortes angeführten Grund: „weil die Kranken von den Aerzten besonders mit Wasser behandelt werden." An der Stelle des Aeskulaptempels befand sich in neuerer Zeit uoch ein Hospital der barmherzigen Brüder S. Giovanni mit ungefähr 60 Betten. Auch hat man verschiedene Weihgeschenke, namentlich Füße, Beine, Hände, Arme und andere Gliedmaßen von Terracotta unter dem Kreideniederschlag der Tiber in der Gegend, wo der Tempel gestanden haben muß, gefunden.

Die gegen Ausgang der republikanischen Zeit eindringende ägyptische Religion war dem Dienste Aeskulaps, wie allen griechischen Göttern, nicht günstig. Insbesondere begann ihm der

seit der ptolemäischen Zeit in Ehren gekommene Gott Serapis geradezu Konkurrenz zu machen, indem die in dessen Tempeln befolgte Tempelschlafmethode mit der seinigen beinahe identisch gewesen zu sein scheint. Schon als Alexander, der Große, im Sterben lag, legten sich nach Arrian mehrere von seinen Freunden im Serapeion zu Babylon nieder, um im Schlafe Antwort zu erhalten, ob es besser wäre, den Kranken in den Tempel zu bringen, oder nicht; aber die Priester waren schlau genug, den todtkranken König zurückzuweisen und die Ehre ihres Gottes zu retten. In Rom eiferte bereits der gelehrte Terentius Varro in seinen Satiren gegen die Medizin des Serapis. Dennoch entstand in der Hauptstadt ein ägyptischer Tempel nach dem anderen und bald begann man auch nach der Heimat des den Fruchtscheffel auf dem Haupte tragenden Gottes selbst zu wallfahrten. In Aegypten, dessen Klima schon damals von den Aerzten namentlich gegen beginnende Auszehrung empfohlen wurde, waren es besonders die zwei Serapistempel in Alexandria und in dem drei Meilen davon entfernten Kanobus, welche zahlreiche Verehrer und Kurgäste herbeiführten. Dort gab es luxuriös eingerichtete Fremdenwohnungen in Menge und die vom Gotte bewirkten Heilungen wurden ebenfalls von besonderen Buchhaltern in das Archiv eingetragen. Als Vespasian in Alexandria verweilte, wollten zwei Kranke, ein Blinder und ein an der Hand Gelähmter, im Traume (den sie jedenfalls im Tempel gehabt hatten) von Serapis an den Kaiser gewiesen worden sein und baten diesen, der Blinde, seine Augen mit Speichel zu bestreichen, der Gelähmte, seine Hand und seinen Arm mit dem Fuße zu treten. Sueton, Dio Kassius und Tacitus versichern, daß die Heilung auf der Stelle gelungen sei!

Im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt erreichte der Serapis- und Asklepiosdienst, begünstigt durch den rasch zunehmenden Aberglauben, vielleicht auch durch die Vorliebe der Antonine, seinen glänzendsten Höhepunkt. Besonders die asiatischen Asklepieien zu Pergamon (280 v. Chr. von Eumenes gestiftet), Smyrna, Tralles, Lebedos und Kos hatten ungeheuern Zu-

lauf und die öffentlichen Feste des Gottes wurden an allen diesen Orten mit großem Pomp gefeiert. Wir besitzen darüber ein umfassendes, in vielfacher Hinsicht interessantes Zeugniß. Der Rhetor Aristeides im Jahre 117 n. Chr. zu Adriani in Mysien geboren, durchzog nach Ausbildung seines Rednertalents alle Länder des römischen Reichs, ungemeinen Ruhm für seine Improvisationen erntend. In Folge seiner Reisestrapazen fiel er aber endlich in eine schwere dreizehnjährige Krankheit, deren Heilung er lediglich der göttlichen Führung Aeskulaps anheim stellte. Aus seinen „Heiligen Reden", in denen er die Geschichte seiner Kur erzählt, erhellt, bis zu welcher Höhe des visionären Zustandes, welchem Fanatismus des Wunderglaubens er gelangte. Auch ihm wurden alle Anweisungen durch Schlafen im Tempel und die Träume waren unterstützt durch ähnliche den Priestern und Tempelhütern gesendete Eingebungen, einmal sogar durch einen am Morgen vor den Füßen des Aeskulapbildes gefundenen Brief. Ein paar Beispiele werden hinreichenden Einblick in dieses Treiben gewähren. Einst wurde ihm gegen heftige Krämpfe im Halse und Nacken die Offenbarung, das Heilmittel wäre ein königliches Ding und müßte von einer Frau in Empfang genommen werden. Dies hatte er zu Hause geträumt; als er nun früh in den Tempel kam und dem Priester die Sache mittheilte, antwortete dieser: „Das Mittel ist nicht weit zu holen; es liegt schon zu den Füßen der Hygieia und ist kurz nach dem Oeffnen des Tempels von Tyche, einer vornehmen Frau, gebracht und geweiht worden." Und sieh, es war eine wohlduftende, kostbare Salbe, nach deren Gebrauch die Schmerzen nachließen! Ein anderes Mal, als Aristeides an heftigen Zahnschmerzen litt und kaum den Mund öffnen konnte, befahl ihm der Gott, eine von seinen Reden in einer Versammlung von Freunden vorzutragen. Er that es und ehe er noch zu Ende kam, war er vom Uebel befreit. Ueberhaupt verordnete ihm Aeskulap nicht nur spezifische Arzneimittel, schrieb ihm Bäder, Wettlauf, bestimmte Diät vor und schickte ihn von einem Tempel zum andern, selbst bis nach Kos, sondern er forderte ihn auch

von Zeit zu Zeit auf — und hieraus sieht man, wie stark sich die Eitelkeit zum Glauben des Mannes mischte — seine Kunst nicht zu vernachlässigen und sich hören zu lassen. Das erste Mal, wo dies geschah, wurde ihm sogar die Säulenhalle des Heiligthums in Pergamon bezeichnet, wo er auftreten sollte, und der Anfang war possirlich genug. „Es war gerade ein glänzendes Schauspiel in der Stadt," erzählt er, „ich glaube eine Stierhetze oder etwas dergleichen. Während nun alle aus dem Tempel hinabgelaufen waren und die Stadt sich mit dem Schauspiel beschäftigte, waren nur zwei von den bekannten Verehrern des Gottes zurückgeblieben, ich und ein ehemaliger römischer General, Namens Sedatus. Wir beide saßen in der Kapelle der Hygieia, wo der Telesphoros (eine kleine eingewickelte Figur des Asklepios selbst) steht, und fragten uns unter einander, ob der Gott etwas neues anbefohlen hätte; denn wir hatten auch ungefähr die nämliche Krankheit. Da sagte ich ihm denn, ich wüßte nicht, was ich thun sollte, da mir etwas eben so schweres verordnet worden wäre, wie das Fliegen, nämlich eine Redeübung, während ich kaum Athem holen könnte, und dabei zeigte ich ihm die vom Traume dazu bestimmte Wandelbahn. Hierauf erwiderte jener: Was wirst Du nun thun? — Was soll ich anderes machen, antwortete ich, als nur das Mögliche? Ich werde, in den Mantel gehüllt, mich hinstellen und, nachdem ich das Thema mir heimlich angekündigt und eine kurze Einleitung gemacht habe, wieder abtreten und so wird dem göttlichen Rufe Genüge geschehen. — Keineswegs, sagte er darauf, geht es auf solche Weise, sondern da Du ja mich zum Zuhörer hast, so halte mit allem Ernst und Eifer Deine Rede. Ob Du es vermagst, das wird Gottes Sorge sein. Weißt Du denn, ob nicht der Traum noch mehr bezweckt? — Und zugleich erzählte er eine andere Wunderthat des Gottes, welcher einem Kranken eben eine solche Standrede aufgegeben und dann dadurch das ganze Leiden von ihm genommen habe, daß beim Sprechen ein reichlicher Schweiß zum Ausbruch gekommen sei. Wir beschlossen also, es auch so zu machen. Während wir noch darüber sprachen

und es überlegten, kam als dritter Biblos hinzu, einer von den alten Kurgästen und ein Freund der Dialektik. Er war es auch, der mir das Thema aufgab: „Während Alexander in Indien verweilt, räth Demosthenes zum Aufstand.“

Wie wunderlich und theuer manchmal die göttlichen Rezepte waren, beweist Philostratos, der erzählt, daß dem Sophisten Hermokrates zur Zeit des Kaisers Septimius Severus ein mit Weihrauch geräuchertes Rebhuhn zu essen befohlen worden sei! Wer den Verordnungen des Asklepios nicht nachkam, dem schien natürlich infolge seines Unglaubens und der abnehmenden psychischen Einflüsse der Gott entfernter zu stehen und fremder zu werden. Ein Beispiel liefert uns die Lebensbeschreibung des Apollonios von Tyana, der in seiner Jugend mehrere Jahre im Asklepiostempel zu Aegä in Kilikien zubrachte. „Ein assyrischer Jüngling war zu Asklepios gekommen,“ heißt es dort, „und schwelgte in seiner Krankheit fort und lebte oder starb vielmehr in Trinkgelagen. Er litt an der Wassersucht und in der Freude am Trunke bekümmerte er sich nicht um die Austrocknung seines Leibes. Daher wurde er denn auch von Asklepios vernachlässigt und dieser erschien ihm nicht einmal mehr im Traume.“

Uebrigens glich das ganze Leben in und bei diesen Gesundheitstempeln dem der älteren Periode. Die Patienten hielten sich fast den ganzen Tag über in den heiligen Gebäuden auf und zwar nicht blos der Unterhaltung und des Gottesdienstes wegen, sondern weil ihnen das Trinken des heiligen Brunnenwassers und das Baden darin zur Pflicht gemacht war. Ueber den mitten im geweihten Bezirk liegenden, von einer Platane beschatteten Brunnen zu Pergamon besitzen wir noch eine überschwängliche Lobrede des Aristeides. „Viele, die aus diesem Brunnen gebadet haben,“ sagt er, „haben ihre Sehkraft wiederbekommen. Vielen, die sein Wasser tranken, wurde die Brust wieder gesund und kehrte der nöthige Athem wieder; Vielen wurden dadurch die Füße geheilt oder andere Glieder. Bekam doch sogar einst ein Stummer seine Stimme wieder, als er das Wasser getrunken hatte.“ Ferner erzählt er, daß er sich fast

überall im Tempelbezirke zum Schlafe niedergelegt habe, unter freiem Himmel und unter der heiligen Lampe selbst. Er wohnte, wie er zweimal erwähnt, im Hause eines der Tempelhüter (die aber auch zum Priesterkollegium gehörten), das sich jedenfalls in unmittelbarster Nähe des Tempels befunden haben muß; denn dieser lag außerhalb der Stadt über dem Flüßchen Selinus. Daß man in oder neben dem heiligen Bezirk Herberge finden konnte, ergiebt sich auch aus seiner Beschreibung einer anderen Reise nach Pergamon, wo es am Schlusse heißt: „Weit von den Anderen getrennt traf ich im Heiligthum ein, nachdem ich mit einem Diener mehr als 300 Stadien (7—8 Meilen) zurückgelegt hatte. Es war aber die Zeit, wo die heiligen Lampen angezündet werden, schon vorbei. Während ich nun auf die Zurückgebliebenen wartete und ein Unterkommen gesucht wurde, brachte ich die Zeit damit hin, daß ich die Tempel besuchte und im Heiligthum auf- und abging. Nachdem aber am späten Abend meine Diener eingetroffen waren, badete ich mich daselbst bei Licht, nahm ein wenig Speise zu mir, und ging schlafen." Die Frequenz des pergamenischen Tempels mag dadurch noch ansehnlich gesteigert worden sein, daß er das noch zu Tiberius Zeit neu bestätigte Recht besaß, Schuldigen, Mißhandelten und Verfolgten eine Freistätte zu gewähren. Was Aristeides betrifft, so sei noch erwähnt, daß er sein Leben als Priester des Asklepios in Smyrna beschloß.

Fast um dieselbe Zeit errichtete der von Lukian geschilderte Betrüger Alexander, einer von den Schülern des Apollonios von Tyana, auf eigene Faust ein Asklepieion in Paphlagonien. Nachdem er sich mit einem Helfershelfer aus Byzanz versehen hatte, kaufte er sich zunächst in Makedonien eine recht große, zahme Asklepiosschlange. Dann begab sich das edle Paar nach Chalkedon und praktizirte dort ein paar bronzene Täfelchen mit der Prophezeihung, daß Asklepios mit seinem Vater Apollon bald nach dem Pontus kommen und seinen Sitz zu Abonoteichos, der Vaterstadt Alexanders, nehmen würde, so geschickt im Tempel des Apollon unter die Erde, daß sie bald gefunden wurden.

Die Kunde drang schnell bis zu dem vom Gott begnadigten kleinen Ort und seine Bewohner beschlossen sofort, an den Bau eines Asklepiostempels zu gehen. Nun erschien der Held des Stückes selbst auf der Bühne, das Sprichwort von der Unberühmtheit jedes Propheten in seinem Vaterlande diesmal zu Schanden machend. In weiß und purpurn gestreifter Tunika, über die er einen weißen Mantel warf, das Sichelschwert seines angeblichen Urahns Perseus in der Hand, trat er unter seinen durch ihre Einfalt und Grobheit berüchtigten Landsleuten auf und diese glaubten willig an sein prophetisches Vorläuferamt. Außer der lebendigen Schlange hatte er auch einen künstlichen, einem Menschenhaupt ähnlichen Schlangenkopf mitgebracht, dessen Rachen und Zunge durch Pferdehaare in Bewegung gesetzt werden konnten. Nach diesen Vorbereitungen glaubte er nun den günstigen Augenblick gekommen, um den Hauptakt in Szene gehen zu lassen. Er steckte also eine eben erst ausgekrochene Schlange in ein ausgeblasenes Gänseei und verbarg dasselbe in dem halbfertigen Brunnen des neuen Asklepiostempels. Am nächsten Tage aber sprang er halb nackt auf die Straße, gebärdete sich wie ein Gottbegeisterter und verkündigte die nahe Ankunft des Gottes. Zuletzt zog er mit der neugierigen Menge zur Tempelbaustätte hin, stieg unter lautem Hymnengesang in den Brunnen und brachte auf einer Schale das bewußte Ei herauf, aus welchem beim Zerbrechen der leibhaftige junge Asklepios sich hervorschlängelte. Alles jubelte, beglückwünschte sich, begrüßte den Gott und betete schon um Gesundheit, Reichthum und andere Güter. Er aber rannte mit dem Reptil nach Hause und hielt sich einige Zeit verborgen, um dem Gerücht von dem Wunder Zeit zu lassen, sich zu verbreiten. Dann folgte der zweite Akt. Er ließ sich wieder sehen und zwar in einem kleinen Zimmer, das zwei Thüren hatte, so daß sich die Volksmasse in einem fortlaufenden Strom durchwälzen konnte. Er saß auf einem Ruhebette und die große makedonische Schlange hatte sich um seinen Hals geschlungen, während ihr Schwanz unten noch aufschleifte. Ihren Kopf aber hielt er unter der Achsel versteckt und ließ

anstatt desselben den künstlichen hervorschauen. Wie verwunderten sich die leichtgläubigen Zuschauer über das schnelle Wachsthum des Gottes und sein menschenähnliches Antlitz! Unterdessen wurde auch der Tempel fertig und sofort begann der einträglichste Theil des Gaukelspiels, das Orakelertheilen. Alexander machte bekannt, jeder sollte an einem bestimmten Tage seine Anfragen und Wünsche, auf Papier geschrieben, mit Faden umschlungen und versiegelt, ihm übergeben; die Antwort würde er dann auf der Außenseite des uneröffneten Briefes finden. Die Kunst dem Siegel die Zunge zu lösen war aber damals schon längst erfunden und das Beantworten der direkt gestellten Fragen ziemlich unschwer, besonders weil dem Betrüger bei Krankheitsfällen eine bedeutende Kenntniß der damaligen Arzneimittel zu Gebote stand (sein Hauptstärkungsmittel bestand, nebenbei bemerkt, aus Ziegenfett!). Für jede Antwort mußte man dem Gotte ungefähr 10 Sgr. zahlen; dennoch belief sich bald die Jahreseinnahme auf 18—20,000 Thaler. Dieses Geld verwandte er als spekulativer Kopf meistentheils auf die Vergrößerung des Etablissements und besoldete endlich ein ganzes Heer von Spähern, Schreibern, Versieglern und Orakelfabrikanten. Für vornehme und reiche Leute erfand er auch eine theurere und auffallendere Weissagung. Er leitete nämlich in den künstlichen Schlangenkopf einen aus Luftröhren von Kranichen gebildeten Schlauch und ließ vermittelst eines Gehilfen den Asklepios selbst sprechen! Sein Spionirsystem dehnte sich selbst bis nach Italien und Rom aus; denn bald verbreitete sich auch dorthin der Ruf seiner Offenbarungen und die vornehmsten und einflußreichsten Bewohner der Residenz schickten Boten und Briefe nach dem obskuren Abonoteichos, um den Schleier der Zukunft zu lüften oder von selbstverschuldeter Krankheitsqual befreit zu werden. Unter den Anfragen gab es auch manche gefährliche, weil sie die Zukunft der Dynastie betrafen, und diese pflegte der schlaue Gauner zurückzubehalten, um die Absender durch die Furcht sich tributpflichtig zu machen. Gegen die Christen und die Epikuräer faßte er einen großen Haß und schloß sie auch von den heiligen Festen aus, weil sie

beide seiner gespottet hatten; ja er befahl der fanatisirten Menge, die Unglücklichen mit Steinen zu werfen! Und obgleich er sich mehrere Male arg blamirte, gelang es ihm nicht nur sich zu halten, sondern er wurde auch von den römischen Beamten geschützt und erlangte es endlich vom Kaiser, daß Abonoteichos in Jonopolis umgetauft wurde (das Städtchen heißt heute noch Ineboli!) und daß er eine Münze mit dem Bilde des Schlangengottes und seinem eigenen schlagen lassen durfte. Er starb endlich an brandigen Füßen kaum siebenzig Jahre alt, nachdem er sich eine Lebensdauer von 150 Jahren und den Tod durch den Blitz prophezeit hatte.

Uebrigens gehört Aeskulap zu den Gottheiten, welche am längsten dem Andringen des Christenthums erfolgreich widerstanden haben. Die Legenden von den Wundern des „Königs", des „Heilands", des „Menschenfreunds" wurden lange den Bekennern der neuen Religion als Beweismittel entgegengehalten. Auch Serapis galt manchen Leuten wenigstens für einen Verwandten des Erlösers und die Christen meinten sogar wegen des Fruchtmaßes auf seinem Kopfe, er sei eigentlich Joseph, Jakobs Sohn!

Schließlich wollen wir nicht leugnen, daß bei der Behandlung der Kranken in den Asklepieien und Serapeien der gute Glaube und das auf die Religion gestützte Vertrauen die Heilung in vielen Fällen wesentlich gefördert haben mögen, sowie ferner, daß in den Erzählungen des geistig hochbegabten Aristeides manches lebhaft an Somnambulismus und Mesmerismus erinnert.

IX.

Die Pflege der verwundeten und kranken Soldaten.

Verlohnt es sich überhaupt bei Betrachtung hellenischer Sitten bis auf Homer zurückzugehen, wie sollte man dies unterlassen, wenn man das Schicksal derer in's Auge fassen will, die im Gewühle der Schlacht ihr Blut verspritzten, ohne sofort dem Tode in's Angesicht zu schauen? Geschieht derselben doch überhaupt so selten Erwähnung, weil es zu allen Zeiten so gewesen ist, daß das Stöhnen und Wimmern der Verwundeten verhallte unter den rauschenden Fanfaren des Triumphs, unter den schweren Schritten des ländererschütternden Geschickes!

Die Recken Homer's, denen der Krieg halb als Handwerk diente, pflegten auch schon von Jugend auf nach dem Besitze der nothwendigsten Kenntnisse in der Heilkunde zu streben, um sich und anderen bei vorkommenden Körperverletzungen helfen zu können. Dazu gehörten auch die Beschwörungsformeln, durch die man das Blut zu stillen versuchte, und die des Autolykos Söhne bei der Wunde ihres Vetters Odysseus in Anwendung brachten. Als dem Priamiden Helenos von Menelaos die Hand mit einem Speere durchbohrt worden war, zog der tapfere Agenor die Waffe aus der Wunde und improvisirte rasch einen Verband aus der feinen Schafwolle einer Schleuder. Auch Patroklos schnitt dem Herrscher von Ormenion, Eurypylos, einen Pfeil aus dem Schenkel, wusch die Wunde mit reinem Wasser und streute eine zu Pulver geriebene „bittere Wurzel" hinein, worauf die Blutung nachließ. Doch übte er seine vom Freunde Achilleus überkommene Kunst in diesem Falle besonders deshalb, weil die beiden Hauptärzte des Heeres anderwärts zu thun hatten. Es waren dies nämlich die beiden Brüder Machaon und Podaleirios, als Söhne des Asklepios, geborene Heilkünstler. Von Machaon erzählt der Dichter speziell, daß er bei einer Verletzung des

Menelaos die Wunde vor dem Verbande aussaugte. Beide übten jedoch nicht, wie Diodor gemeint hat, friedlich und von der Waffenführung eximirt, ihre Kunst, sondern dieselbe galt ihnen nur als Steckenpferd; der Hauptsache nach waren sie Krieger und Anführer von thessalischen Heerhaufen, und gerade als Patroklos bei Eurypylos für sie eintrat, lag Machaon schwerverwundet in seinem Zelte, während sein Bruder dem Feinde gegenüberstand. Diese beiden Koryphäen der Chirurgie scheinen übrigens hauptsächlich den Fürsten und Edlen der Griechen Dienste geleistet zu haben; denn anzunehmen, daß es außer ihnen keine wirklichen Aerzte im Lager gegeben habe, verbietet uns schon der Umstand, daß die Heilkunde von Homer unter die das Gemeinwohl fördernden Gewerbe und Stände gerechnet und der Arzt neben dem Herolde, dem Sänger, Wahrsager und Baumeister genannt wird, als ein nach Bedürfniß zu rufender „Volksarbeiter". Aber Homer spricht auch an ein paar Stellen offenbar von einer Mehrzahl von Aerzten. So heißt es von Idomeneus, er sei dem Poseidon begegnet, kommend von einem Gefährten, der an der Kniekehle verwundet aus der Schlacht gebracht worden war; „nachdem er aber den Aerzten seine Aufträge gegeben hatte, schritt er seinem Zelte zu." Und ebenso wenig läßt sich an Machaon und Podaleirios allein denken, wenn man liest: „Alle, die vorher die Tapfersten waren, liegen getroffen und verwundet in den Schiffen; getroffen ist der wackere Tydide Diomedes, verwundet der speerberühmte Odysseus und Agamemnon, getroffen ist auch Eurypylos von einem Pfeile an der Hüfte. Sie pflegen jetzt sorgfältig kräuterkundige Aerzte, die Wunden heilend." Bei gefährlichen, mit Knochenbrüchen verbundenen Verletzungen wird freilich die noch in den Kinderschuhen einhergehende Kunst wenig Erfolg erzielt haben und der Dichter läßt auch vielleicht gerade deshalb zuweilen Leute auf der Stelle sterben, an deren Wiederherstellung heute kein Bader zweifeln würde, z. B. den Epeierfürsten Diores, dem durch einen Steinwurf das Schienbein zerschmettert worden war. Von Zusammenlegung der Verwundeten an einen Ort behufs der Erleichterung

der Kur ist endlich noch gar keine Rede, sondern jeder ließ sich in sein Zelt schaffen und dort behandeln.

In der historischen Zeit zog wohl kein Heer in den Krieg, ohne Aerzte mitzunehmen. In der freilich hinsichtlich ihrer Aechtheit angezweifelten Rede, welche Thessalos, der Sohn des großen Hippokrates, vor dem athenischen Volke gehalten haben soll, rechnet es derselbe unter die Verdienste seines berühmten Vaters, daß er, als das Volk vor der unglücklichen Expedition nach Sizilien auch über einen Militärarzt berathschlagte, freiwillig seinen Sohn Thessalos angeboten und außerdem versprochen hätte, diesen unentgeltlich zu equipiren und während des ganzen Feldzuges zu unterhalten. Ist hier merkwürdiger Weise nur von einem einzigen Arzte die Rede, so erzählt auch Achilles Tatius in seinem Romane, der Held desselben Kleitophon habe durch seinen Freund Menelaos den General der in der Nähe befindlichen Armee bitten lassen, seiner von der Epilepsie befallenen Geliebten „den Arzt des Lagers" zu senden. Sonst werden häufig bei einem Heere mehrere Aerzte genannt. Bei Xenophon berichtet der ältere Kyros seinem Vater Kambyses (der, nebenbei gesagt, die Aerzte mit Flickschneidern vergleicht!), daß er nach dem Beispiele der Städte, die für ihre Gesundheit besorgt wären, sich mit einer Anzahl tüchtiger Fachmänner versehen habe. Als dann später im Kriege mit den Chaldäern gefangene Feinde in Fesseln ihm vorgeführt werden, befiehlt er die Banden zu lösen, und die Verwundeten darunter „den Aerzten" zur Heilung zu überweisen. Im Kriege mit den Assyriern endlich sendet er die bei einem Streifzug verwundeten Kadusier dem befreundeten Eunuchen Gadatas zur Verpflegung in dessen Festung. Zuvor aber kümmerte er sich sorgfältig um ihren Zustand; denn „während das übrige Heer zu Abend speiste, ließ er mit den Dienern und Aerzten keinen unberücksichtigt, sondern besuchte sie entweder selbst, oder schickte ihnen, wenn dies nicht anging, die Wärter." Noch interessanter ist, was wir aus dem Bericht Xenophon's über den Feldzug des jüngeren Kyros hinsichtlich der Sorge für Kranke und Verletzte kennen lernen.

Auf dem Rückzuge in der Nähe des Gebirges der Karduchen erlitten die Griechen bedeutenden Verluſt durch die feindlichen Schützen und nachdem ſie die vor ihnen liegenden Dörfer erreicht hatten, vertheilten ſie die Verwundeten in dieſelben und beorderten acht Feldärzte zu ihrer Unterſtützung. Ergiebt ſich hieraus klar, daß ſich im Heere der Zehntauſend eben mehr als acht Aerzte befanden, ſo erfährt man aus den darauf folgenden Worten des Geſchichtsſchreibers auch etwas über den Transport der Verwundeten.

Nach dreitägigem Aufenthalte brechen ſie auf, hüten ſich aber vor dem Gefechte während des Marſches und raſten in der nächſten Ortſchaft; „denn viele waren kampfuntauglich, nicht nur die Verwundeten ſelbſt, ſondern auch diejenigen, welche dieſelben trugen und die, welche die Waffen der Träger in Empfang genommen hatten.“ Im armeniſchen Gebirge blieb ein Mann aus Ermüdung liegen und Xenophon zwang einen Maulеſeltreiber, den Kranken fortzuſchaffen. Kurze Zeit darauf traf er aber den Hartherzigen, wie er eben eine Grube gemacht hatte und im Begriffe war, den noch mit dem Beine zuckenden Kameraden zu verſcharren! Das Unterbringen der Kranken in Häuſern und Familien ſcheint überall, wo es anging, bewerkſtelligt worden zu ſein. Die Bewohner von Kotyora, einer Seeſtadt bei Sinope, hatten die Bitte um Aufnahme der Siechen verweigert. Da drangen die Soldaten mit Gewalt ein und quartierten ihre kranken Kameraden in die Häuſer; doch wurden alle Bedürfniſſe derſelben bezahlt, und das übrige Heer bivouakirte vor der Stadt im Freien, indem es blos die Thore der Stadt beſetzt hielt, „damit,“ wie ſie ſagten, „unſere Kranken nicht in der Gewalt des Gouverneurs ſind, ſondern wir ſie hinſchaffen können, wohin wir wollen.“

Selbſt die Spartaner, bei denen ſonſt die Kunſt Aeskulap's keineswegs in hoher Achtung ſtand, weil ſie den Tod einem kümmerlich gefriſteten Leben vorzogen, nahmen Aerzte mit in's Feld. Nach Xenophon befanden ſie ſich auf dem Marſche nebſt den Wahrſagern, Flötenbläſern und Freiwilligen gleich hinter der

königlichen Kolonne, waren also auch hier vom anderen Dienste frei. Außerdem hielten sich die leibeigenen Heloten in der Nähe der Spartiaten, um die Gefallenen oder Verwundeten fortzubringen. Von dem thessalischen Fürsten Jason berichtet derselbe Autor, daß er seine Söldner an sich gekettet habe durch Solderhöhung, Geschenke und „Verpflegung in Krankheiten". Auch Alexander, der Große, versäumte es nie nach der Schlacht die Verwundeten zu besuchen und sich von ihnen die näheren Umstände ihrer Verletzung erzählen zu lassen.

Von Einrichtung von Militär-Lazarethen findet sich jedoch auch in der historischen Zeit Griechenlands keine Spur. So wie man in den erwähnten Xenophontischen Beispielen die kranken Soldaten in den Ortschaften zerstreut sieht, liegen auch im Felde Gesunde und Kranke in den Zelten beisammen. Als Beleg diene hier nur noch die Schilderung, welche Thukydides von dem traurigen Rückzuge der Athener von Syrakus in's Innere Siziliens geliefert hat. „Bei dem Verlassen des Lagers," heißt es dort, „wurden jedermanns Augen und Herz schmerzlich berührt. Denn meistentheils blieben die Todten unbeerdigt, so daß die Leute, wenn sie einen ihrer Angehörigen liegen sahen, in Kummer und Furcht geriethen; anderentheils waren die Verwundeten und Kranken, welche lebendig zurückgelassen wurden, für die Lebenden viel betrübender als die Todten und weit unglücklicher als die Gestorbenen selbst. Denn in Bitten und Wehklagen ausbrechend, bereiteten sie große Verlegenheiten, indem sie verlangten, sie mitzunehmen, und alle Freunde und Verwandten, die sie erblickten, anriefen, endlich aber, als ihre Zeltgenossen ausrückten, sich an sie klammerten und ihnen folgten, soweit es die Körperkraft gestattete."

Sodann sei bemerkt, daß die Hellenen den Beruf des Weibes als Krankenpflegerin wohl erkannt hatten. „Ihr werdet wohl selbst wissen," sagt Demosthenes irgendwo, „wieviel eine Frau für einen kranken Mann werth ist, wenn sie in der Krankheit ihm beisteht." So war auch die Hausfrau selbstverständlich darauf angewiesen, allen Hausgenossen mit Einschluß der Sklaven

ihre Wartung in Krankheitsfällen angedeihen zu lassen. An ehrbare Krankenwärterinnen im Felde war freilich nicht zu denken. Dem stand die Abschließung des weiblichen Geschlechts gegen die Welt außer dem Hause als unübersteiglicher Damm entgegen!

Endlich hatten schon Solon und Peisistratos dafür Sorge getragen, daß die infolge von Wunden Verkrüppelten und Arbeitsunfähigen keine zu große Noth zu leiden hatten. Sie bezogen ein tägliches Almosen vom Staate, wovon sie bei bescheidenen Ansprüchen auskommen konnten; doch erneuerte das Volk von Zeit zu Zeit seinen Beschluß über solche, später auf alle Gebrechliche und arme Bürger ausgedehnten Unterstützungen. Die Kinder der im Kriege Gefallenen wurden bis zu ihrer Mündigkeit auf Kosten des Staates unterhalten und erhielten bei ihrer Wehrhaftmachung eine volle Rüstung zum Geschenk.

Die Lage der Verwundeten und kranken Krieger im römischen Heere kann in der älteren Zeit kaum besser gewesen sein, als die der Griechen im Lager vor Troja. Von Leuten, die aus der Heilkunst eine Profession machten, hört man hier gar nichts; man kurirte sich zu Hause und im Lager mit Hausmitteln, zu denen allerhand Rezeptbücher die Anleitung gaben. Namentlich hielt man bei Verwundungen viel von der heilenden Kraft des Kohls. Neben den äußeren Mitteln scheint aber die sympathetische Behandlung des kranken Gliedes durch Besprechung fast nie gefehlt zu haben. Nach Plinius, dem Aelteren, kam der erste kunstverständige Chirurg erst im Jahre 210 v. Chr. aus dem Peloponnese nach Rom, wo er vom Senate das Bürgerrecht und eine öffentliche Bude geschenkt bekam. Durch arges Schneiden und Brennen brachte er aber die Kunst bald in Verruf und die Charlatanerie und Gewissenlosigkeit der Griechen, aus denen die ganze Zunft der frei praktizirenden Aerzte bis in die Kaiserzeit hinein fast ausschließlich bestand, war nicht dazu angethan, das Mißtrauen gründlich zu verscheuchen, wenn auch nicht alle mit dem älteren Kato übereinstimmten, der sich steif und fest einbildete, die griechischen Aerzte hätten sich verschworen, *alle Barbaren*, also auch die Römer, mit ihrer Medizin zu tödten!

Von Feldärzten ist niemals in älterer Zeit bei den Kriegen und Schlachten die Rede. So lange freilich die Römer ihre Kriege in geringer Entfernung von der Hauptstadt führten, pflegte man die Verwundeten und Kranken sogleich dahin zu schaffen. Es geschah dies z. B. schon im Jahre 478 v. Chr., wo der Konsul M. Fabius, um sich und sein Geschlecht mit der Plebejergemeinde auszusöhnen, nach einer mörderischen Schlacht mit den Vejentern die Verwundeten zur Heilung und Wartung in die Häuser der Patrizier vertheilte. „Die meisten gab er dem Fabischen Geschlecht," sagt Livius, „und nirgends genossen sie einer besseren Pflege." So waren auch schon 22 Jahre früher nach dem Kampfe bei der latinischen Stadt Pometia der Konsul und viele Verwundete nach Rom gebracht worden. Und 420 nach einem unglücklichen Gefecht mit den Volskern nimmt der Reiteroffizier Tempanius soviel Verwundete, als er fortbringen kann, mit sich nach Rom, worauf dem später ankommenden Konsul Sempronius allerhand Fuhrwerk aus der Stadt entgegengesendet wird. Einen weiteren Beleg für solche Vorkommnisse liefert Tacitus in seinen Annalen aus dem Jahre 27 n. Chr. Bei dem eine Meile von Rom entfernten Städtchen Fidenä stürzte ein zu Gladiatorenspielen schlecht improvisirtes, hölzernes Amphitheater ein und begrub gegen 50,000 Menschen unter seinen Trümmern. Ein großer Theil derselben war aus Rom dorthin geströmt und nun bewies die Hauptstadt den aufopferndsten Wohlthätigkeitssinn: „Die Häuser der Vornehmen standen (den Verunglückten) offen, Verbandzeug und Aerzte wurden allenthalben geliefert und es war an jenem Tage die Stadt, wenn sie auch ein trauriges Aussehen hatte, den Einrichtungen der Alten ähnlich, welche nach großen Schlachten die Verwundeten durch Freigebigkeit und Sorgfalt erquickten." Für den ersten Verband auf dem Schlachtfelde und für die ganze weitere Pflege der Kranken bei weiteren Entfernungen von Rom trugen wahrscheinlich bis zu den makedonisch-griechischen Kriegen die Soldaten selbst unter einander kameradschaftlich Sorge. Denn daß sie Verbandzeug bei sich führten, kann nicht geleugnet werden. Als der harte Konsul des Jahres 471 v. Chr., Appius Claudius,

die Volsker angreifen wollte, gaben die meisten seiner auf ihn erbitterten Soldaten vor, verwundet zu sein und trugen die gesunden Gliedmaßen in der Binde. Die Verwundeten in Sicherheit zu bringen, war eine der ersten Pflichten des Feldherrn. Im Getümmel der Schlacht selbst ließ er dieselben wenigstens hinter die Phalanx tragen und führen, wie z. B. bei Zama und öfter; war aber das Lager ganz in der Nähe, so bot dieses wirksameren Schutz. Aus der blutigen Schlacht bei der apulischen Stadt Luceria im Jahre 294 v. Chr. hatten die Römer ihre Gefechtuntüchtigen in das Lager geschafft. Als nun das Heer gegen Abend selbst in die Zelte zurückwich, trug die Menge der Verwundeten und das Stöhnen der Sterbenden nicht wenig dazu bei, die Mannschaft zu entmuthigen. Erhellt schon hieraus, daß die Blessirten damals noch, wie bei den Griechen, in den Zelten zerstreut lagen, so wird das Verhältniß noch deutlicher, wenn man nachliest, was nach Livius 26 Jahre früher im Kriege gegen denselben Feind, die Samniten, vorgefallen war. Damals kommandirte der Diktator Papirius Kursor, ein strenger Mann, dem seine eigenen Soldaten den Sieg mißgönnten. Sie ließen sich trotz der besten Anordnungen seinerseits schlagen und es blieb ihm nichts übrig, als zu versuchen, durch Theilnahme und Herablassung die Soldaten zu versöhnen. In Begleitung seiner Legaten besuchte er daher die Verwundeten, steckte den Kopf in die Zelte, fragte jeden nach seinem Befinden und trug die Sorge für die Einzelnen namentlich einem höheren Offizier auf. „Bei diesem an sich populären Verfahren," sagt Livius, „benahm er sich so gewandt, daß noch vor der Heilung der Körper die Gemüther der Soldaten sich mit ihm wieder aussöhnten und nichts besser wirkte auf das Gesundwerden, als daß jene Fürsorge dankbarlich angenommen ward." Keine Spur deutet also hier auf abgesonderte Lazarethzelte hin.

Die Verwundeten schutzlos zu verlassen vergrößerte die Schmach eines geschlagenen Heeres; dem siegenden Feldherrn wurde es ebenfalls nicht verziehen und hemmte ihn oft in der *Verfolgung* des Feindes. Ausdrücklich erwähnt dies Livius von

Marcellus, dem Sieger Hannibals bei Kanusium. Sehr gelegen kam es aber natürlich, wenn eine befreundete Stadt in der Nähe den Verwundeten eine sichere und bequeme Zufluchtsstätte gewährte. Derselbe Marcellus hatte während der Schlacht bei Nola (215) die Einwohner dieser Stadt mit der Sorge betraut, seine Blessirten innerhalb der Mauern zu tragen und ließ nach dem glücklichen Gefechte bei Numistro in Lukanien die Kranken unter militärischer Bedeckung hier zurück. Ebenso handelte der Konsul L. Manlius im Kriege gegen die kleinasiatischen Kelten, indem er seine Kranken in der Stadt Apamea unterbrachte, und 8 Jahre später der Prätor Fulvius Flakkus, welcher im Kriege mit den Keltiberern die Verwundeten nach Aebura schaffen ließ. Livius, dem diese Notizen entnommen sind, erwähnt auch, daß der Konsul L. Scipio im Kriege gegen den syrischen König Antiochos auf seinem Marsche durch Thrakien die Ermüdeten und Kranken in den kleinen Schlössern zurückließ, dann aber in Lysimachia auf dem Chersonnese Halt machte, um die Rekonvalescenten wieder an sich zu ziehen.

Auch die Kaiserzeit liefert manche Beispiele von besonderer Fürsorge hinsichtlich verwundeter oder kranker Krieger. Von Tiberius schreibt Vellejus Paterkulus in seiner allerdings übertreibenden Manier: „Während des ganzen pannonischen und germanischen Krieges war niemand von uns (er war Chef einer Cavalleriebrigade) und von den im Range über oder unter uns stehenden krank, dessen Wohlfahrt und Gesundheit nicht so durch die Sorgfalt Cäsars gefördert wurde, als ob sein von der Wucht so großer Arbeiten in Anspruch genommener Geist nur diesem einen Geschäfte obläge. Für diejenigen, welche es wünschten, stand ein bespannter Wagen bereit; seine Sänfte wurde zum allgemeinen Gebrauche freigegeben, was sich andere und ich selbst zu Nutzen machten. Außerdem leisteten Aerzte, ferner besonders zubereitete Speisen, ferner die blos zu diesem Zwecke eingeführte Vorrichtung zum warmen Bade jedermanns Gesundheit Beistand. Nur das Haus und die Familienglieder fehlten, sonst nichts, was von ihnen geleistet oder geheischt werden konnte."

die Volsker angreifen wollte, gaben die meisten seiner auf ihn erbitterten Soldaten vor, verwundet zu sein und trugen die gesunden Gliedmaßen in der Binde. Die Verwundeten in Sicherheit zu bringen, war eine der ersten Pflichten des Feldherrn. Im Getümmel der Schlacht selbst ließ er dieselben wenigstens hinter die Phalanx tragen und führen, wie z. B. bei Zama und öfter; war aber das Lager ganz in der Nähe, so bot dieses wirksameren Schutz. Aus der blutigen Schlacht bei der apulischen Stadt Luceria im Jahre 294 v. Chr. hatten die Römer ihre Gefechtuntüchtigen in das Lager geschafft. Als nun das Heer gegen Abend selbst in die Zelte zurückwich, trug die Menge der Verwundeten und das Stöhnen der Sterbenden nicht wenig dazu bei, die Mannschaft zu entmuthigen. Erhellt schon hieraus, daß die Blessirten damals noch, wie bei den Griechen, in den Zelten zerstreut lagen, so wird das Verhältniß noch deutlicher, wenn man nachliest, was nach Livius 26 Jahre früher im Kriege gegen denselben Feind, die Samniten, vorgefallen war. Damals kommandirte der Diktator Papirius Kursor, ein strenger Mann, dem seine eigenen Soldaten den Sieg mißgönnten. Sie ließen sich trotz der besten Anordnungen seinerseits schlagen und es blieb ihm nichts übrig, als zu versuchen, durch Theilnahme und Herablassung die Soldaten zu versöhnen. In Begleitung seiner Legaten besuchte er daher die Verwundeten, steckte den Kopf in die Zelte, fragte jeden nach seinem Befinden und trug die Sorge für die Einzelnen namentlich einem höheren Offizier auf. „Bei diesem an sich populären Verfahren," sagt Livius, „benahm er sich so gewandt, daß noch vor der Heilung der Körper die Gemüther der Soldaten sich mit ihm wieder aussöhnten und nichts besser wirkte auf das Gesundwerden, als daß jene Fürsorge dankbarlich angenommen ward." Keine Spur deutet also hier auf abgesonderte Lazarethzelte hin.

Die Verwundeten schutzlos zu verlassen vergrößerte die Schmach eines geschlagenen Heeres; dem siegenden Feldherrn wurde es ebenfalls nicht verziehen und hemmte ihn oft in der *Verfolgung* des Feindes. Ausdrücklich erwähnt dies Livius von

Marcellus, dem Sieger Hannibals bei Kanusium. Sehr gelegen kam es aber natürlich, wenn eine befreundete Stadt in der Nähe den Verwundeten eine sichere und bequeme Zufluchtsstätte gewährte. Derselbe Marcellus hatte während der Schlacht bei Nola (215) die Einwohner dieser Stadt mit der Sorge betraut, seine Blessirten innerhalb der Mauern zu tragen und ließ nach dem glücklichen Gefechte bei Numistro in Lukanien die Kranken unter militärischer Bedeckung hier zurück. Ebenso handelte der Konsul L. Manlius im Kriege gegen die kleinasiatischen Kelten, indem er seine Kranken in der Stadt Apamea unterbrachte, und 8 Jahre später der Prätor Fulvius Flakkus, welcher im Kriege mit den Keltiberern die Verwundeten nach Aebura schaffen ließ. Livius, dem diese Notizen entnommen sind, erwähnt auch, daß der Konsul L. Scipio im Kriege gegen den syrischen König Antiochos auf seinem Marsche durch Thrakien die Ermüdeten und Kranken in den kleinen Schlössern zurückließ, dann aber in Lysimachia auf dem Chersonnese Halt machte, um die Rekonvalescenten wieder an sich zu ziehen.

Auch die Kaiserzeit liefert manche Beispiele von besonderer Fürsorge hinsichtlich verwundeter oder kranker Krieger. Von Tiberius schreibt Vellejus Paterkulus in seiner allerdings übertreibenden Manier: „Während des ganzen pannonischen und germanischen Krieges war niemand von uns (er war Chef einer Cavalleriebrigade) und von den im Range über oder unter uns stehenden krank, dessen Wohlfahrt und Gesundheit nicht so durch die Sorgfalt Cäsars gefördert wurde, als ob sein von der Wucht so großer Arbeiten in Anspruch genommener Geist nur diesem einen Geschäfte obläge. Für diejenigen, welche es wünschten, stand ein bespannter Wagen bereit; seine Sänfte wurde zum allgemeinen Gebrauche freigegeben, was sich andere und ich selbst zu Nutzen machten. Außerdem leisteten Aerzte, ferner besonders zubereitete Speisen, ferner die blos zu diesem Zwecke eingeführte Vorrichtung zum warmen Bade jedermanns Gesundheit Beistand. Nur das Haus und die Familienglieder fehlten, sonst nichts, was von ihnen geleistet oder geheischt werden konnte."

Auch Tacitus erwähnt es von Germanikus, daß er nach dem mit großen Verlusten verbundenen deutschen Feldzuge im Jahre 15 n. Chr. die Verwundeten besuchte, die Thaten der einzelnen lobte, die Wunden besichtigte und alle durch Zuspruch zu ermuthigen suchte. Ebenso rühmt Plinius vom Kaiser Trajan, er habe immer die Zelte der Verwundeten und Kranken eher betreten, als sein eigenes, und dasselbe that auch Hadrian, wenn wir seinem Biographen Spartianus Glauben schenken. Noch sorgsamer kümmerte sich um die Pflege seiner Krieger der milde Alexander Severus, über den Lampridius berichtet: „Die kranken Soldaten besuchte er selbst in ihren Zelten, auch die gemeinsten, ließ sie in Wagen fahren und unterstützte sie mit allem nöthigen. Und wenn sie vielleicht schwerer daniederlagen, so pflegte er sie in den Städten und auf dem Lande an Familienväter und ehrsame Frauen zu vertheilen, indem er die Unkosten, welche sie verursachten, zurückerstattete, mochten sie nun wieder gesund werden oder sterben."

Es klingt dies beinahe so, als ob zu jener Zeit immer noch an kunstgerechter Behandlung der Soldaten Mangel gewesen wäre. Aber seit Beginn der Kaiserzeit war in dieser Beziehung mancher Schritt zum Besseren gethan worden. Daß bereits gegen das Ende der Republik den Soldaten im Felde wirkliche Aerzte zur Seite standen, kann für ausgemacht gelten. Es ist nämlich eine Stelle in Cicero's Tuskulanischen Untersuchungen vorhanden, die klar darauf hindeutet, daß sich der verwundete Soldat auf die Hilfe des Arztes verließ. Sie lautet: „Warum ist ein so großer Unterschied zwischen einem neuen und einem alten Heere, wie wir selbst erfahren haben? Das Alter der Rekruten ist meistentheils vorzüglicher; aber erst die Gewohnheit lehrt, Strapazen zu ertragen, Wunden zu verachten. Wir sehen ja oft, wie Verwundete aus dem Treffen getragen werden und wie dann jener Neuling und Ungeübte über einen leichten Stich die schimpflichsten Wehklagen ausstößt, während dagegen der geschulte und alte und deshalb tapfere Soldat sich nur nach dem Arzt umsieht, damit derselbe ihn verbinde." Die Offiziere führten wohl meistens

unter ihren Sklaven einen in der Heilkunde erfahrenen mit sich. Der Pompejaner Domitius Ahenobarbus, der sich bei Ausbruch des zweiten Bürgerkrieges in das feste Korfinium geworfen hatte, aber von Pompejus im Stiche gelassen wurde, verzweifelte an seiner Rettung und befahl seinem Arzte, der zugleich sein Sklave war, ihm Gift zu reichen. Dieser bereitete nur ein Schlafmittel, was sein Herr nicht zu bedauern hatte, da er vom Sieger großmüthig begnadigt wurde.

Augustus stellte für jede Legion einen Arzt an, bei den Prätorianern sogar für jede Kohorte. Dies scheint für das Bedürfniß im Felde wenig ausreichend zu sein; man muß jedoch bedenken, daß jeder Arzt damals mehrere Unterärzte und Gehilfen, die seine eigenen Sklaven oder Freigelassenen waren, um sich hatte. Die Militärärzte, die von dieser Zeit an sehr häufig auf Grabinschriften vorkommen, theilten die Privilegien ihrer Kollegen im Civildienst, indem sie von allen Lasten und öffentlichen Dienstleistungen frei waren; doch waren sie vollständig ihren militärischen Abtheilungen einverleibt und trugen deshalb auch die Rüstung. Für besondere Verdienste in ihrem Berufe wurde ihnen oft Verdoppelung der Gage zu theil, wie manche Inschriften besagen. Ueberhaupt griffen in bezug auf die Armeeverpflegung immer humanere Ansichten Platz, wie denn der Militärschriftsteller Vegetius treffend schreibt: „Der Soldat, den man frieren läßt, kann nicht gesund sein und ist daher zu Feldzügen unbrauchbar. Das Wasser, welches er trinken soll, darf nicht faul sein oder sonst schädliche Eigenschaften haben. Schlechtes Wasser ist Gift und bewirkt faules Fieber bei dem Trinker. Sobald es Kranke dieser Art im Lager giebt, müssen Hauptleute, Oberste und besonders der Oberbefehlshaber, der es am meisten zu thun vermag, darauf sehen, daß dieselben mit dienlichen Speisen versehen werden und den Beistand eines Arztes erhalten. Es ist traurig, wenn der Soldat mit dem Ungemach des Krieges und der Krankheit zugleich kämpfen soll." Zu den Fortschritten in diesem Punkte gehört vor allem das Vorhandensein eines Feldlazarethes in dem römischen Lager.

Erwähnt wird daſſelbe zuerſt von Hyginus, der zu Ende des erſten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung ein Schriftchen über die Lagerabſteckekunſt geſchrieben hat (zu ſeiner Zeit hatte auch bereits jedes größere Landgut ſeine beſondere Krankenſtube). Freilich giebt es in ſeinem auf drei Legionen berechneten Lager nur ein Lazareth (valetudinarium). Nach Vegetius ſtand es ſammt den Feldärzten unter der Inſpektion des Lagerchefs oder Platzkommandanten. Auch ein beſonderer Aufſeher (optio) des Krankenzeltes mit Gehilfen wird genannt.

Sehr intereſſant ſind endlich einige Vorſchriften, welche der zu Ende des 9. Jahrhunderts regirende byzantiniſche Kaiſer Leo, der Weiſe, in ſeiner Taktik hinſichtlich der Fürſorge für die Verwundeten gegeben hat. Er wollte nämlich — und ſicher hat auch die Ausführung ſtattgefunden, da ſich dieſelben Beſtimmungen ſchon in einer aus früherer Zeit, vielleicht vom Kaiſer Mauritius (im 6. Jahrhundert) ſtammenden Anleitung zur Kriegskunſt finden —, daß hinter jeder Abtheilung des Heeres in einer Entfernung von etwa hundert Fuß acht bis zehn unbewaffnete, hurtige und muthige Männer folgen ſollten, um die Verwundeten oder vom Pferde Geſtürzten aufzuheben und in Sicherheit zu bringen, damit ſie nicht von der Reſerve niedergetreten würden oder aus Geringſchätzung ihrer Verletzungen umkämen. Sie erhielten außer ihrem Solde noch für jeden Geretteten eine Geldbelohnung aus dem kaiſerlichen Schatze. Jeder Mann aus dieſer Sanitätskompagnie ſollte aber auch mit zwei Leiterchen ausgeſtattet ſein, vermittelſt welcher er ſelbſt auf der hinteren, der Verwundete auf der vorderen Seite des Pferdes aufſteigen könnte! Endlich führte er auch eine Flaſche mit Waſſer bei ſich, „weil die Verwundeten oft in Ohnmacht fallen".

X.

Die Todtenbestattung.

1.

Je weniger den Hellenen das Sterben als ein Gewinn erschien, je dunklere Schatten bei ihnen der Gedanke an das nächtliche Grauen der Unterwelt auf die Heiterkeit des Lebensgenusses zu werfen pflegte, mit desto mehr Mitleid, Gewissenhaftigkeit und frommer Pietät waren die Ueberlebenden bemüht, ihren Entschlafenen Zeichen der Liebe und Verehrung zu widmen. Diese Sorge wurde noch durch die auch vom christlichen Aberglauben adoptirte Vorstellung gesteigert, daß die Seele des nicht bestatteten Leichnams ruhelos und unstät umherirren müßte. Elpenor, der im Weinrausche vom Dache der Zauberin Kirke gestürzte Ithakesier, bittet seinen Fürsten Odysseus:

„Laß nicht unbeweint und unbegraben mich liegen,
Wenn Du scheidest, damit Dich die Rache der Götter nicht treffe!"

Und der göttliche Zorn, mit welchem er droht, ist ein doppelter.

Die oberen Götter wurden durch den Anblick des Todten entweiht, sowie überhaupt durch dessen Nähe auch alles irdische verunreinigt ward; die unteren dagegen beleidigte man, indem man ihnen das Gebührende vorenthielt. Darum warnt auch der Seher Teiresias den Fürsten Kreon:

„Hier oben, weil Du unbestattet, ungeweiht,
Den Todesgöttern vorenthältst den todten Leib,
An dem ein Theil Dir weder noch den oberen
Gottheiten zukommt (ihnen zwingst Du diesen auf):
Drum lauern unheilsinnend und verderbenschwer
Des Hades und der Götter Straferinnyen,
Verstricken bald in gleiches Ungemach Dich selbst."

Deshalb ist auch der Tod in den Wellen ein so großes Unglück und Odysseus bedauert es, als sein Floß vom grimmen

Poseidon zertrümmert worden war, daß es ihm nicht beschieden gewesen vor Troja in der Feldschlacht zu sterben:

„Wär' ich doch auch gestorben und hätte die traurige Laufbahn
An dem Tage vollendet, als mich im Getümmel der Troer
Eherne Lanzen umschwirrten um unsern erschlagnen Achilleus.
Dann wär' ich rühmlich bestattet, dann sängen mein Lob die Achäer."

Um die Manen wenigstens durch eine fromme Fiktion zu sühnen, errichtete man bekanntlich in diesem Falle und wenn die Gebeine des Todten nicht aufgefunden werden konnten, ein leeres Grabmal (Kenotaphion).

Ein ehrliches Begräbniß gehörte in allen Zeiten zu jedermanns Lieblingswünschen. In rührender Einfachheit spricht sich dies in Homer's Worten aus:

— — — „Ich tadle freilich mit nichten,
Daß man den Todten beweine, der sein Verhängniß erfüllt hat.
Ist doch dieses allein der armen Sterblichen Ehre,
Daß man scheere sein Haar und die Wange mit Thränen benetze,"

und noch bestimmter erkennen wir dieselbe Ansicht in der Antwort, welche der platonische Hippias dem Sokrates giebt: „Ich behaupte, daß es immer und allenthalben nichts schöneres giebt für einen Mann, der reich und gesund ist, von den Hellenen geehrt wird und in das Greisenalter bereits eintrat, als daß er, nachdem er seine verstorbenen Eltern wohl bestattet hat, von seinen eigenen Nachkommen schön und feierlich begraben wird." Natürlich heischte es die Pietät zunächst von den Kindern, die Ansprüche ihrer Eltern auf Erlangung der Bestattungsgebräuche zu befriedigen; ja ein solonisches Gesetz sprach selbst die Kinder der unwürdigsten Leute von dieser Verpflichtung nicht frei, und wenn bei den Rednern Beispiele von Vernachlässigung derselben vorkommen, so werden sie eben nur als Zeichen der Verworfenheit angeführt. Dem Zeugnisse Aelian's zufolge hätte ein attisches Gesetz geboten, überhaupt jeden Leichnam, auf den man zufällig stieß, wenigstens mit Erde zu bedecken. Wie die Familienglieder, so hafteten auch die Kriegskameraden untereinander für den gegenseitigen Liebesdienst der Bestattung und wenn eine

Schlacht geschlagen worden war, so baten regelmäßig die vom Schlachtfelde Verdrängten um einen Waffenstillstand, nur um ihre Todten holen und begraben zu können; blos in Fällen besonderer Erbitterung und aus besonderen Ursachen, wie im zweiten heiligen Krieg gegen die tempelräuberischen und darum dem göttlichen Banne verfallenen Phoker, wagten es die Sieger, das Begräbniß zu verhindern. Waren aber die Besiegten nicht selbst im Stande, ihre Pflicht gegen die Landsleute zu erfüllen, so lag es den Siegern ob die Feinde unter die Erde zu bringen. Euripides bezeichnet das Begraben der feindlichen Leichen geradezu als hellenisches Gesetz, indem er in seinen „Schutzflehenden" Theseus sagen läßt:

„Die Leichen aber der Gefall'nen man begrab'
Verlang' ich, während alles Griechenvolks Gebrauch."

Pausanias zählt es unter die schimpflichen Handlungen Lysanders, daß er nach der Schlacht am Ziegenflusse die viertausend getödteten Gefangenen nicht von seinen Soldaten bestatten ließ. Erwies diese Wohlthat doch sogar Orestes dem Mörder seines Vaters, Aegisthos!

Wenn der Tod die Glieder eines Sterbenden gelöst hatte, so begann man, wie bei uns, die zu beobachtenden Förmlichkeiten damit, daß man durch Schließen des Mundes und Zudrücken der Augen dem Antlitz einen friedlichen Ausdruck zu geben suchte. Bitter beklagt sich der Schatten Agamemnon's gegen Odysseus, daß ihm seine Mörderin Klytämnestra nicht einmal diesen letzten Dienst im Sterben erwiesen habe. Frohlockend ruft dagegen der Fürst von Ithaka einem im Kampfgewühl getroffenen Feinde zu:

„Wehe Dir! Nicht Dein Vater und Deine liebende Mutter
Drücken die Augen Dir zu, dem Sterbenden, sondern des Raubes
Vögel zerhacken Dich bald, mit den Fittigen froh Dich umflatternd."

Auch an dem sterbenden Sokrates beeilt sich Kriton den gewöhnlichen Brauch zu erfüllen. Dagegen scheint das Verhüllen des Gesichts nicht, wie manche annehmen, nach erfolgtem Hinscheiden stattgefunden zu haben, sondern die Sterbenden

pflegten selbst im letzten Kampfe ihre Gesichtszüge zu verbergen. Wenigstens thuen dies Sokrates bei Platon und der ältere Kyros bei Xenophon, und den edeln Hippolytos läßt Euripides seinem Vater Theseus im letzten Augenblicke zurufen:

„Ich hielt, o Vater, muthig aus und sterbe nun.
Geschwind, verhülle mein Gesicht mit dem Gewand!"

Als in späterer Zeit die Vorstellung von dem unterirdischen Fährmann Charon, der die abgeschiedenen Seelen über den dunkeln Acheron zu bringen hatte, auftauchte, da entstand auch die Sitte, den Todten einen Fergenlohn mitzugeben für den grämlichen Alten. Dieser zuerst in den Fröschen des Aristophanes (wo ihn Dionysos und sein Knecht zahlen müssen) erwähnte Obolos wurde dem Leichnam in den Mund gesteckt und man hat bereits in vielen Gräbern diese Münze noch im Schädel gefunden. Warum legte man aber, wird mancher fragen, dieses Reisegeld dem Todten nicht lieber in die Hand? Weil sonderbarerweise wenigstens der gemeine Mann auch im alltäglichen Leben das Geld in der Wangenhöhle zu führen pflegte! Aristophanes liefert uns hierzu drei Beweise; in der „Frauenherrschaft" sagt ein Bürger:

„— — — — Ja wahrlich schlecht
Bekam mir diese Münze. Trauben hatt' ich feil
Und eilte heim, mit Kupfermünzen voll den Mund."

In den „Wespen" erzählt Philokleon:

„Ich komme nach Haus, heimbringend den Sold; sogleich umringen mich alle
Und begrüßen mich froh, denn ich bringe ja Geld. Dann wischt vor allem den Staub mir
Mein Töchterchen ab und salbt mir die Füß' und beugt sich über und küßt mich
Und lispelt: Papa! und angelt heraus mit der Zunge mir alle drei Groschen."

Endlich wird auch in den „Vögeln" erzählt, wie einer, der sich auf dem Boden wälzte, dabei einen Obolos hinunterschluckte. Für noch spätere Zeit bezeugt diese Sorte von Portemonnaies

Theophraſt, indem er einen Wucherer ſchildert, der ſeine Zinſen von den Kleinhändlern und Hökern in den Mund ſammle!

Da durch die Leiche das Haus mit allen Bewohnern verunreinigt wurde, ſo ſtellte man ein irdenes Gefäß mit Weihwaſſer, das aber aus einem anderen Hauſe geholt werden mußte, vor die Hausthür und die Herausgehenden beſprengten ſich damit, um in Verkehr mit anderen Leuten bleiben zu können.

Die nächſte Sorge wandte ſich wieder dem Todten ſelbſt zu. Er mußte gewaſchen und mit Oel geſalbt werden. In der Iliade gießt Thetis dem Patroklos:

„— — — — Ambroſiaſaft in die Naſe
Und rothfunkelnden Nektar, den Leib unverſehrt zu erhalten."

Streift dieſe Stelle ſchon nahe an die ägyptiſche Sitte des Einbalſamirens, ſo giebt es doch ſonſt keine Spur von letzterem, man müßte denn dafür gelten laſſen wollen, daß die Spartaner ihre Könige, ſobald ſie im Ausland ſtarben, in Honig oder flüſſiges Wachs legten und ſo zum feierlichen Begräbniß in der Heimat aufſparten. In dem griechiſchen Heere vor Troja werden die Leichen des Achilleus und Patroklos von den Freunden beſorgt, die des Hektor dagegen von Dienerinnen. In Attika unterzogen ſich aber dem Baden, Salben und Ankleiden die nächſt verwandten Frauen und ſowie in den „Phönikerinnen" des Euripides Antigone den Kreon bittet, ihr nur zu geſtatten, den Leib ihres Bruders Eteokles zu baden, ſo wäſcht ſich Sokrates, bevor er den Giftbecher trinkt, damit er den Weibern die Mühe erſpare.

Daß das den ganzen Körper mit Ausnahme des Hauptes einhüllende Leichengewand gewöhnlich von weißer Farbe war, beweiſt eine Stelle des Traumtheoretikers Artemidoros, welche lautet: „Wenn einem Kranken träumt, daß er weiße Kleider trage, ſo bedeutet dies den Tod für ihn, weil die Geſtorbenen in weißen Kleidern beſtattet werden; das ſchwarze Gewand dagegen zeigt Rettung an, weil nicht die Todten, ſondern die um ſie Trauernden ſolche Kleidung tragen." Wenn man dagegen aus einer Erzählung Lukian's von der Furchtloſigkeit des De-

mokritos, den einſt junge Leute in ſchwarzen Gewändern und Todtenmasken hätten erſchrecken wollen, geſchloſſen hat, daß die Farbe der Leichenkleider auch bisweilen ſchwarz geweſen ſei, ſo vergißt man, daß es ſich bei jenem Muthwillen um Darſtellung eines unterweltlichen Geſpenſterſpuks handelte, der natürlich dem finſtern Erebos gleichen mußte und dem Todesgotte ſelbſt, dem von Aeſchylos und Euripides ſchwarze Fittige und ſchwarzes Gewand beigelegt werden. Auch bei uns iſt ja die Farbe des Todes und der Trauer ſchwarz, ohne daß wir die Todten ſchwarz einſchleiern. Die ſchwarze Farbe hätte auch nicht zu den Blumenkränzen gepaßt, welche man, wie bei uns, dem Todten zuzuſchicken pflegte. So ſagt in der „Frauenherrſchaft" Blepyros zu ſeinem Weibe, das in der Frühe ſeinen Mantel mitgenommen hatte, um zur Volksverſammlung zu gehen:

„Und ließeſt nackt mich liegen, einer Leiche gleich,
An nichts gebrach mir's als an Kranz und Salbenkrug."

Namentlich bei zu frühzeitigen Todesfällen ließ man es an allerlei Blumen nicht fehlen, wie denn in der Briefſammlung des Alkiphron eine Hetäre, unmuthig über ihren kargen Geliebten, ſchreibt: „Ich Unglückliche habe einen Klageſänger, keinen Geliebten. Kränzchen und Roſen ſchickt er mir, wie zum Begräbniß einer Jungfrau." Bei dem Leichenzuge Philopömen's konnte man, wie Plutarch hervorhebt, vor Kränzen und Bändern kaum die Todtenurne erblicken. Die Spartaner hüllten ihre Todten in das purpurrothe Kriegskleid und ſchmückten ſie mit Oelblättern. Die Pythagoräer ließen ſich in Myrten-, Oliven- und Schwarzpappelblätter einbetten.

Den geſchmückten Körper legte man auf ein mit Wohlgemuth und Weinreben beſtreutes Paradebett und ſtellte daſſelbe gewöhnlich in die Hausflur oder überhaupt im Binnenhofe der geöffneten Thür zunächſt und zwar ſo, daß die Füße nach der Straße zu lagen. Dieſe „Ausſtellung" fand ſchon im Homeriſchen Zeitalter ſtatt; denn der zürnende Achilleus ſagt in bezug auf Patroklos zu Agamemnon:

„Mir soll wenigstens nichts zuvor die Kehle durchgleiten,
Weder Getränk noch Speise, da todt mein Freund mir dahinsank,
Welcher mir im Gezelte, zerfleischt von der Schärfe des Erzes,
Liegt nach der Thüre gekehrt."

Neben das Bett stellte man bemalte Thongefäße aller Art, besonders Salbfläschchen, die von Verwandten und Freunden als Mitgabe in's Grab gespendet zu werden pflegten. In der „Frauenherrschaft" wird der der beste Maler genannt, welcher den Todten Salbgefäße malt, und auf der schönen apulischen Archemorosvase erblickt man drei Personen, die solche irdene Ehrengeschenke, theilweise mit Bändern geziert, herbeitragen. Alle diese bei der Ausstellung beobachteten Gebräuche faßt am besten eine andere Stelle der eben genannten Komödie zusammen, an welcher der Jüngling zur alten Frau sagt:

Bestreue denn Dein Lager erst mit Wohlgemuth,
Vier Rebenschosse brich und lege sie darauf,
Bebänd're Dich, die Salbgefäße stell' hinzu,
Die Wasserschale setze vor die Thüre hin —"

worauf die Erwiederung folgt:

„Wohl und Du kaufst mir dann noch einen Kranz dazu!"

Daß es in Athen Leute gab, die mit allem, was zum Leichenbegängniß erforderlich war, Handel trieben, erkennt man aus einer Stelle Seneka's, wo erzählt wird, der attische Redner Demades habe als Kläger gegen einen solchen Mann die Verurtheilung durchgesetzt blos auf den Nachweis hin, daß sich der Arme zu laut „recht viel Gewinn" gewünscht hatte!

Die Ausstellung war eine so unerläßliche Vorläuferin des Begräbnisses, daß auch die Leichen der im Gefängnisse Hingerichteten davon nicht ausgenommen wurden — die dreißig Tyrannen, welche den Bruder des Redners Lysias hatten tödten lassen, mietheten einen Schuppen zu diesem Zwecke — und daß man die Sitte selbst auf die Gebeine der auswärts Gestorbenen ausdehnte. Namentlich geschah letzteres mit den im Kriege gefallenen Athenern, die auf öffentliche Kosten bestattet wurden und deren Aschenkrügen sogar drei Tage vor dem Leichenbegängnisse eine Ausstellung in einem großen Zelte bereitet

ward, wobei es den Angehörigen überlaſſen blieb für den übrigen Schmuck zu ſorgen. Schon aus den zuletzt erwähnten Fällen läßt ſich ſchließen, daß bei dem Gebrauche weder das vom Grammatiker Pollux aufgeſtellte Motiv, man habe durch die Ausſtellung den natürlichen Tod des Entſchlafenen konſtatiren wollen, noch Platon's modern klingender Grund, man müſſe ſo über das Nichtvorhandenſein des Scheintodes in's Reine kommen, urſprünglich obgewaltet hat. Es war überhaupt gar keine polizeiliche Maßregel, ſondern ein den Todten durch äußere Anerkennung ſeines Werthes ehrender, zugleich den Abſchied der Familie von ihm einſchließender Gebrauch. Es verſammelten ſich nämlich am Tage der Ausſtellung alle Angehörigen und Freunde des Todten im Trauerhauſe. Daß zu dieſem Zwecke auch Einladungen ergingen, erkennt man aus Theophraſt, der vom Zerſtreuten ſagt: „Wenn ihm einer meldet, daß einer ſeiner Freunde geſtorben iſt, damit er ſich dort einſtelle, ſo iſt er im Stande, mit betrübter Miene und unter Thränen zu ſagen: Nun, Glück auf!“ Solon hatte die Grauſamkeit dem allzugroßen Zudrange des ſchönen Geſchlechts dabei zu wehren, indem er die Beſtimmung traf, daß ohne Rückſicht auf das Alter die Damen nur bis zum fünften Verwandtſchaftsgrade d. h. bis zu den Töchtern der Geſchwiſterkinder ſich an der Ausſtellung und der Beſtattung betheiligen dürften, außerdem aber nur ſolche, die das ſechzigſte Jahr bereits überſchritten hatten! Freilich ſcheinen aber auch, wie aus der Rede des Lyſias über den Mord des Eratoſthenes und aus der Andria des Terenz hervorgeht, die Begräbniſſe nicht ſelten zu Hochzeiten und unerlaubten Bekanntſchaften geführt zu haben! Die am Paradebette erfolgende Todtenklage war nach den Homeriſchen Schilderungen in alter Zeit eine Szene der wildeſten Leidenſchaftlichkeit. Unter lautem Jammern ſtreute man ſich Aſche und Staub auf das Haupt und wälzte ſich wohl gar am Boden. Die Weiber beſonders rauften ihre Haare, zerfleiſchten ſich Bruſt, Hals und Geſicht. Man faſtete und ſchor ſich endlich das Haupthaar, um es auf die Leiche zu werfen:

„— — — Mitten trug der Freunde Schar den Patroklos;
Ueberſtreut war ganz mit geſchorenen Locken der Leichnam."

Und verſäumte man das Haaropfer bei dieſer Gelegenheit, ſo pflegte man beim Todtenopfer am Grabe die Spende darzubringen. So ſagt z. B. Elektra zu Chryſothemis bei Sophokles:

„— — Laß dies Opfer ſein und ſchneide Dir
Vom Haupt der Ringellocken zarte Spitzen ab,
Und mir, der Armen; wenig zwar, doch alles, was
Ich habe, bring' ihm dieſes kunſtlos ſchlichte Haar."

Noch der Kaiſer Karakallus äffte dem Achilleus in Troas nach, indem er bei ſeinem dortigen Aufenthalte einen Lieblingsfreigelaſſenen, als ſeinen Patroklos, begrub und dabei auch auf ſeinen kahlen Scheitel griff, um einige Härchen abzuſchneiden! In der ſpäteren Zeit unterließ man wohl das Darbringen des Haarſchmuckes, ſchor ſich aber dennoch zum Zeichen der Trauer die Haare ſehr tief ab, was ebenſo häufig bezeugt wird, als die Anlegung der ſchwarzen Trauerkleider, die ſchon die ſilberfüßige Thetis ihres Sohnes wegen bei Homer trägt. Von einer Menge ihre Anſprüche geltend machender Erben ſagt der Redner Iſäos: „Wer ſchor ſich nicht das Haar, als die zwei Talente ſich verſechsfacht hatten? Wer trug nicht ein ſchwarzes Oberkleid, als werde er um der Trauer willen Miterbe des Vermögens werden?" Nach der Schlacht bei den Arginuſen ſtellte Theramenes und ſeine Partei, wie Xenophon erzählt, in Athen Leute an, die in ſchwarzen Gewändern und mit abgeſchnittenem Haar die Volksverſammlung beſuchend für Verwandte der Gefallenen gelten ſollten. Ja, nach dem Tode des Pelopidas ſchnitten die Theſſalier auch ihren Pferden die Mähnen ab und daſſelbe hatte vorher die perſiſche Reiterei bei Platää nach dem Falle des Maſiſtios gethan. Alexander, der Große, endlich begnügte ſich auch damit nicht, als ſein Jugendfreund Hephäſtion geſtorben war, ſondern ließ ſogar die Zinnen von Ekbatana ſchleifen!

Außer den heftigen Ausbrüchen des Schmerzes findet man aber auch, daß die Klage der Anweſenden in einer geordneten Weiſe vor ſich ging. Um Hektor's Leichnam ſtimmten Sänger

ein Trauerlied an, begleitet von den Seufzern der Frauen. Dann nimmt die edle Andromache das theure Haupt in die Hände und spricht einen wehmüthigen Nachruf, dem wieder das Jammern der Frauen antwortet; dann folgt die unglückliche Mutter Hekabe und endlich die dem nachsichtigen Schwager besonders dankbare Helena. Nach Plutarch und Cicero soll sich Solon bestrebt haben, die unnatürlichen und übertriebenen Aeußerungen des Schmerzes, besonders das Sichblutigkratzen, das Zetern und Sichschlagen abzuschaffen. Der katanäische Gesetzgeber Charondas wollte sogar das Weinen und Klagen um die Verstorbenen ganz untersagen. Die Mitte zwischen den Extremen hält Platon, indem er meint, es schicke sich das Eine so wenig, wie das Andere, ob man befehlen wollte, einen Todten zu beweinen oder nicht; wohl aber könnte man alle lauten Aeußerungen des Schmerzes untersagen, die aus dem Hause in die Oeffentlichkeit drängen. Die Anordnungen Solon's scheinen aber im ganzen wenig gefruchtet zu haben. Wenigstens finden wir in der satirischen Schilderung Lukian's noch dasselbe Uebermaß der Schmerzausbrüche, wie im Homerischen Zeitalter, und merkwürdiger Weise entspricht auch die eigentliche Todtenklage noch ganz der alten Sitte. Die Blutsverwandten treten an die Bahre und halten Anreden an den Todten. „Dann," sagt er, „schreien die Thoren und haben einen der Klageweisen Kundigen holen lassen, den sie als Gehilfen und Chorführer bei ihrem Unsinne benutzen, indem sie, so oft jener anhebt, zu dem Liede jammern."

Die Ausstellung fand regelmäßig am zweiten Tage statt; es konnte sogar ein schwerer Vorwurf daraus erwachsen, daß man dieselbe verzögerte. Im heroischen Zeitalter währte sie mehrere Tage; denn Hektor lag neun, Achilleus sogar siebenzehn Tage auf dem Paradebett und die Etikette siegte also dort über die religiöse Forderung eines schnellen Begräbnisses. Daß Solon auch hier reformirend eingriff, erhellt aus dem bei Demosthenes erhaltenen Fragmente seiner Leichenordnung, wo es heißt: „Man soll den Gestorbenen begraben am Tage nach seiner Ausstellung,

vor Sonnenaufgang." Auch Platon nimmt den dritten Tag für das Leichenbegängniß an und einen klaren Beweis, daß es überhaupt in Athen gewöhnlich nicht anders gehalten wurde, giebt eine Stelle des Redners Antiphon, welche lautet: „Am erſten Tag, wo der Knabe ſtarb und am folgenden, wo er ausgeſtellt war, hatten dieſe Leute keine Luſt mich zu beſchuldigen und mir in dieſer Angelegenheit ein Unrecht zuzufügen, ſondern ſie waren mit mir zuſammen und unterhielten ſich mit mir; am dritten Tag aber, an welchem der Knabe begraben wurde" u. ſ. w.

Wie während der Aufbettung die Strahlen der Sonne den Leichnam nicht treffen durften (auf der Archemorosvaſe wird deshalb von einer weiblichen Geſtalt ein Sonnenſchirm über den Todten gehalten), ſo rührt auch das Soloniſche, von Platon wiederholte Gebot, das Begräbniß vor Sonnenaufgang zu veranſtalten, von dem Glauben her, daß Apollon von allen Göttern am direkteſten durch die Berührung mit dem Tode verunreinigt werde, weshalb ihn auch Euripides in ſeiner Alkeſtis von des Admetos Hauſe mit den Worten ſcheiden läßt:

„Doch ich verlaſſe dieſes Haus, dies traute Dach,
Daß nichts in ſeinen Hallen mich entheilige;
Denn nahe ſeh' ich hier bereits den Todesgott."

Jedoch wählte man wiederum nicht die Nacht ſelbſt zum Begraben, da man nur Selbſtmörder und Verbrecher im Dunkel aus der Stadt zu ſchaffen pflegte. Deshalb prophezeit Kaſſandra dem Agamemnon:

„Nachts und nicht am Tag', als Schelmen wird man Dich begraben einſt!"

In alter Zeit ſchlachtete man vor dem Begräbniß Sühnopfer, was aber zu Platon's Zeit ſchon längſt nicht mehr geſchah. Das zugleich als Bahre dienende Paradebett wurde von den Dienern des Hauſes oder von Freigelaſſenen getragen; denn Euripides läßt den Admet von Alkeſtis ſprechen:

„Die Todte hat nun alles und hoch tragen ſie
Zum Scheiterhaufen und zum Grab die Diener ſchon."

Die Angehörigen ſelbſt werden nirgends als Träger genannt,

wohl aber wollte Platon, daß bei der Bestattung eines Priesters 100 Epheben, je nach Auswahl der Verwandten des Todten, diesen Dienst übernehmen sollten. Dies geschah in ähnlicher Weise bei Timoleon's Tod, den syrakusanische Jünglinge, durch das Loos bestimmt, hinaustrugen. Dem stoischen Weisen Demonax, einem Freund Lukian's, wurde diese Ehre von seinen Kollegen erwiesen. Die Cypressensärge der im Kriege gefallenen Athener dagegen fuhr man auf Wagen aus der Stadt. Aus späterer Zeit finden sich auch gemiethete Leichenträger erwähnt. Klageweiber und Flötenspieler scheinen auch beim Leichenzuge gewesen zu sein, der, wieder aus sittenpolizeilicher Rücksicht, so geordnet war, daß die Männer der Bahre vorausgingen, während die Weiber derselben folgten. War der Verstorbene durch Mörderhand umgekommen, so wurde dem Todten eine Lanze, das Zeichen der Blutrache, vorgetragen und am Grabmal sprach der nächste Verwandte den Bann über den Mörder aus, worauf die Lanze in die Erde gesteckt und die Stätte drei Tage lang bewacht wurde. So läßt wenigstens Demosthenes den Brauch von dem Kollegium der Exegeten, an das man sich in zweifelhaften religiösen Fällen mit der Bitte um Auskunft wendete, dem Kläger gegen Euerges und Mnesibulos angegeben werden.

War man auf dem zur Bestattung bestimmten Platze angelangt, so wurde der Todte in der Homerischen Zeit auf einem Holzstoße verbrannt. „Rastlos loderten Todtenfeuer in Menge," als Apollon von silbernem Bogen seine verderblichen Pfeile gegen das Lager der Achäer schwirren ließ. Nach größeren Gefechten beeilten sich von beiden Heeren die Männer, theils die Leichen zu holen, theils Holz aus den Wäldern; „denn," sagt der Dichter, „nicht sei man unwillfährig gegen Todte, ihnen die Ehre des Feuers zu gönnen." Auch der Schatten Elpenor's, jenes jungen Gefährten von Odysseus, bittet diesen in der Unterwelt, seinen Leichnam sammt den Waffen zu verbrennen. Der mächtige Scheiterhaufen (hundert Fuß ins Geviert maß der des Achilleus) empfing außer dem Körper die Waffen, Rosse und Hunde des Todten, aber auch Gefangene und die Leiber,

besonders das Fett der geopferten Thiere nebst Krügen voll Honig und Oel. Solange dann die Flamme. emporschlug, sprengte ein Freund Wein in dieselbe, immer dabei dem Verstorbenen Grüße zurufend, während die Gefährten in vollem Waffenschmuck sich um die Brandstätte tummelten, und zuletzt löschten alle „den glimmenden Schutt mit röthlichem Weine". Sodann schritt man zum Sammeln der Gebeine, welche mit Wein und Balsam benetzt und dann in einer Urne oder kostbaren Kiste in schützendes Talg eingebettet wurden. Endlich senkte man dieses Gefäß in eine Gruft, die mit großen Steinen geschlossen ward, und schüttete darüber einen hohen Erdhügel auf, den man auch dann nicht versäumte zu errichten, wenn, wie nach den großen Zweikämpfen im siebenten Buche der Ilias, die Urnen gar nicht beigesetzt, sondern zum Mitnehmen in die Heimat aufbewahrt wurden. Eine Säule, groß genug um sich dahinter zu verbergen, bezeichnete den Erdaufwurf als Grab und ein darauf angebrachtes Emblem, z. B. das Ruder auf dem Elpenor's, des Verstorbenen Beruf im Leben.

Die lange streitige Frage, ob in der historischen Zeit die Leichname beerdigt oder verbrannt worden seien, ist neuerdings mit Recht dahin entschieden worden, daß beide Bestattungsarten neben einander in Gebrauch gewesen sind. Die Einführung des im Orient gebräuchlichen Begrabens wird von den Athenern selbst bis auf Kekrops zurückdatirt und als zu Kimon's Zeit auf der Insel Skyros nach den Gebeinen des Theseus gesucht wurde, zweifelte man ebensowenig an der Identität des aufgefundenen und nach Athen geschafften riesigen Skeletts als hundert Jahr früher in Sparta, da in Tegea der sieben Ellen lange Sarg des Orestes nach des Orakels Wunsch entdeckt worden war! So bewies ja auch schon Solon den über den Streit der Athener und Megarenser um den Besitz der Insel Salamis richtenden Lakedämoniern dadurch die Rechtmäßigkeit der athenischen Ansprüche, daß er alle Gräber öffnen hieß und zeigte, wie die Salaminier nach Sitte der Athener ihre Todten nach Westen schauen ließen. In Sparta und überhaupt in den

doriſchen Staaten ſcheint die Sitte des Begrabens allein üblich geweſen zu ſein und daher kam es wohl auch, daß die im Auslande geſtorbenen ſpartaniſchen Könige nicht verbrannt und in der Urne nach Hauſe geſchafft, ſondern in Honig gelegt wurden. Aber auch in Großgriechenland und auf Sizilien muß nach dem Befunde der Gräber das Begraben vorherrſchend geweſen ſein. Für Athen läßt ſich annehmen, daß der gemeine Mann den wohlfeileren Sarg der Urne vorzog. Darauf deutet ſchon das Sprichwort hin: „Einen Fuß im Sarge haben", und Ariſtophanes läßt die Lyſiſtrata zum Rathsherrn ſagen:

„Was kommt Dir in Sinn, was ſtirbſt Du nicht gleich?
Dein Platz iſt bereit, kauf' immer den Sarg!"

ebenſo wie in den „Weſpen" Bdelykleon ſeinem Vater vorwirft, er habe ſich in einen hübſchen „Sarg" verliebt. Auch Pherekrates, ein anderer Dichter der älteren Komödie, ſchreibt in einem Fragmente: „Wahrhaftig, Du wirſt Dich ſelbſt glücklich preiſen, wenn Dich dieſe begraben werden," worauf die Antwort erfolgt: „Behüte! ich werde es dieſen vorher anthun und ſie ſollen mich glücklich preiſen; aber woher werde ich doch ſo viel Särge nehmen?" Manchmal mag auch die Scheu, den Körper einer geliebten Perſon der zerſtörenden Flamme zu überliefern, den Ausſchlag gegeben haben. Nach dem Zeugniß des älteren Plinius ſind beſonders Kinder, die noch nicht gezahnt hatten, niemals verbrannt worden. Sonſt ſpricht man in der beſten Zeit Athens von der Art des Begräbniſſes, wie von einer Sache, bei welcher dem Sterbenden und den Hinterbliebenen die Wahl freiſtand. „Auf welche Weiſe ſollen wir Dich beſtatten?" fragt Kriton in Platon's Phädon ſeinen Meiſter. „Wie Ihr wollt, wenn Ihr mich gefaßt habt und ich Euch nicht entwiſche," antwortete dieſer und fügt ſpäter hinzu: „Verbürgt Euch für mich bei Kriton, daß ich nicht hier bleiben werde ſondern fortgehen, damit er es leichter erträgt und ſich nicht betrübt, wenn er ſieht, daß mein Körper entweder verbrannt oder eingegraben wird." Vorzugsweiſe aber verbrannte man die irdiſchen Ueberreſte, wenn der Todte außerhalb der Heimat geſtorben war. Außer den in

den Schlachten gefallenen Athenern geschah dies z. B. aus diesem Grunde mit Philopömen, Demetrios Poliorketes, Hyperides u. a. Dasselbe gilt von außerordentlichen Fällen großer Sterblichkeit, wie während der Pest in Athen. Thukydides berichtet — und es erinnert uns dies an die durch die Noth gebotene Eilfertigkeit bei Epidemien in neuerer Zeit —: „Alle Gebräuche, die sie früher hinsichtlich der Begräbnisse beobachtet hatten, wurden damals erschüttert und jeder bestattete seine Todten, wie er eben konnte. Und viele kamen auch auf schamlose Bestattungsweisen aus Mangel an dem nöthigen Zubehör, weil ihnen schon zahlreiche Familienglieder vorher gestorben waren. Denn einige legten ihre Todten auf fremde Scheiterhaufen, den Erbauern zuvorkommend, und zündeten sie an. Andere warfen die ihrigen ohne weiteres auf einen schon brennenden Holzstoß und entfernten sich." Uebrigens hat, vielleicht von der makedonischen Periode an, die Sitte des Verbrennens, welcher eigentlich eine ganz andere Idee, wahrscheinlich die Darbringung des Leichnams als Opfer für die Götter, zu Grunde liegt, an Häufigkeit zugenommen. Nach Roß liegen in Hellas Grabkammern mit Leichnamen unter einer Schicht von Aschenkrügen aus späterer Zeit, und es erklärt sich so auch, wie Lukian die Griechen in Hinsicht auf die Todtenbestattung den begrabenden Persern entgegenstellen konnte. Dennoch wurde in der späteren Kaiserzeit, besonders unter dem Einflusse des Christenthums, das Begraben in Griechenland wieder vorherrschender. Es weist darauf Petronius hin, der in seiner bekannten Erzählung von der schönen Wittwe in Ephesus, die neben dem Sarge des Gemahls der Verführung Gehör gab, die Worte braucht: „Sie begann den nach griechischer Sitte in einer Gruft beigesetzten Leichnam zu bewachen und zu beweinen." Aber auch im „Goldenen Esel" des Apulejus erzählt ein Mitglied der Räuberbande von der Stadt Platää: „Außerhalb der Stadt erblicken wir an einem entlegenen Orte ein Grabmal. Wir öffnen daselbst, als Verstecke unserer künftigen Beute, die vor Alter und Fäulniß nur noch halbverschlossenen Särge, in welchen staubige und zu Asche

gewordene Todte wohnten.“ Einen deutlichen Beweis liefert ferner die von Göthe in seiner „Braut von Korinth“ benutzte Anekdote aus den „Wundergeschichten“ Phlegons, eines Freigelassenen von Hadrian, in welcher aus der Stadt Tralles in Lydien erzählt wird, daß die den Gast um Mitternacht besuchende Tochter des Hauses sechs Monate vorher beigesetzt worden war und daß man nach Oeffnung des Familienbegräbnisses ihren Körper nicht vorfand, während die anderen Leichname alle noch auf ihren Bahren lagen. Und wenn endlich bei dem am Ende des zweiten Jahrhunderts erfolgten Tode des Sophisten Evodianos dessen Angehörige nach Philostratos berathschlagten, ob sie seine Leiche in Rom bestatten oder einbalsamiren und nach Smyrna bringen sollten, so erkennt man daraus dasselbe Vorherrschen der modernen Sitte. Das Material der Särge bestand meistens aus Holz; doch nahm man auch, besonders für Kinderleichen, thönerne, oder stellte in der Erde selbst aus Stein- oder Thonplatten bestehende Grabbetten her. Mit dem die verwesenden Theile nach Plinius Versicherung in vierzig Tagen auffaugenden, zu Assos in Mysien gebrochenen Alaunschiefer, den man ursprünglich allein „Sarkophagos“ d. h. Fleischverzehrer nannte, pflegte man oft die Gräber auszulegen.

Das Verbrennen, was gewöhnlich in der Nähe der Grabstätte selbst geschah, fand auf einem, oft mit vielen Kosten erbauten und prächtig geschmückten Scheiterhaufen statt und in die von einem Verwandten entzündete Flamme warf man auch in späterer Zeit mancherlei dem Gestorbenen im Leben lieb gewesene Gegenstände, vor allem Kleider und Schmuck. Kam das Verbrennen solcher Dinge doch sogar vor, wenn die Leiche selbst begraben ward! Melissa, die Gemahlin des alten korinthischen Tyrannen Periander, beschwerte sich noch nach ihrem Tode darüber, daß sie nackt sei und frieren müsse, weil ihre Kleider mit ihr begraben und nicht verbrannt worden seien. Wie in der Homerischen Zeit wurden die Gebeine aus der Asche gesammelt und in einer irdenen oder metallenen Vase beigesetzt. Sowohl neben dieselbe als auch in und neben die Särge der Beerdigten legte

man ebenfalls eine Anzahl dem Todten theurer oder ihm nach seinem Verscheiden verehrter Dinge, besonders die oben erwähnten bemalten, irdenen Vasen (diese jedoch nicht über die Zeit der römischen Invasion hinaus), Schalen und Lampen, Trinkgefäße, Waffen, den Frauen ihre Spiegel, den Kindern ihr Spielzeug. Nach der übereinstimmenden Ansicht der Hellenen und Römer blieb der Todte immer noch in einem geheimnißvollen Verkehr mit der Oberwelt und nahm an deren Vorgängen Antheil. Darum richtete man seinen Aufenthaltsort als wirkliche Wohnung her und schmückte dieselbe mit den Geräthschaften und Emblemen, die an einen frohen Genuß des Lebens erinnerten, wie denn der Petron'sche Trimalchio in diesem Sinne sagt: „Es ist sehr falsch, daß man bei Lebzeiten hübsche Häuser hat, diejenigen aber, worin man am längsten wohnen muß, vernachlässigt."

Die Ruhestätten der Todten, welche gewöhnlich so geräumig waren, daß sie für ganze Familien oder Geschlechter ausreichten, befanden sich in den dorischen Städten meistens innerhalb der Stadtmauern. Plutarch erwähnt es zweimal von Lykurg, daß er es nicht gewehrt habe, die Todten in der Stadt zu begraben und Grüfte in der Nähe von Tempeln anzulegen; wenn er aber meint, seine Absicht sei gewesen, der Jugend dadurch alle Furcht und Scheu vor der Berührung mit Verstorbenen zu nehmen, so gehört dies zu seiner verkehrten Vorstellung über das Verhältniß der lykurgischen Reformen zur altdorischen Sitte. Erzählt ja auch Polybios irrig, daß „infolge eines alten Orakelspruchs" die Bewohner der dorischen Kolonie Tarent noch zu seiner Zeit alle ihre Todten im östlichen Stadtviertel begraben hätten. Die Megarenser hatten wenigstens die im Kriege mit Xerxes Gefallenen des Begräbnisses in der Stadt gewürdigt und im dorisirten Sikyon war später erst durch ein besonderes Gesetz das Begraben im Raume der Stadt verboten worden. Die Pietät gegen die lieben Angehörigen war es sicher, nicht ein pädagogischer Grund, welche die Sitte, die Todten in der Nähe zu behalten, erzeugte, welche, wenn wir einer Behauptung Platons Glauben schenken, die alten Athener vermochte, die Gräber sogar ins eigene Haus

zu verlegen. Bald faßte aber in den nichtdoriſchen Staaten die mit dem geſundheitspolizeilichen Intereſſe zuſammenfallende Meinung Platz, daß die Nähe der Todten verunreinige und entheilige (aus demſelben Grunde wurde auch die dem Apollodienſte geweihte Inſel Delos ganz von Gräbern frei gehalten), und ſeitdem ſchaffte man mit Ausnahme der als Heroen verehrten Stadtgründer und beſonders ausgezeichneter Männer (z. B. Braſidas in Amphipolis, Timoleon in Syrakus, Aratos in Sikyon, Pyrrhos in Argos) alle Todten aus dem unmittelbaren Bereiche der Lebenden. Wie ſtreng namentlich die Athener auch noch in ſpäterer Zeit an dieſer Beſtimmung feſthielten, erſieht man aus einem Briefe Cicero's. Sein Freund Marcellus war in Athen durch Meuchelmord gefallen und da er gerade in der Nähe war, eilte er hin um ihm die letzte Ehre zu erweiſen. „Von den Athenern," ſchreibt er, „konnte ich es nicht erlangen, daß ſie ihm einen Begräbnißplatz innerhalb der Stadt einräumten, weil ſie behaupteten, durch religiöſe Rückſichten behindert zu ſein; jedoch hatten ſie es auch früher niemanden zugeſtanden." Die meiſten Todten Athens wurden vor dem ſogenannten Gräberthor beſtattet und man muß überhaupt annehmen, daß der ärmere Theil der Einwohner ohne Ausnahme dort ſeine letzte Ruheſtätte fand. Darum lieſt man auch bei Theophraſt als Merkmal des Zerſtreuten: „Wenn jemand ihn fragt, wieviel er glaube, daß Todte durch das Gräberthor hinausgetragen worden ſeien, ſo ſagt er wohl: „ſo viel als ich Dir und mir wünſche!" Reiche Leute dagegen zogen es vor, auf ihren eigenen Landgrundſtücken, beſonders gern in der Nähe öffentlicher Plätze und Wege beſtattet zu werden. Und während in den allgemeinen Nekropolen die Mehrzahl der Gräber nur mit einfachen Steinplatten, Pfeilern und Säulen verſehen, zuweilen auch nur am gewöhnlichen Erdaufwurfe kenntlich waren, erhoben ſich auf jenen oft Prachtmonumente mit reichen Bildhauerarbeiten, die natürlich auch bedeutenden Geldaufwand erforderten. Bei Lyſias übergiebt die Mutter Philon's aus Mißtrauen gegen den Sohn einem Fremden 75 Thaler zu ihrem Begräbniſſe. Möglich, daß in dieſem Falle

ein Familiengrab vorhanden war. Mit eingeſchloſſen in die Summe war das Denkmal bei dem von den Syrakuſanern für Timoleon's Beſtattung bewilligten Aufwande von 5000 Thalern. In der erſten Rede gegen ſeinen ungetreuen Vormund Stephanos erwähnt Demoſthenes, daß der Wechſler Phormion einer von ihm verführten Frau ein Denkmal ſetzen ließ, das mehr als 3000 Thaler koſtete. Dagegen ſpricht Lyſias in der Rede gegen Diageiton von einem Monument, das nur 620 Thaler erfordert hatte. Um dem Luxus auch in dieſer Beziehung zu ſteuern, gebot ſchon Solon, daß kein Denkmal ſo koſtſpielig ſein ſollte, daß es nicht zehn Arbeiter in drei Tagen zu Stande bringen könnten. In ähnlicher Weiſe beſtimmte Platon in ſeinen Geſetzen, es dürfte der Grabhügel nicht höher werden, als fünf Männer in fünf Tagen mauern und aufſchütten könnten, der Grabſtein aber nicht größer, als zu einer aus vier Hexametern beſtehenden Inſchrift nöthig wäre. Noch einmal, aber jedenfalls auch vergeblich, verſuchte Demetrios aus Phaleron das Maß der Grabſteine zu reduziren, indem er ein Maximum von drei Ellen für die Höhe annahm. Als Beiſpiel für die übliche Größe der Monumente ſei hier nur des Iſokrates Grabmal erwähnt, das aus einer 44 Fuß hohen Säule mit einer über 10 Fuß haltenden Sirenenſtatue beſtand!

Während in Sparta nur auf die Gräber gefallener Krieger und prieſterlicher Frauen eine Inſchrift zu ſetzen erlaubt war, in Sikyon der einfache Namen für ausreichend galt, pflegte man in Athen und ſonſt überall kurze Notizen über die Verſtorbenen, meiſt in elegiſchem Versmaaß, zuweilen mit Verwünſchungen gegen frevelhafte Entweihung, anzubringen. Der Menſchenkenner Theophraſt ſucht den Vorwitzigen auch dadurch zu charakteriſiren, daß er ſagt, wenn dieſem die Frau geſtorben ſei, ſo laſſe er außer deren Namen auch den ihres Mannes, ihres Vaters und ihrer Mutter auf den Grabſtein ſchreiben, und woher ſie ſtamme und daß die ganze Sippſchaft aus braven Leuten beſtanden habe! — Beiwerke der Skulptur und Malerei ſtellten den Todten in verſchiedenen Beſchäftigungen, beſonders oft ſpeiſend und eine

Reiſe antretend dar oder wieſen ſymboliſch auf den Tod hin (wie die Sirenen, als Dienerinnen der Perſephone). Starb jemand unverheirathet, ſo war es allgemeine Sitte, ein Mädchen oder einen Knaben mit einem Waſſerkruge am Grabmale anzubringen, eine Anſpielung auf das dem Todten nicht zu Theil gewordene hochzeitliche Bad. Noch zierte man endlich die Grabſäulen mit Eppichkränzen, Binden und Salbgefäßen und pflanzte um ſie herum Blumen und Bäume, namentlich Cypreſſen, Malven und Asphodill.

Auf die Beſtattung folgte im heroiſchen Zeitalter ein Feſtſchmaus, den der nächſte Verwandte, bei Hektor Priamos, bei Patroklos Achilleus, bei Aegiſthos und Klytämneſtra Oreſtes, dem Volke gab und wobei der exzentriſche Schmerz in ſeinen Gegenſatz umſchlug. In der ſpäteren Zeit gingen die Leidtragenden nach einem letzten Zuruf an den Todten in das Sterbehaus zurück, um hier ein gemeinſchaftliches Mahl oder vielmehr Frühſtück zu halten, an welchem auch die verwandten Frauen ſich betheiligten und wobei die Blutsverwandten zum erſten Male wieder Nahrung zu ſich nahmen. Lukian ſchreibt über dieſes Eſſen, während deſſen man von dem Todten, deſſen Gaſt man eigentlich war, nur gutes und rühmliches ſprechen durfte: „Nach allem dieſem folgt das Leichenmahl, und die Verwandten ſind zugegen und tröſten die Eltern des Geſtorbenen und reden ihnen zu, die Speiſen zu koſten, indem ſie wahrlich ſich ſelbſt nicht ungern dazu nöthigen laſſen und durch das dreitägige Faſten ganz matt ſind.“ Dieſen Hunger, den Homer naiv „ein Trauern mit dem Magen“ nennt, rühmt ſich der aufſchneideriſche Koch in den „Brüdern“ des Hegeſippos leicht zu ſtillen: „Wenn ich bei einen Leichenmahl ſervire,“ ſagt er, „und ſie kommen in den dunkelfarbigen Gewändern von der Beſtattung zurück, ſo brauche ich blos den Deckel vom Topfe zu nehmen, um aus Weinenden Lachende zu machen. Ein ſolches Kribbeln durchläuft ſofort den Körper, als wenn Hochzeit wäre.“ Sogar bei dem öffentlichen Begräbniſſe der Krieger fehlte nach der Beſtattung nicht ein vom Staate gegebener, von

den nächsten Verwandten ausgerichteter Schmaus. Nach der Schlacht bei Chäronea wählten die Angehörigen der Gebliebenen dazu das Haus des Demosthenes, als des vom Staate bestellten Leichenredners. Wenn nun aber Cicero in seinem Buche über die Gesetze, da wo er der älteren attischen Sitte bei Begräbnissen gedenkt, am Schlusse sagt: „Es pflegte dann ein Schmaus zu folgen, bei dem die Verwandten bekränzt erschienen und nachdem man vom Todten gerühmt hatte, wenn etwas wahres vorhanden war (denn Lügen galt für Frevel), war die Feierlichkeit zu Ende," so verwechselt er offenbar jenes griechische Frühstück mit dem in Rom ein bis zwei Wochen nach dem Begräbnisse üblichen Leichenschmause, wobei man allerdings nicht in Trauerkleidern zu erscheinen pflegte. Trauerkleider und Kränze sind rein unverträgliche Dinge! So macht Aeschines seinem Feinde Demosthenes in der Rede gegen Ktesiphon einen schweren Vorwurf daraus, daß er auf die Nachricht vom Tode des makedonischen Philipp in weißem Gewande und bekränzt ein Rind geopfert habe, obgleich es erst sieben Tage nach dem Tode seiner einzigen Tochter und er selbst mit der Trauer noch nicht zu Ende gewesen sei. Ferner zeugt ja auch gegen Cicero die bekannte Anekdote aus Xenophon's Leben, der, im Opfern begriffen, als ihn die Nachricht vom Tode seines Sohnes traf, den Kranz abnahm, ihn aber wieder aufsetzte, da er hörte, jener sei den Heldentod gestorben.

Nachdem die Ceremonien des Begräbnißtages vorüber waren, reinigten sich alle Hausgenossen durch Waschungen, um sich den Göttern wieder nähern zu können. Darauf deutet in den „Wolken" des Aristophanes Strepsiades hin, indem er zu seinem verschwenderischen Sohn sagt: „Du verbadest das Vermögen, als ob ich gestorben wäre." Abergläubische Personen bedienten sich auch der Hilfe einer klugen Frau, welche in einem Topfe besondere Reinigungsmittel mitbrachte und die Verunreinigung wieder mit sich nahm. Am dritten Tage nach der Bestattung erhielt der Todte ein Opfer am Grabe, gleichsam das Frühstück zu der am neunten Tage folgenden Hauptmahlzeit. Ge-

meint ist jenes, wenn die Lysistrata des Aristophanes zum Rathsherrn spricht:

„Du willst wohl klagen, daß wir Dich nicht ausgestellt?
Getrost! in aller Frühe auf den dritten Tag
Wird kommen Dir von uns das fert'ge Todtenmahl."

Mit diesem gab man sich mehr Mühe und miethete wohl zuweilen auch einen Koch dazu; aber auch diese Speisen wurden auf das Grab gesetzt und von den Ueberlebenden nicht angerührt.

Das Ende der Trauerzeit bildete in Athen der dreißigste Tag, an dem wieder ein Todtenopfer dargebracht werden mußte. Wir erfahren dies aus einer Stelle des Lysias, aus welcher zugleich erhellt, daß die Weiber während der Trauer sich der so sehr geliebten Schminke zu enthalten pflegten. Ueber den Morgen nach der Nacht, wo seine Frau eine Zusammenkunft mit ihrem Liebhaber hatte, sagt nämlich dort der Mann: „Es kam mir aber vor, als habe sie sich das Gesicht geschminkt, wiewohl ihr Bruder noch nicht dreißig Tage todt war." Auch in Argos scheint ein Monat ausreichend gewesen zu sein. In Sparta dagegen beschränkte Lykurg die ganze Trauer auf zwölf Tage. Auf der Insel Keos trauerten die Mütter um ihre Kinder ein ganzes Jahr lang, die Männer dagegen gar nicht. In der mysischen Stadt Gambreion hörten die Männer erst im vierten, die Weiber im fünften Monat auf die Zeichen der Trauer zu tragen.

Noch ist endlich zu erwähnen, daß vom Blitze Erschlagene entweder an Ort und Stelle vergraben oder eingefriedigt und unbeerdigt gelassen wurden. Ebenso blieben des Begräbnisses schwerere Verbrecher beraubt, die man in Athen und Sparta an bestimmte Plätze hinwarf. Selbstmörder wurden in Theben der gewöhnlichen Todtenehren beraubt, auch auf Cypern unbeerdigt gelassen. In Athen wurde der Leichnam zwar begraben, aber die rechte Hand zuvor abgehauen und besonders verscharrt und bei den Todtenmahlzeiten pflegte man solche Personen nicht zu Gaste zu rufen. Platon verlangt, daß sie stets allein beerdigt würden und daß weder Säule noch Inschrift von ihnen Kunde gäbe.

2.

Auch bei den Römern galt eine Verſäumniß der den Todten ſchuldigen Pflichten für dieſe ſelbſt als Urſache friedeloſen Ausgeſchloſſenſeins von dem Reiche des Orkus, für die überlebenden Angehörigen als ein religiöſe Sühne heiſchender Frevel. Wenn daher ein Römer unbeerdigt geblieben war, mußte ſeine Familie oder der Erbe ſich jährlich durch ein der Ceres und Tellus geopfertes Schwein reinigen. Aus demſelben Grunde war es auch in Rom ſehr üblich, dem nicht zu erlangenden Todten ein leeres Grabmal zu errichten und ihn bei den Exſequien zu bitten, darin Wohnung nehmen zu wollen. Außerdem erlaubten ſchon die Zwölftafelgeſetze von einem im Kriege oder überhaupt in der Fremde Geſtorbenen ein Glied zu nehmen, um es in der Heimat als Stellvertreter des Körpers feierlich zu begraben. So wurde z. B. vom unglücklichen Feldherrn Quintilius Varus wenigſtens das Haupt durch Marobod's Vermittelung nach Rom gebracht und in dem Familienbegräbniß mit allen Ehren beigeſetzt. Aber nicht blos Verwandte traf die Strenge der religiöſen Verpflichtung, ſondern wer überhaupt einen Leichnam fand, war verbunden, ihm dreimal mit einer Hand voll Erde das Haupt zu beſtreuen. Bekannt iſt die Ode des Horaz, wo der Schatten des ertrunkenen Archytas ſpricht:

„Du aber, Schiffer, vergiß nicht geizend von lockerem Sande
Weniges meinem Gebein zu ſpenden
Und dem entblößeten Haupt.“

Selbſt der Oberontifex und der Einzelprieſter des Jupiter, die beide keinen Todten ſehen und kein Grab berühren durften (als Tiberius während ſeines Pontifikats ſeinem Sohne die Grabrede auf dem Forum hielt, war ein Vorhang zwiſchen ihm und dem Leichnam angebracht), würden doch ein größeres Vergehen auf ſich geladen haben, hätten ſie einen Todten angetroffen und die ſymboliſche Beerdigung unterlaſſen. Wie zu erwarten iſt, ſcheint dieſe Formalität zuweilen eilfertig genug vorgenommen worden zu ſein; wenigſtens ſagt der Schiffbrüchige bei Petron von ſeinem Schickſale: „Irgend ein Vorübergehender wird aus

hergebrachter Menſchenfreundlichkeit uns mit Steinen bewerfen oder, was das Aeußerſte iſt, trotz des Zornes der Flut uns unklug in den Sand betten."

Wenn der letzte Moment des Todeskampfes herannahte, ſcheint es in Rom Sitte geweſen zu ſein, daß die dem Sterbenden zunächſt ſtehende Perſon mit einem Abſchiedskuſſe den entfliehenden Athem gleichſam aufzufangen ſuchte. Außer mehreren Dichterſtellen ſpricht dafür Cicero in ſeiner fünften Verriniſchen Rede, wo er über eine Grauſamkeit ſeines Gegners klagend ſagt: „Die Mütter wurden von der letzten Umarmung ihrer Kinder ausgeſchloſſen, während ſie doch nur um das Eine baten, daß es ihnen erlaubt wäre, den letzten Hauch ihrer Söhne mit den Lippen zu erhaſchen." Dann folgte gewöhnlich, wohl durch dieſelbe Perſon, das Schließen der Augenlider, die jedoch vor dem Verbrennen auf dem Scheiterhaufen wieder geöffnet wurden. Plinius ſchreibt hierüber in ſeiner Naturgeſchichte: „Den Geſtorbenen die Augen zu ſchließen und auf dem Scheiterhaufen wieder zu öffnen, iſt ein geheiligter Brauch der Quiriten, nachdem ſich die Sitte ſo eingerichtet hat, daß es für nicht recht gilt, wenn ſie nach dem Ende von einem Menſchen geſchaut werden, für einen Frevel aber, wenn man ſie dem Himmel nicht zeigt."

Abweichend vom griechiſchen Gebrauch ſtimmten die Anweſenden gleich nach dem Hinſcheiden Wehklage und lautes Geſchrei an. Es ergiebt ſich dies namentlich aus der Klage des kranken Ovid: „Werde ich mein Haus nicht beſtellen? Wird keine befreundete Hand unter dem letzten Geſchrei die müden Augen mir ſchließen?" Wahrſcheinlich waren dieſe Ausrufe der Reſt einer ehemaligen förmlichen Todtenklage, wobei auch in Rom vor den Zwölftafelgeſetzen die Weiber laut aufheulten und ſich die Wangen blutig kratzten. Später hielt man die Sitte rationaliſtiſch für ein gutes Mittel gegen den Scheintod und der Verfaſſer der Quintilianiſchen Deklamationen ſagt deshalb: „Warum glaubt Ihr, daß man die langſamen Zurüſtungen der Leichenbegängniſſe erfunden habe? wie anders es gekommen

sei, daß wir die Bestattungsfeierlichkeit durch Weinen, Wehklage und großes Geschrei stören, als weil es so leicht geschehen zu sein scheint, daß man selbst dem Tod Glauben schenkt? Wir haben es daher auch häufig erlebt, daß nach Anstimmung der Sterbeklage Todte wieder in's Leben zurückkehrten."

Die weitere Besorgung der Leiche war in Rom nicht eine Pflicht der weiblichen Umgebung, sondern wurde in Akkord gegeben. Daß dies in ausgedehnter Weise stattfand, bezeugt uns Seneka, der in seinem Trostbrief an Marullus schreibt: „Nothwendige Ereignisse nimm mit ruhigem Blute hin! Was geschieht wohl, das außergewöhnlich, das neu wäre? Für wie viele wird jetzt eben die Bestattung verdingt! Für wie viele wird das Todtenbett gekauft! Wie viele werden noch nach Deiner Trauer trauern!" Der Sohn des Marullus war noch dazu in zartem Alter gestorben. Aber auch von einem sonst unbekannten Korfidius erzählt Seneka, er sei wieder aufgewacht, als schon sein Begräbniß in Entrepriſe gegeben worden wäre und habe dem Vermiether selbst noch später das letzte Geleite gegeben! Es existirte zu diesem Behufe eine Art von Leichenbesorgerkorporation, die mit allen zur Bestattung nöthigen Requisiten versehen war und deren Namen (libitinarii) von dem engen Zusammenhange herrührte, in welchem sie mit dem Hain und Tempel der Venus Libitina standen, einer altitalischen Göttin der schwellenden Blütenlust, wie des zerstörenden Todes. Nach Dionysios von Halikarnaß, der sich dabei auf den römischen Annalisten Piso stützt, soll schon der König Servius Tullius, um die Zahl der Geborenen und Gestorbenen zu erfahren, die Anordnung getroffen haben, daß die Geburten im Tempel der Juno Lucina, die Todesfälle in dem der Libitina angemeldet wurden und bei jedem dieser Vorkommnisse ein Stück Geld in die Tempelkasse erlegt werden mußte. Daß hierüber Register geführt wurde, beweist eine Stelle Sueton's, wo unter dem Unheil des bösen Jahres 67 n. Chr. aufgeführt wird: „die Pestilenz eines einzigen Herbstes, durch welche 30,000 Todesfälle in das Verzeichniß der Libitina gekommen sind." Wie

allgemein von allen Ständen dieſe Einrichtung benutzt wurde, iſt auch daraus erſichtlich, daß Livius vom Jahre 187 v. Chr. erzählt, es habe eine ſo ſchwere Epidemie in Rom geherrſcht, daß die Libitina mit ihrem Perſonal und Vorrathe kaum reichte, und über die noch ſchlimmere Seuche 174 v. Chr.: „Nicht einmal für die Beſtattungen der Freien genügte die Libitina.“

In großer Achtung ſtanden die Pächter dieſes privilegirten Gewerbes keineswegs; man traute ihnen immer zu, daß ſie aus Rückſicht auf den Gewinn ihren Nebenmenſchen nichts beſſeres wünſchten als ein baldiges Ende. Horaz nennt den Herbſt „den Gewinn der herben Libitina“. Seneka ſtellt die Libitinarier mit den Erbſchleichern zuſammen. „Jene wiſſen nicht,“ ſagt er, „weſſen Tod ſie wünſchen ſollen, dieſe möchten, daß gerade ihre vertrauteſten Freunde mit dem Tode abgehen, weil ſie von ihnen das Meiſte erwarten. Jenen lebt niemand zum Schaden; dieſe vertröſtet jeder und zieht ſie aus. Sie wünſchen alſo, nicht blos das zu empfangen, was ſie durch ſchimpflichen Dienſt verdient haben, ſondern auch von einem läſtigen Tribut befreit zu werden.“ Valerius Maximus rühmt es von der Leichenbeſorgergilde zur Zeit des mutinenſiſchen Krieges, daß ſie das Begräbniß der in jenem gefallenen Konſuln Hirtius und Panſa auf eigene Koſten ausrichteten (ſie hatten ſich daſſelbe bei der Verſteigerung für einen Seſterzen zuſchlagen laſſen!). Dann fährt er halb ſcherzend fort: „Mit Genehmigung ihrer Aſche mögen es die Könige auswärtiger Völker nicht übel nehmen, daß ſie nach dieſer ſo verachteten Klaſſe erwähnt werden, die entweder gar nicht berührt werden durfte oder unter unſeren heimiſchen Beiſpielen ans Ende geſetzt.“ Uebrigens waren die Leute der Libitina „wegen ihres ſchmutzigen Gewerbes“ durch das Juliſche Geſetz ausdrücklich von allen Munizipalämtern ausgeſchloſſen.

Wir laſſen nun die Subalternen der Libitinarier, meiſt Sklaven, der Reihe nach auftreten. Zunächſt bedurfte man der Dienſte des Baders und Ankleiders. „Demänetus iſt geſtorben! Läuft wohl jemand fort, den Leichenwäſcher zu holen?“ heißt es in der „Eſelskomödie“ des Plautus. Dieſer Diener nahm

den Todten aus dem Bette und legte ihn auf den Boden, um ihn in warmem Waſſer zu baden. Da er dabei die Leiche entkleidete, ſo ſetzt der berühmte Juriſt Ulpian in den Pandekten den Fall, daß ja der Libitinarius einen Sklaven haben könne, der die Todten plündere. Mit dem Baden hing das Salben des Körpers eng zuſammen. Wie althergebracht es war, erkennt man daraus, daß es ſchon in den Zwölftafelgeſetzen erwähnt wird.

Dann wurde der Leichnam völlig angekleidet. Auch in ſpäterer Zeit noch, wo man das römiſche Nationalgewand, die Toga, beſonders außerhalb der Hauptſtadt, ſelten trug, legte man ſie doch regelmäßig dem freigeborenen Todten an und ſo konnte Juvenal mit Recht ſagen:

„Manche Gegenden gibt's in Italien, reden wir wahr, wo
Niemand die Toga benutzt, als Verſtorbene!" — —

Auch Martial ſchreibt über den ſchäbigen Ueberwurf eines gewiſſen Hedylus ſpottend, es komme ihm nicht einmal gleich „die fahle Toga des geſtorbenen Zünftlers." Beamte des Staates, denen purpurverbrämte Kleider gebührten, wurden auch mit dieſen und den Inſignien ihres Amtes angethan. Livius läßt einen Gegner des Oppiſchen Luxusgeſetzes unter anderem ſprechen: „Werden wir geſtatten, daß die Magiſtrate in den Kolonien und Municipien, hier in Rom ſogar die Viertelsmeiſter die purpurbeſetzte Toga tragen und nicht allein bei Lebzeiten dieſe Auszeichnung haben, ſondern daß ſie auch mit derſelben nach dem Tode verbrannt werden, während wir den Frauen den Gebrauch des Purpurs unterſagen?" Beſonders in der Kaiſerzeit wurden koſtbare Sterbekleider, auch Goldſtoffe, gewöhnlich, wie denn z. B. Stilicho's Tochter, Maria, des Kaiſers Honorius erſte Gemahlin, 36 Pfd. Gold an ihren Gewändern mit ins Grab nahm! Auch ſonſtigen Schmuck mitzugeben verſäumte man nicht, am gewöhnlichſten die Ringe, welche ſelbſt chriſtliche Biſchöfe an den Fingern behielten. Die Mitgabe ſolcher Werthſachen, um derentwillen im Alterthum die Gräber oft beraubt wurden, hatten die Zwölftafelgeſetze zu hindern geſucht. „Es ſoll kein

Gold hinzu gethan werden," lautete das Verbot, „mit Ausnahme deſſen, womit die Zähne gefeſſelt ſind und womit man ſich, ohne ſich zu vergehen, begraben oder verbrennen laſſen darf." So früh alſo ſchon kannte man das Geheimniß der falſchen Zähne, in bezug auf welche Martial ſagt:

„Weiße Zähne beſitzt Lekania, ſchwarze die Thais.
Woher kommt es? Sie trägt ihre, gekaufete die."

Man ſtreute ferner wohl Laub und Blumen um die Bahre herum; aber das in Griechenland übliche Bekränzen der Todten ſcheint in Rom nicht vorgekommen zu ſein. Nur Ehrenkränze, im Krieg oder bei Wettſpielen verdient, erwähnen die alten Geſetze ausdrücklich als erlaubt und Gerippe mit Kronen aus dünnem Goldblech auf dem Haupte ſind mehrfach in italiſchen Gräbern gefunden worden. Die Anſicht einiger Gelehrten, daß die Sitte, Geldſtücke neben den Todten zu legen oder ihm in den Mund zu ſtecken, eigentlich keine altitaliſche war, ſondern erſt in folge der Bekanntſchaft mit den helleniſchen Vorſtellungen über die Unterwelt ſich einbürgerte, iſt ſicher richtig. Allein man adoptirte den Brauch doch früher, als man gewöhnlich annimmt. In der Nähe Roms hat man bei Skeletten aus dem dritten und vierten Jahrhundert v. Chr. den Fergenlohn Charons im Munde entdeckt und ſolche Funde mehren ſich in Gräbern aus der Kaiſerzeit ſo, daß es doch mehr als Anbequemung an griechiſche Ideen iſt, wenn Juvenal ſagt:

„Jener ſitzt an der Styx; dem Neuling graut vor dem düſtern Fergen, auch hofft er nicht auf den Nachen des ſchlammigen Pfuhles Unglücksvoll, noch trägt er im Mund den zu reichenden Dreier,"

oder Properz:

„Hat die Münze empfangen der Fährmann
Schließet des grünenden Grabs Hügel die dunkele Pfort'?"

Der fertig geſchmückte Todte wurde nun auf ein Paradebett gerichtet und im Atrium oder in der Hausflur der Thür zunächſt und zwar mit den Füßen nach außen aufgeſtellt. So beſchreibt die Lage Perſius mit den Worten: „Endlich wird der *Glückſelige* auf ein hohes Lager gebettet und ſtreckt, mit dickem

Balsam bepflastert, nach der Thür hin aus die erstarrten Füße." Plinius, der Aeltere, aber sagt: „Von Natur ist es so eingerichtet, daß der Mensch mit dem Kopfe voran geboren, mit den Füßen voran zu Grabe getragen wird." Endlich spielt auch Seneka auf diesen Gebrauch an, indem er von sich selbst schreibt, er habe den Verwalter seines Landgutes einst gefragt: „Wer ist denn jener abgelebte Greis, der mit Recht an die Thüre gerückt worden ist (er war Portier), denn er schaut hinauswärts? Was hat es Dir für Spaß gemacht, einen fremden Todten aufzulesen?" Bei Gelegenheiten, wo das ganze Volk Zutritt verlangen konnte, wurde die Ausstellung auch auf öffentlichen Plätzen veranstaltet. Es geschah dies z. B. auf dem Forum mit den Leichen der Virginia, des Cäsar, Drusus und der Oktavia. Neben das Paradebett stellte man endlich einen kleinen Altar mit einer Räucherpfanne, was ebenfalls schon in den Zwölftafelgesetzen verpönt war, und pflanzte vor das Haus eine Cypresse oder eine Föhre, theils als Symbol des eingetretenen Sterbefalls, theils um Priester und solche, die eine Opferhandlung vorhatten, vor der mit dem Betreten des Hauses verbundenen Verunreinigung zu warnen. Die „verhaßte" Cypresse, der einzige Baum, der, wie Horaz sagt, seinem kurzlebigen Herrn zu folgen pflegte, scheint hauptsächlich von reichen Leuten verwandt worden zu sein. Wenigstens nennt sie der Dichter Lukan „die nicht plebejische Trauer bekundende".

Nach Servius soll der Leichnam sieben Tage lang ausgestellt geblieben sein. Doch ist dies nicht glaublich und ein Scholiast des Horaz nennt wohl richtiger blos drei. Aber selbst dieser Zeitraum kann blos für die Prunkleichen der vornehmen Welt gelten; der gemeine Mann wartete nicht einmal so lange. Terentius Varro kleidet seine Schrift über die Landwirthschaft in die Form eines Gespräches, das er mit einigen anderen im Tempel der Tellus gehalten haben will. Am Ende des ersten Buches stürzt plötzlich ein Freigelassener des Tempelaufsehers, zu dem sie eigentlich auf Besuch gekommen waren, mit der Meldung herein, sein früherer Herr habe im Straßengedränge

einen Messerstich erhalten und sei verschieden; er bitte sie „am nächsten Tage" der Bestattung beizuwohnen. Ein besonderer Grund zur Beschleunigung lag in diesem Falle nicht vor; also spricht hier das nicht Auffällige für öfteres Vorkommen. Wenn freilich der Kaiser Otho seiner Bitte gemäß bald nach seinem freiwilligen Ende bestattet ward, wenn der junge Britannikus noch in derselben Nacht, wo ihm das Gift beigebracht worden war, verbrannt wurde und es dabei Nero für nöthig fand, diese Eile zu entschuldigen, so sind dies eben Fälle, wo das Publikum ein prächtiges, große Vorbereitungen erforderndes Begräbniß zu erwarten berechtigt war. Diese feierlichere, großartige Weise ist es auch, die vorzugsweise bei Dichtern und Historikern geschildert wird und über der man das gewöhnliche bürgerliche Begräbniß beinahe vergißt. Und doch liegt in diesem mehr von altrömischer Sitte, als in dem maßlosen Prunke, den später die entartenden Epigonen entfalteten.

Das „stille" oder „plebejische" Begräbniß, das, wie sich Seneka ausdrückt, „weniger Umstände verursacht", unterschied sich zunächst dadurch, daß es in älterer Zeit und auch später bei ganz armen Personen in der Nacht stattfand. Servius sagt, es sei römische Sitte gewesen, des Nachts bei Fackelschein zu begraben und daher stamme auch der Name funus, das Leichenbegängniß (von funis, funale, der Fackeldocht); man habe dies nämlich aus frommer Scheu gethan, damit nicht den Magistraten oder den Priestern Leichenzüge begegneten. Ebenso äußert sich Donatus in seinen Bemerkungen zur Andria des Terenz: „Sie wurden des Nachts zu Grabe getragen wegen der am Tage stattfindenden Opferfeierlichkeiten." Vergleicht man aber damit die noch später beobachtete Observanz, daß auch bei nachträglichen Beisetzungen der Leichnam dem Sonnenlichte nicht ausgesetzt werden durfte, so erkennt man leicht den wahren Grund und die ursprüngliche Uebereinstimmung griechischer und römischer Anschauung. Für die Kinder bis zum 16. Jahre ist die alte Sitte auch durchgängig geblieben. Sie wurden in der Abendzeit bei Fackelschein bestattet und hießen „frühzeitige", „unreife" Leichen.

So lieſt man in Seneka's Schrift über die Seelenruhe: „So oft ſchon hat man in meiner Nachbarſchaft die Todtenklage erhoben, ſo oft an meiner Schwelle vorüber Kienfackel und Wachskerze vor frühzeitigen Leichen hergetragen.“ Ebenſo ſchreibt er von den Nachtſchwärmern, ſie kämen ihm vor, wie Verſtorbene; „denn eine wie kurze Spanne ſind diejenigen von dem Leichenbegängniß und zwar einem frühzeitigen entfernt, die bei Wachskerzen und Fackeln leben!“ Auch ſeine Schrift über die Kürze des Lebens enthält am Ende die Worte: „Einige ordnen auch Dinge an, die über das Leben hinausliegen, große Denkmälerbauten und Weihungen öffentlicher Gebäude und Gladiatorenſpiele beim Scheiterhaufen und prunkhafte Beſtattungen. Wahrlich, ſolcher Leute Begräbniß müßte eigentlich bei Fackeln und Wachskerzen ſtattfinden, als ob ſie gar zu wenig gelebt hätten.“ Als Britannikus ſo ſchnell bei Seite geſchafft worden war, hieß es in dem erwähnten Edikte Nero's, es ſei von den Vorfahren ſo eingerichtet, frühzeitige Leichen den Augen zu entziehen und nicht durch Lobreden und Prozeſſion aufzuhalten. Uebrigens erinnerte auch noch der Gebrauch der Fackeln bei den Tagleichen an die alte Sitte des nächtlichen Begräbniſſes.

Auf die Beſtattung der ärmeren Klaſſen nach Einbruch der Nacht deutet ſchon der Name der von der Libitina geſtellten Träger hin, welche vespillones d. h. etwa „Nachtvögel“ hießen. Im Wörterbuch des Paul Warnefrid lieſt man über ſie: „So werden diejenigen genannt, welche das Amt haben, die Leichen zu beſtatten, weil ſie zur Abendzeit ſolche hinaustragen, die aus Armuth nicht mit Prozeſſion beſtattet werden können.“ Darum erzählt auch Dionyſios über das Begräbniß des Servius Tullius: „Seine Gattin ließ den Körper des Nachts aus der Stadt ſchaffen, als wäre es ein Mann aus dem Volke.“ Natürlich galt ein ſolches Plebejerbegräbniß für einen Mann von Stand für eine Schande. Von Domitian ſagt Eutrop: „Seine Leiche ward mit ungeheurer Schmach von den Leichenträgern hinausgebracht und auf erbärmliche Weiſe beſtattet,“ und Sueton erwähnt bei derſelben Veranlaſſung auch die „ſ-

wöhnliche Todtenbahre" jener Sklaven. Von ihr giebt der ſpäte Grammatiker Fulgentius die Notiz: „Unter Sandapila verſtanden die Alten eine Todtenbahre d. h. ein Behältniß, in welchem nicht die Leichen der Vornehmen, ſondern der gemeinen Leute und Verbrecher getragen wurden." Sie war alſo kein bloßes Traggeſtell, ſondern enthielt noch einen ſargartigen Kaſten, in welchen die Todten nach einander wanderten. Fälſchlich hat man ſie deshalb an mehreren Stellen mit dem wirklichen Sarge verwechſelt. Gemeint kann nur ſie ſein, wenn z. B. bei Dio Kaſſius nach dem Verſchwinden des von Kommodus verfolgten Quintilius Kondianus ein todter Widder in den „Kaſten" gelegt und verbrannt wurde; denn wie ſtimmte der Sarg zum Verbrennen? Ebenſo verhält es ſich mit der bekannten Stelle des Horaz:

„Hierher aus winziger Zelle verdingte des todten Gefährten
Leiche zu ſchaffen vordem in der ärmlichen Lade der Sklave."

Am klarſten aber erkennt man die ganze Einrichtung aus dem intereſſanten Epigramme Martial's auf einen dicken Gallier:

„Während ein Lingoner ſpät in der Nacht zur gemietheten Wohnung
Jüngſt von der Tektaſtraß' und der Flaminiſchen kehrt,
Renkt er das Knöchelgelenk ſich aus und verletzte die Zehe
Und lag da, mit dem Leib lang auf den Boden geſtreckt.
Was nun machen? Wie ſollte von hier der Gallier kommen?
Einen Sklaven nur, klein, hatte der maſtige Herr,
Und ſo hager, daß kaum das Lämplein halten er konnte.
Aber ein Zufall kam jetzt ihm zu Hilf' in der Noth.
Vier mit gezeichneter Stirn, die den Leichnam eines Geringen
Trugen, wie tauſend davon traurige Scheiter empfah'n,
Kamen und flehenden Tons bat ſie der ſchwache Gefährte,
Daß ſie irgendwohin brächten den kläglichen Leib.
Und man vertauſchet die Laſt und es wird die gewaltige Maſſe
Knapp in die Bahre geſtopft und in die Höhe gehißt."

Zwiſchen dieſer erbärmlichen Beſtattungsart, bei welcher wie es ſcheint, nicht einmal Verwandte und Freunde das Geleite gaben, und dem Leichenbegängniſſe erſter Klaſſe lag natürlich manches in der Mitte. Die Begräbniſſe Erwachſener, wobei *eine Begleitung ſtattfand*, wurden doch auch am Tage gehalten

und Kaiser Julian suchte später vergebens die alte nächtliche Bestattungsweise wieder herzustellen. Die Bahre wurde dann ebenfalls von Bediensteten der Libitina getragen oder von den durch Testament freigelassenen Sklaven, die, wie Persius sagt, „als Quiriten von gestern", den Hut als Zeichen der neuen Freiheit auf dem Kopfe führten. Das Hinausfahren der Leichen scheint überhaupt gar nicht volksthümlich gewesen zu sein; denn daß man bei der Pestilenz unter Antoninus Pius zu Wagen griff, um die Todten fortzuschaffen, wird als etwas außergewöhnliches erwähnt.

Schlossen sich Magistratspersonen dem Zuge an, so gingen sie vor der Leiche. Die Familie und das theilnehmende Publikum (aus dem übrigens mancher schon am Thore wieder umkehrte, wie Cynthia's Geist ihrem Properz vorwirft!) folgte, der weibliche Theil unter lauten Ausbrüchen des Schmerzes, die Töchter mit aufgelöstem Haar, die Söhne verhüllten Hauptes. Unterwegs warf man dem geliebten Todten Blumen, Bänder und Haarlocken zu. Wie in Hellas war auch in Rom die Trauerfarbe schwarz. Von den Frauen sagt Varro in einem Fragmente, sie hätten, so lange der Todte noch über der Erde stand, mit dem alterthümlichen Schleiertuche zu trauern, um dessen Bänder und Zahl sich die Zwölftafelgesetze ebenfalls gekümmert hatten, bei dem Begräbnisse selbst mit dunkeln Obergewändern. In der Kaiserzeit bürgerte sich aber Weiß als Trauerfarbe ein und Plutarch wirft deshalb in seinen Römischen Untersuchungen die Frage auf: „Warum tragen die Frauen in Trauerfällen weiße Kleider und Haarnetze!" Bestimmt weisen für die Männer mehrere Stellen auf den Gebrauch der schwarzen Toga hin. Cynthia's Schatten spricht zu Properz:

„Endlich hat Einer gebeugt im Leichengeleit Dich geseh'n,
Oder daß Thränen Dir heiß netzten das schwarze Gewand?"

Ebenso sagt Juvenal:

„Also strafet ein Gott Langlebende, daß sie in immer
Neuem Verlust, der im Haus umgeht, und in häufiger Trauer
Ewigem Gram und in schwarzem Gewand annahen dem Alter."

Endlich tadelt Cicero auf das Heftigſte deshalb den Vatinius, weil er bei einem Leichenmahle ſich in ſchwarzer Toga zu Tiſche geſetzt hatte, während gerade bei dieſer Gelegenheit (ſ. u.) die Trauerkleider ausgeſchloſſen waren. Der Senator trauerte außerdem, indem er ſeine mit breitem Purpurſtreifen verſehene Tunika mit der ritterlichen ſchmalgeſtreiften vertauſchte. Der Ritter legte den goldenen Ring ab, der Beamte entäußerte ſich ſeiner Inſignien, der Faſcen und Liktoren. Die Frauen und Mädchen durften gleichfalls nichts von goldenem Schmucke an ſich tragen. In der Rede des Tribunen Valerius gegen das Oppiſche Geſetz kommen bei Livius die Worte vor: „Was denn anderes legen die Frauen in der Trauer ab, als Purpur und Gold? Was nehmen ſie wieder, ſobald ſie ausgetrauert haben?“ Noch ſei bemerkt, daß man in Rom, wie bei uns, es für unpaſſend hielt, ſich während der Trauerzeit an öffentlichen Orten und in Geſellſchaften zu zeigen.

Die wichtigſten Punkte, an denen das kleinbürgerliche Begräbniß zu erkennen iſt, ſtellt Properz zuſammen, indem er in der dreizehnten Elegie des zweiten Buches ſingt:

„Soll, wenn immer, ſich denn zum Tode das Auge mir ſchließen,
Wohl, ſo vernimm, wie ich gern wäre beſtattet von Dir.
Wandele nicht ein Gefolge von Ahnen in langem Geleite;
Klage die Tuba nicht hohl dem Geſchiedenen nach.
Rüſte man nicht mein Lager auf elfenbeinerner Sponde,
Ruh' auf attaliſchem Pfühl nicht des Entſchlafenen Leib.
Fehle mir immer der Zug von weihrauchduftenden Schalen,
Sei die Beſtattung gering, wie man den Niedern begräbt.
Reich iſt, reich das Geleit; drei Büchlein werden mir folgen,
Perſephoneia, für Dich würdiges Weihegeſchenk.
Und auch Du wirſt folgen den entblößeten Buſen zerſchlagend,
Wirſt nicht müd' Du, nach mir immer zu rufen, nach mir,
Um die erkaltete Lipp' ein Mal, zum letzten, zu küſſen,
Wenn aus dem Salbengefäß ſyriſche Narde mich netzt.
Dann, nachdem auflodernde Glut mich zu Aſche gebrannt hat,
Was noch die Flamme verſchont', berg' ein geringes Gefäß.“

Doch die letzten Verſe gehen bereits über die berührten Einzelheiten hinaus und führen uns an die Begräbnißſtätte ſelbſt!

Es scheint außer Zweifel zu sein, daß die Sitte des Begrabens auch in Rom und Latium überhaupt älter war, als die des Verbrennens. Ausdrücklich schreibt hierüber Plinius in der Naturgeschichte: „Das Verbrennen ist bei den Römern nicht altes Herkommen; die Todten wurden begraben. Als sie aber in den langen Kriegen erfahren mußten, daß man die mit Erde Bedeckten wieder ausgrub, da wurde es eingerichtet [?]. Und dennoch behielten viele Familien den alten Brauch bei, wie niemand in der Kornelischen vor dem Diktator Sulla verbrannt worden sein soll und zwar wollte er es so haben, weil er Vergeltung fürchtete, nachdem er den Leichnam des Marius hatte ausgraben lassen." Nach Plutarch wurde ja auch König Numa begraben und zwar in einem steinernen Sarge am Janikulus. Einen sprechenden Beweis liefert aber auch die erst durch ein Decemviralgesetz aufgehobene Sitte, vor dem Verbrennen ein Glied des Leichnams abzuschneiden und dasselbe zu beerdigen, weil nur dadurch die Familie der Verunreinigung ledig werden konnte, und ferner der auch später bestehende Brauch, den Todten wenigstens eine Scholle Erde mit in das Grab zu werfen. Wie in Griechenland wurden auch in Italien kleine Kinder, die noch nicht gezahnt hatten oder nach einer anderen Nachricht unter 40 Tagen alt waren, nie dem Scheiterhaufen übergeben und darum sagt auch Juvenal:

„Seufzer entfliehn — so gebeut es Natur — wenn uns der erwachs'nen Jungfrau Leiche begegnet, ein Kind in die Erde gesenkt wird, Flammenden Scheitern zu klein."

In der alten Bergstadt Präneste hat die Sitte des Begrabens bis in die Kaiserzeit fortgedauert. Noch vor wenig Jahren hat man am Aventin viele Skelette gefunden und auch in Grabmälern aus der ersten Kaiserzeit Sarkophage neben den Aschenkrügen entdeckt. Dennoch ist aber auch die Sitte des Verbrennens in Etrurien und Latium sehr alt und schon die Zwölftafelgesetze verboten das Begraben sowohl als das Verbrennen von Todten innerhalb der Stadt. Wie sehr aber schon zu Tacitus Zeit die Urne den Sarg überwog, bezeugt

der Historiker selbst, indem er von Nero's Gemahlin Poppäa schreibt: „Ihr Körper wurde nicht vom Feuer verzehrt, wie es römische Sitte ist, sondern einbalsamirt." Erzählt doch auch der ältere Plinius, daß in Kampanien die Winzer, welche beim Erklettern der hohen, mit Ulmen verschwisterten Weinstöcke ihr Leben auf das Spiel setzten, sich „Scheiterhaufen und Grabmal" außer dem Lohne ausbedungen hätten. Durch die Bemühungen der christlichen Lehrer wurde das Beerdigen aber später wieder häufiger und Makrobius versichert aus dem fünften Jahrhundert, daß zu seiner Zeit das Verbrennen der Todten beinahe aufgehört habe. Noch Karl, der Große, hat sich indeß bewogen gefunden, ein Verbot des Scheiterhaufens zu erlassen!

Wie hinsichtlich Athens haben wir auch über Rom die Nachricht, daß die Leichname in ältester Zeit in den Häusern oder wenigstens innerhalb der Ringmauern begraben worden seien. Daß das Letzte vorgekommen sein mag, beweist das Verbot der Zwölftafeln, daß es aber noch in der Kaiserperiode von ehrgeizigen Leuten versucht wurde, zeigen die Reskripte der Kaiser Hadrian, Antoninus Pius und Theodosius II. Von diesem Gesetze waren nur die Vestalischen Jungfrauen dispensirt und einzelne Personen von besonders ausgezeichnetem Verdienste. So besaßen z. B. die Valerier und Fabricier ein Erbbegräbniß am Forum, benutzten das Recht aber später nur symbolisch, indem der Leichenkonduкt dort Halt machte und eine brennende Fackel einen Augenblick unter die Bahre gehalten wurde. Außer Domitian und Trajan scheinen nicht einmal die Kaiser sich das Privilegium angemaßt zu haben. Dagegen gestattete man lieber, aber auch nur in seltenen Fällen, eine Ausnahme für die Beisetzung auf dem noch außerhalb des geheiligten städtischen Zwingers liegenden Marsfelde. Durch Volksbeschluß ward diese Ehre zu Theil Sulla, Hirtius und Pansa, Agrippa und der Frau des Pompejus, Julia.

Jene Todtengräber der Libitina, welche für wenige Sesterzen bei nächtlicher Weile ihre unheimliche Last durch die

Stadt trugen, waren keinen Augenblick unschlüssig, wohin sie mit derselben sollten. Außerhalb des riesigen Festungswalles des Servius Tullius, dessen Spuren noch heute an der östlichen Seite der Stadt bei den Thermen Diokletian's sichtbar sind, lag eine freie Ebene, wo der Arme und Verbrecher, überhaupt jeder seine letzte Stätte fand, der nicht soviel hinterließ, um anständig behandelt zu werden, und keinen Antheil an einem Erbbegräbniß besaß. Horaz berührt diesen Platz, der, als Mäcenas dort seine Gärten anlegte, jedenfalls weiter hinaus gerückt worden war, mit folgenden Versen:

„Hier für das niedere Volk einst war der gemeinsame Friedhof,
Wie's Nomentanus, der Lump, und Pantolabus fand, der Schmarotzer.
Tausend Fuß in der Front, dreihundert Fuß in der Tiefe
Zeigte der Grenzstein an, der sich nicht mit spllte vererben.
Jetzt ist die Höh' des Esquilienbergs, des gesunden, bewohnbar,
Läßt sich bequem auf dem sonnigen Damm lustwandeln, wo jüngst noch
Trauernde nichts sonst sah'n als ein Feld voll weißer Gebeine."

Denkt man sich nun noch hinzu die Nähe des Nachrichters, der dort seine Richtstätte (Sestertium) hatte, die Raubvögel und verwilderten Hunde, welche auf ekle Mahlzeiten lauerten, die Diebe und verworfenen Metzen, welche sich dort herumtrieben, dann verspürt man ein Grauen und begreift, wie passend der Ort für Horaz war, um dort die der Kanidia und Sagana angedichtete Zauberszene vor sich gehen zu lassen.

Doch gab es auch für den Aermsten Mittel, dieser unwürdigen Bestattung zu entgehen. Die Kaiser und viele unter den reichen Leuten ließen ihre Sklaven und Freigelassenen auf eigene Kosten begraben und erbauten ihnen auch gemeinschaftliche Grabstätten. Von Mark Aurel rühmt es Kapitolinus, daß er die Todten aus der ärmsten Klasse auf öffentliche Kosten bestatten ließ. Aber die Leute waren auch schon praktisch genug, auf dem so beliebten Weg der Assoziation zu einem anständigen Begräbnisse zu gelangen. Zuerst hatten die verschiedenen Kollegien oder Innungen der Handwerker, wie unzählige Inschriften bezeugen, ihre Begräbnißkassen und gemeinschaftlichen Grabmäler. Ebenso gab es bei jeder Legion einen

Leichenfiskus, dessen Verwalter der Fähnrich war. Außerdem entstanden aber auch allenthalben zu diesem Zwecke freie Vereinigungen, deren Statuten mehr oder weniger Aehnlichkeit gehabt haben mögen mit denen der 136 n. Chr. im uralten Lanuvium gestifteten Begräbnißkorporation, welche Diana und Antinous zu Schutzheiligen gewählt hatte und aus Freien und Sklaven bestand.*) Dort hatte jeder Eintretende außer einer Amphora Wein 100 Sesterzen ($7^1/_4$ Thlr.) als Stamm und Einschuß zu erlegen, dann aber monatlich 5 Aß oder jährlich 15 Sesterzen ($32^1/_2$ Sgr.) zu zahlen. Wer dies nicht regelmäßig that oder sein Leben durch Selbstmord endete, verlor seine Ansprüche. Die Fiskussumme betrug bei dem Sterbefalle 400 Sesterzen (29 Thlr.) Wer also 20 Jahre beisteuerte, hatte die Höhe des Ganzen erreicht, mußte aber wahrscheinlich fortzahlen, da auch die früher Sterbenden die volle Summe erhielten. Starb das Mitglied ohne Testament, so übernahm die Gesellschaft selbst das Begräbniß, war aber ein testamentarischer Erbe da, so überließ man ihm das Sterbegeld; er mußte aber den zur Leichenbegleitung verpflichteten Fiskusmitgliedern Mann für Mann am Scheiterhaufen einen Sesterz (2 Sgr. 2 Pf.) auszahlen! Starb das Mitglied nicht weiter als eine Meile von Lanuvium, so gingen drei Deputirte hin, um das Begräbniß zu besorgen und jeder von ihnen erhielt außer der Begleitegebühr 20 Sesterzen Reisegeld. Kam aber der Todesfall in weiterer Entfernung vor, so wurde nach Erfüllung bestimmter juristischer Klauseln dem Ausrichter des Begräbnisses das Fiskusgeld eingehändigt. Der Stiftungstag der Gesellschaft und die Geburtstage der Schutzheiligen und einiger Legatenstifter wurden festlich begangen (doch durften sich solche Vereine nach einem Gesetze nur einmal monatlich versammeln). Die Abschrift einer öffentlichen Erklärung aus dem Jahre 167 n. Chr., durch welche der Vorsteher einer solchen Gesellschaft wegen gesunkener Mitgliederzahl die Aufhebung der-

*) *Vergl. B. I., S. 240.*

ſelben und die Einſtellung der Zahlungen bekannt macht, hat man 1790 in einem ſiebenbürgiſchen Goldbergwerk gefunden.

Gewöhnlich beſaßen ſolche Kollegien auch ihr gemeinſchaftliches Grabmal, meiſt ein großes Gewölbe mit langen Reihen kleiner, halbkreisförmiger Niſchen, in denen die Aſchenurnen verwahrt wurden und deren Aehnlichkeit mit Taubenneſtern ſolchen Gebäuden den Namen columbarium, Taubenſchlag, verſchaffte. Zuweilen bildeten ſich aber auch beſondere Vereine zur Herſtellung eines derartigen Monuments. Die Inſchriften eines 1852 an der Appiſchen Straße entdeckten, Raum für 600 Urnen bietenden Kolumbariums zeigen, daß der Bau aus den Beiträgen der Mitglieder von einem aus deren Mitte gewählten Kurator unternommen wurde und daß man dann die Antheile verlooste, die aber wieder nach den in ihnen enthaltenen Grabniſchen parzellirt und an andere Perſonen verkauft werden konnten. Das Ganze war alſo eine Art von Aktienſpekulation.

Die Verbrennung ſelbſt wurde nicht allemal am Grabmale vorgenommen, ja zuweilen findet man an den Monumenten ein gegen die Anlegung einer nahen Brandſtätte gerichtetes Verbot. Den in kubiſcher Form aufſteigenden Scheiterhaufen denkt man ſich gewöhnlich aus Holzſtücken beſtehend; allein bei dem hohen Preiſe des weither, ſelbſt aus Afrika, eingeführten Holzes und bei der Menge, die man davon brauchte, um den Körper bis auf die Knochen in Aſche zu verwandeln, iſt es im voraus anzunehmen, daß nur vermögende Leute einen ſoliden Holzbau bekamen. Dieſe ließen auch die Scheite trotz des Zwölftafelverbotes behauen und glatt hobeln und ſogar bemalen! Gewöhnlich aber wird man den Stoß nur mit Holz verkleidet, im Innern aber mit Oelbaum- und Weinrebenbüſcheln nebſt trockenem Schilf und Rohr, das maſſenweiſe aus den Sümpfen Etruriens nach Rom geſchafft wurde, gefüllt haben. Auch ſtopfte man die Pfühle oder Matratzen, auf denen die Leichen ruhten, mit Binſen, Wollgras und anderem Pflanzen-

zunder aus. Dies ergiebt ſich deutlich aus ein paar Andeutungen Martial's, wie wenn er ſagt:

„Während der Holzſtoß leicht mit Schilf zum Brennen gefüllt wird,
Während die weinende Frau Myrrhen und Kaſia kauft,
Grab ſchon, Tragbett ſchon, ſchon Leichenſalber bereit ſind,
Setzte zum Erben mich ein Numa — und wurde geſund,"

und einem Geizhals vorwirft:

„Dein Erbe ſchwöret, daß Du nichts zurückließeſt,
Und während Du auf Brettern oder Stein liegeſt
Und Dein mit Schilf geſtopftes Lager aufſteiget,
Wird ſtolz er küſſen Deine weinenden Eunuchen."

Endlich ſcheint man auch Harz und Pech benutzt zu haben, um die Hitze der Flamme zu mehren. Anſtändiger war es natürlich, was auch Properz nicht miſſen will, allerlei wohlriechende Oele, Salben, Weihrauch und den von den Zwölftafelgeſetzen hierbei verbotenen Wein anzuwenden, um die Flammen zu nähren und den Geruch zu verbeſſern. Deshalb nennt auch Lukan das Feuer des aus den Reſten eines alten Nachens erbauten Scheiterhaufens, auf dem des Pompejus Leichnam von einem treuen Diener verbrannt wurde, ein „trockenes". Bei Sulla's Verbrennung gab es ein rieſiges Bild des Verſtorbenen nebſt dem eines Liktors aus Zimmet und Weihrauch. Die Wohlgerüche dufteten überhaupt oft ſo ſtark, daß Ohnmachten unter den Umſtehenden nicht ſelten vorkamen. Plinius moraliſirt darum ſtark über die Verſchwendung der Spezereien und ſpottet über den Namen „glückliches Arabien", da deſſen Produkte ja nicht den Göttern, ſondern den Todten zu gut kämen. „Sachkundige verſichern," fährt er fort, „daß die ganze Jahresernte des Landes an Weihrauch nicht ſo viel beträgt, als Nero beim Tode ſeiner Poppäa verbrannt habe. Ferner mögen die in jedem Jahre auf der ganzen Erde vorkommenden vielen Leichenbegängniſſe und die maſſenhaft zu Ehren der Todten aufgehäuften Spezereien in Anſchlag gebracht werden, welche man den Göttern nur krümchenweiſe ſpendet."

Dem mit der Bahre nach einem Abſchiedskuſſe auf den

Scheiterhaufen gesetzten Todten wurden noch allerhand Liebesgaben, auch Schmucksachen, Kleider und Teppicheargeb dracht. Darauf erhob man nochmals, wie unmittelbar nach dem Verscheiden, eine Wehklage und der nächste Verwandte oder Freund hielt mit abgewandtem Gesicht die Fackel an das Holzwerk. Stürmisches oder regnerisches Wetter störte oft die Verbrennung. Bei Sulla's Bestattung wartete man aus diesem Grunde bis drei Uhr nachmittags. Während der Verbrennung des auf Domitian's Befehl getödteten Astrologen Askletarion löschte ein plötzlich ausbrechendes Gewitter den Scheiterhaufen und die Hunde zerrissen den halbverkohlten Leichnam. Aber auch sonst fehlte es nicht an ärgerlichen Vorkommnissen. Als einer von den Freunden des Tiberius Gracchus verbrannt wurde, barst sein Leichnam; die Flamme erlosch und konnte nur nach Versetzung des Scheiterhaufens wieder entzündet werden. Ein M. Lepidus dagegen wurde durch die Gewalt des Feuers herabgestürzt und mußte neben seinem lodernden Holzstoß auf ärmlichem Reisig verbrannt werden. Plinius nennt uns aber auch zwei Fälle viel gräßlicherer Art. Attilius Aviola und Lamia erwachten auf dem brennenden Scheiterhaufen aus ihrem Scheintode und konnten nicht gerettet werden! Rechtzeitiger soll der gewesene Prätor Aelius Tubero Lebenszeichen von sich gegeben haben.

War endlich der Holzstoß niedergebrannt, so löschte man, wie in der Homerischen Zeit, die glühende Asche mit Wein. Dies meint Properz mit dem Worten Cynthia's:

„War Dir doch das selbst lästig, umsonst Hyacinthen zu streuen,
Wein aus zerbrochenem Krug sühnend der Asche zu weih'n,"

und eine Inschrift lautet: „Darum bitte ich Euch, Ihr Götter, daß Ihr mir Freunde erhaltet am Leben, damit sie vermögen mit Wein unsere Asche zu mischen." Die übrigen Begleiter der Leiche entfernten sich nun, nachdem sie der Asche ein letztes Lebewohl zugerufen und friedliche Ruhe gewünscht hatten; nur die Verwandten blieben, um die Gebeine zu sammeln, ein Hergang, den am deutlichsten Tibull in folgenden Versen beschreibt:

„Wenn sie den Manen gerufen und Ruh' erfleht für die Seele
Und mit dem Quell vorher fromm sich die Hände genetzt,
Mögen sie, was als Rest allein vom Körper mir nachbleibt,
Mein durch bleichtes Gebein sammeln in's Trauergewand
Und das gesammelte erst mit bejahrtem Weine benetzen,
Dann auch schneeige Milch drüber zu gießen bereit,
Wischen sodann mit Gewebe des zartesten Linnens das Naß ab,
Und in der marmornen Gruft setzen das trockene bei."

Das Trocknen der Ueberreste an der Luft dauerte mehrere Tage und erst nach deren Ablauf wurden sie in einer gewöhnlich aus gebranntem Thon, oft aber auch aus Glas, Stein oder Metall bestehenden Urne in das Grabmal getragen und beigesetzt, was die theilnehmenden Personen ungegürtet und mit bloßen Füßen vollzogen. Fand dagegen eine Beerdigung statt, so wurde die Leiche entweder sammt der Bahre und wie sie ausgestellt gewesen war, in das Grab getragen oder in einen Sarg eingeschlossen. Dieser war gewöhnlich von Holz; doch kommen auch irdene vor, die am Kopfende eine Oeffnung hatten, um wohlriechende Substanzen eingießen zu können. In einem solchen ließ sich, wie Plinius erwähnt, der gelehrte Terentius Varro beisetzen, obgleich er, nach einem Fragmente zu urtheilen, früher den Herakleides aus Pontus gelobt hatte, weil derselbe das Verbrennen der Leichen empfahl, Demokrit aus Abdera aber für einen Thoren erklärt, weil er das Mumisiren in Honig vorzog. „Wäre diesem," sagte er, „der große Haufe gefolgt, so will ich des Todes sein, wenn wir den Becher Honigmeth um vier Goldstücke kaufen könnten!"

Die Vermehrung des Prunkes richtete sich besonders nach dem Stande des Todten und es wird zuweilen besonders erwähnt, wenn ein Begräbniß dem Amte, das der Verstorbene bekleidet hatte, nicht entsprach. Durch Kargheit bei der Leichenfeier seines Oheims, des jüngeren Scipio Afrikanus, brachte sich Aelius Tubero um die Prätur. So erzählt auch Livius, daß der ältere Kato seinen Sohn, einen designirten Prätor, mit sehr geringem Aufwande seiner Armuth wegen bestattet habe. In demselben Jahre starb auch M. Aemilius Lepidus, ein Mann

aus der höchsten Aristokratie, der alle Ehrenämter des Staates verwaltet hatte. Bevor er aber verschied, trug er seinen Söhnen auf, ihn auf einem Polsterbette, ohne Laken, ohne Purpur zu bestatten, auf das übrige Begräbniß sollte keiner von ihnen mehr als 10 Asse (5 Sgr.) verwenden. Zuweilen kam es auch vor, daß das Volk die Verdienste eines armen Ehrenmannes dadurch feierte, daß es freiwillig zum Begräbniß eine Kollekte veranstalte. Dies geschah schon, als Menenius Agrippa, der Fürsprecher der Plebejer, gestorben war; der Mann gab nach Livius ein Sechstelaß (damals 9 Pf.). Ebenso berichtet der Geschichtsschreiber über den 458 v. Chr. erfolgten Tod des Valerius Poplikola: „Das Volk soll in das Haus des Konsuls Viertelasse geworfen haben, damit er auf glänzendere Weise bestattet würde." Erwähnt wird diese Art der Dankbarkeit noch gegen Fabius Maximus und gegen einen Scipio. Davon verschieden ist es, wenn der Senat zu besonderer Anerkennung das Begräbniß auf öffentliche Kosten durch einen der oberen Beamten ausrichten läßt und zugleich, wie aus dem von Cicero erwähnten Dekrete über die Bestattung des Sulpicius Rufus Lemonia hervorgeht, die kuruliſchen Aedilen ermächtigt, ihre den Pomp der Leichenbegängnisse beschränkenden Verordnungen für den fraglichen Fall außer Kraft treten zu lassen. Letzteres bildet wohl den Hauptunterschied des „öffentlichen" (publicum) Begräbnisses von dem „angesagten" (indictivum), d. h. durch einen Herold in den Straßen verkündeten, dessen sich jeder Privatmann bedienen konnte, obwohl natürlich auch bei dem öffentlichen die Einladungsworte erschallten: „Der Quirite N. N. ist dem Tode verfallen! Wem es gefällig ist die Leiche zu begleiten, es ist jetzt Zeit; eben wird er aus dem Hause getragen!" Auf Kosten des Staats wurden z. B. bestattet die gefangenen Könige Syphax und Perseus und die Konsuln Hirtius und Pansa, in der späteren Zeit die Kaiser und auch weibliche Mitglieder der kaiserlichen Familie. Ob das „censorische" Begräbniß eine noch feierlichere Art der Bestattung und mit besonderen nur dem Censor gebührenden Auszeichnungen verbunden gewe-

sen sei, oder, wie andere meinen, mit dem „öffentlichen" identisch nnd nur ein anderer, von dem ursprünglich es verakkordirenden Censor herrührender Name, ist bei der Dunkelheit der Nachrichten sehr zweifelhaft. Der Umstand jedoch, daß es nach Tacitus auch dem Kaiser Klaudius, der doch wirklich die Censur bekleidet hat, vom Senat bewilligt wurde, spricht für die zweite Ansicht. Denn wozu hätte es über die einem gewesenen Censor von Hause aus zustehenden Ehren noch eines Senatsdekretes bedurft?

Solche große Leichenbegängnisse fanden stets am hellen Tage statt und glichen gewissermaßen einer Triumphal- oder Cirkusprozession. Das Personal der Libitina stand bei ihnen unter dem Kommando eines Marschalls, dem schwarzgekleidete Liktoren die Ordnung aufrecht erhalten halfen. Horaz nennt bekanntlich den Herbst die Zeit, wo

„Die reifende Feig' und die Hitze
Zieret mit schwärzlicher Schaar von Liktoren den Leichenbesorger."

Einen Hauptunterschied vom „stillen" Begräbniß bildete ferner die Musik der Trompeter, Hornbläser und Flötisten, welche den Zug eröffneten. Auch diese erwähnt Horaz, indem er denjenigen einen vom Volke Bevorzugten nennt,

„Der überschreit doch,
Wenn sich auch hundert Wagen und drei Kondukte begegnen,
Alle Drommeten und Hörner am Markt."

Es war überhaupt sprichwörtliche Redensart für sterben wollen: „Zu den Trompetern schicken." Doch scheinen diese sowohl als die Hornisten erst später dazu gekommen zu sein; denn die Zwölftafelgesetze erwähnen nur die Flötenspieler und beschränken ihre Zahl auf zehn, woran auch später noch die Aedilen bei den Privatbegräbnissen festhielten. Die Flöte war nothwendig zur Begleitung der Nänien oder der Loblieder auf den Verstorbenen, die während der Prozession und auf der Grabstätte gesungen wurden. Ursprünglich übernahmen diesen Gesang die Hinterbliebenen, besonders die Kinder der Verstorbenen, selbst; aber später bei schwindender Pietät übertrug man das

Geschäft bezahlten Klageweibern, welche nun die Libitina auch stellte. Aus einer Stelle Varro's („Dieses Weib wurde einst praefica genannt bis zum punischen Krieg") hat man schließen wollen, daß die Sitte blos bis in das dritte Jahrhundert v. Chr. gedauert habe. Varro meint jedoch offenbar nur den Namen. Denn noch nach Beendigung der Karthagerkriege sagt Lucilius: „Die Klageweiber, welche um Lohn gedungen bei fremdem Begräbnisse weinen, schreien und zerreißen sich weit mehr die Haare," und wenn Horaz vor falschem Lob mit den Worten warnt:

„Wie die Person, die um Lohn bei Leichenbegängnissen wehklagt,
Oft sich kläglicher noch, als der wirklich Betrübte, gebärdet,
Stellt ein Spötter sich mehr noch bewegt, als wer Dich im Ernst lobt,"

so muß man wohl an dieselbe Klasse denken. Von des Klodius Begräbniß erwähnt es Cicero als eine Schande, daß Musik, Lobrede und Wehklage dabei gefehlt habe. Bei Cäsars Leichenbegängniß wurde die Nänie auf dem Forum gesungen und als Germanikus bestattet wurde, wunderte sich nach Tacitus das Volk, daß „die zum Andenken an das Verdienst eingeübten Gesänge" fehlten. Die Klageweiber pflegten sich, wie von ihrem Bildungsgrade zu erwarten steht, in ihrem Lobe zu übernehmen und ihre Lieder kamen bald in den Ruf der Abgeschmacktheit und Albernheit. „Ein geschwätziger Bürger soll mir für ein Klageweib gelten," heißt es im „Trukulentus" des Plautus; „es lobt immer andere, ohne sich selbst loben zu können," und in der „Eselskomödie" versichert der Parasit: „Es sind dies keine Possen, denn es sind ja keine Sterbelieder."

Welchen Anstoß würde es aber heute erregen, wenn der Leiche voran ein mimischer Tänzerchor zöge, wenn dessen Direktor selbst den Todten karikirte? Und doch ist dieser der Neigung der Römer zum Burlesken und zum grobkörnigen Witze entsprechende Brauch außer allem Zweifel! Dionysios von Halikarnaß, der ungefähr 30 v. Chr. nach Rom kam, erzählt unter anderem: „Ich sah aber auch bei Begräbnissen angesehener Männer neben den anderen Aufzügen vor der Bahre Chöre von

sen sei, oder, wie andere meinen, mit dem „öffentlichen" identisch nnd nur ein anderer, von dem ursprünglich es verakkordirenden Censor herrührender Name, ist bei der Dunkelheit der Nachrichten sehr zweifelhaft. Der Umstand jedoch, daß es nach Tacitus auch dem Kaiser Klaudius, der doch wirklich die Censur bekleidet hat, vom Senat bewilligt wurde, spricht für die zweite Ansicht. Denn wozu hätte es über die einem gewesenen Censor von Hause aus zustehenden Ehren noch eines Senatsdekretes bedurft?

Solche große Leichenbegängnisse fanden stets am hellen Tage statt und glichen gewissermaßen einer Triumphal- oder Cirkusprozession. Das Personal der Libitina stand bei ihnen unter dem Kommando eines Marschalls, dem schwarzgekleidete Liktoren die Ordnung aufrecht erhalten halfen. Horaz nennt bekanntlich den Herbst die Zeit, wo

„Die reifende Feig' und die Hitze
Zieret mit schwärzlicher Schaar von Liktoren den Leichenbesorger."

Einen Hauptunterschied vom „stillen" Begräbniß bildete ferner die Musik der Trompeter, Hornbläser und Flötisten, welche den Zug eröffneten. Auch diese erwähnt Horaz, indem er denjenigen einen vom Volke Bevorzugten nennt,

„Der überschreit doch,
Wenn sich auch hundert Wagen und drei Kondukte begegnen,
Alle Drommeten und Hörner am Markt."

Es war überhaupt sprichwörtliche Redensart für sterben wollen: „Zu den Trompetern schicken." Doch scheinen diese sowohl als die Hornisten erst später dazu gekommen zu sein; denn die Zwölftafelgesetze erwähnen nur die Flötenspieler und beschränken ihre Zahl auf zehn, woran auch später noch die Aedilen bei den Privatbegräbnissen festhielten. Die Flöte war nothwendig zur Begleitung der Nänien oder der Loblieder auf den Verstorbenen, die während der Prozession und auf der Grabstätte gesungen wurden. Ursprünglich übernahmen diesen Gesang die Hinterbliebenen, besonders die Kinder der Verstorbenen, selbst; aber später bei schwindender Pietät übertrug man das

Geschäft bezahlten Klageweibern, welche nun die Libitina auch stellte. Aus einer Stelle Varro's („Dieses Weib wurde einst praefica genannt bis zum punischen Krieg") hat man schließen wollen, daß die Sitte blos bis in das dritte Jahrhundert v. Chr. gedauert habe. Varro meint jedoch offenbar nur den Namen. Denn noch nach Beendigung der Karthagerkriege sagt Lucilius: „Die Klageweiber, welche um Lohn gedungen bei fremdem Begräbnisse weinen, schreien und zerreißen sich weit mehr die Haare," und wenn Horaz vor falschem Lob mit den Worten warnt:

„Wie die Person, die um Lohn bei Leichenbegängnissen wehklagt,
Oft sich kläglicher noch, als der wirklich Betrübte, gebärdet,
Stellt ein Spötter sich mehr noch bewegt, als wer Dich im Ernst lobt,"

so muß man wohl an dieselbe Klasse denken. Von des Klodius Begräbniß erwähnt es Cicero als eine Schande, daß Musik, Lobrede und Wehklage dabei gefehlt habe. Bei Cäsars Leichenbegängniß wurde die Nänie auf dem Forum gesungen und als Germanikus bestattet wurde, wunderte sich nach Tacitus das Volk, daß „die zum Andenken an das Verdienst eingeübten Gesänge" fehlten. Die Klageweiber pflegten sich, wie von ihrem Bildungsgrade zu erwarten steht, in ihrem Lobe zu übernehmen und ihre Lieder kamen bald in den Ruf der Abgeschmacktheit und Albernheit. „Ein geschwätziger Bürger soll mir für ein Klageweib gelten," heißt es im „Trukulentus" des Plautus; „es lobt immer andere, ohne sich selbst loben zu können," und in der „Eselskomödie" versichert der Parasit: „Es sind dies keine Possen, denn es sind ja keine Sterbelieder."

Welchen Anstoß würde es aber heute erregen, wenn der Leiche voran ein mimischer Tänzerchor zöge, wenn dessen Direktor selbst den Todten karikirte? Und doch ist dieser der Neigung der Römer zum Burlesken und zum grobkörnigen Witze entsprechende Brauch außer allem Zweifel! Dionysios von Halikarnaß, der ungefähr 30 v. Chr. nach Rom kam, erzählt unter anderem: „Ich sah aber auch bei Begräbnissen angesehener Männer neben den anderen Aufzügen vor der Bahre Chöre von

Satyrtänzern, welche die Sikinnis (einen frechen, muthwilligen Tanz) aufführten." Nach Sueton paſſirte es bei dem Leichenbegängniß des als geizig verſchrieenen Kaiſers Veſpaſian, daß der Obermime, „der, wie es Sitte iſt, in Handlungen und Redeweiſe dem Lebenden nachahmte," laut die Beſorger des Begräbniſſes fragte, wie hoch daſſelbe zu ſtehen käme und als er hörte: 10 Millionen Seſterzen, ausrief: „Gebt mir 100,000 und werft mich meinetwegen in den Tiber!" Ebenſo ſeltſam war aber die hinter den Bocksſpringern folgende Maskenprozeſſion, ſeit dem Aufkommen des römiſchen Amtsadels die Krone eines ſollennen Leichenpomps. Die an den Wänden der zum Atrium gehörenden Seitenflügel in kleinen, tempelartigen Schränken verwahrten Wachsmasken der Ahnen wurden nämlich von Schauſpielern vor das Geſicht genommen, die in Größe und Wuchs den darzuſtellenden Perſonen glichen und natürlich auch die Tracht und Inſignien, welche den einſtigen Inhabern gebührten, anlegten. Man denke ſich alſo eine unendliche Reihe von gold- und purpurſtrahlenden Triumphatoren, von würdigen Konſuln, Prätoren und Cenſoren, deren jedem ſeine Liktoren mit Faſcen und Beilen voranſchritten, auf Wagen oder zu Fuß dem todten Nachkommen die Ehre geben, und man wird den Stolz begreifen, mit welchem der erwähnte Aemilius Lepidus zu ſeinen Söhnen ſprach: „Durch der Ahnenbilder Pracht, nicht aber durch die Geldkoſten werden die Leichenbegängniſſe großer Männer verherrlicht." Bei der Beſtattung des Marcellus zu Auguſt's Zeit zogen 600 Wagen voll Masken auf, bei der Junia's, der Schweſter des Brutus, die Ahnenbilder von nicht weniger als 20 verwandten Familien! Man ſah zuweilen ganze Perioden der römiſchen Geſchichte auf dieſe Weiſe illuſtrirt. Von Druſus, dem Sohne des Tiberius, ſagt Tacitus: „Sein Begräbniß war beſonders glänzend durch den Aufzug der Ahnenbilder, da der Urahn des Juliſchen Geſchlechts, Aeneas, alle Könige der Albaner, der Gründer der Stadt, Romulus, dann den ſabiniſche Adel, Attus Klauſus und die übrigen Ebenbilder der Klaudier in langer Reihe zu ſchauen waren." Nach den Ahnenportraits trug man

noch, wenn der Verstorbene militärische Carrière gemacht hatte, die Verzeichnisse seiner Siege, die Bilder eroberter Städte und besiegter Völker; dann kamen die trauernden Liktoren mit gesenkten Fascen und endlich auf großem, elfenbeinernem Paradebett, gewöhnlich hoch aufgerichtet, der Todte selbst. Manchmal, z. B. bei Cäsar's, August's und der späteren Kaiser Bestattung lag die Leiche in einem Sarge, auf dessen Deckel ein bekleidetes Holzbild mit Wachsmaske den Verstorbenen repräsentirte. Die Verwandten folgten, wie bereits erwähnt. Reiche Leute schenkten oft auf dem Sterbebette einer Masse von Sklaven die Freiheit, nur um mit ihrer Güte noch im Tode prunken zu können.

Die vornehmen Kondukte bewegten sich stets durch die frequentesten Straßen nach dem Forum. Dort nahmen die Masken der Vorfahren auf den ihnen von den Liktoren herbeigetragenen kuruli schen Elfenbeinstühlen rings Platz und der Sohn oder ein anderer naher Verwandter des Todten bestieg die Rednerbühne und hielt eine zugleich die Verdienste der ganzen hohen Familie mit berührende Lobrede. Diese Ehre wurde nach dem gallischen Krieg auch auf die Matronen ausgedehnt; bei der Ueberschwänglichkeit und Parteilichkeit der Sprecher hat aber diese Sitte, wie Livius und Cicero eingestehen, gerade nicht dazu beigetragen, die Treue und Wahrheit der Geschichte zu stützen.

Die Beisetzung von Personen aus angesehenen Geschlechtern erfolgte stets in dem Familienbegräbnisse oder in einer besonders erbauten Gruft. Diese Gräber, deren Architektonik wir hier übergehen, bedurften ihre besonderen Einrichtungen, insofern man sie in eine Art von wohnlichem Zustand versetzte. Eine unnennbare Masse von Gegenständen des gewöhnlichen Lebens, an d[illegible]en unsere Museen so reich sind, stammen aus den Gräbern der Todten. Die Waffen des Kriegers, das Ackergeräthe des Landmannes, das chirurgische Besteck des Arztes, die Toilettenmstrumente der Damen vom Spiegel bis zu Kamm und Nadel, Lebensmittel jeder Gattung nebst Messern und Löffeln, Geld, Kleider, Lampen, Götterbilder, Riechfläschchen, Kinderspielzeug: alles findet sich unter dem Ameublement der Gräber.

Sehr häufig lag das Monument inmitten eines umfriedigten Garten- oder Ackergrundstückes, dessen Ertrag zu seiner Erhaltung und zur Bezahlung eines besonderen Wächters bestimmt war.

Nach der Beisetzung hielten die Verwandten am Grabmale ein aus gewissen Speisen, namentlich Bohnen, Eiern, Linsen und Salz bestehendes Mahl, wovon dem Todten auch sein Theil hingestellt wurde und um dessen willen oft neben den Familienbegräbnissen steinerne Tische und Bänke angebracht waren. Dann folgte noch an Ort und Stelle die Reinigung der Theilnehmer durch Besprengen mit Wasser und Räuchern mit Lorbeer. An einem der nächsten Tage ging man daran, auch das Sterbehaus zu lustriren, was durch Schwefel, schwarze Nieswurz und Eisenkraut, durch Fegen mit dem Besen und Opferung eines Hammels zu Wege gebracht ward. Die eigentliche Trauer schloß mit dem neunten Tag, an welchem ein größeres Opfer und eine Mahlzeit ausgerichtet zu werden pflegte, bei der Verwandte und Freunde eingeladen wurden und die Etikette das Weglassen der Trauerkleider erheischte. Zuweilen empfing dabei das ganze Volk eine Fleischspende oder ein Geldgeschenk und nicht selten veranstalteten reiche Familien auch Gladiatorenspiele an diesem Tage, eine Sitte, die zum ersten Male im Jahre 264 v. Chr. geübt worden sein soll, aber jedenfalls in dem etruskischen Glauben wurzelte, daß die Geister der Abgeschiedenen durch Menschenblut gesühnt werden müßten. Von einem ehrgeizigen Mammonsknecht sagt deshalb Horaz:

„Hätt' auf dem Grabmal nicht den Betrag des Staberius Erbe
Deutlich genannt, dann sollt' er einhundert Paare von Fechtern
Stellen, dazu einen Schmaus für das Volk nach des Arrius Vorschrift,
Weizen soviel als Afrika trägt."

Mahlzeiten, verbunden mit Bekränzung der Gräber, Anzünden der in ihnen hängenden Lampen, Spenden von Salben und Weihrauch, von Milch, Oel, Honig und Opferthierblut kehrten jährlich an den Begräbnißtage oder zu testamentarisch festgesetzten Terminen wieder. Namentlich wurde es später üblich,

an bestimmten Tagen Rosen oder Veilchen an die schmausenden Gäste vertheilen und sich auf das Grab legen zu lassen.

Die Männer pflegten wohl ihre Trauer über die erwähnten neun Tage selbst bei den zunächst stehenden Personen nicht auszudehnen. Wie Dio Kassius berichtet, trauerte der männliche Theil der Residenzbewohner selbst nach August's Tode nur wenige Tage und bestimmt sagt Seneka: „Unsere Vorfahren haben den Weibern ein Jahr zur Trauer festgesetzt, nicht, damit sie so lange trauerten, sondern damit es nicht länger geschehe; für die Männer giebt es keine gesetzliche Zeit, weil keine schicklich ist." Das hier genannte Jahr war ein zehnmonatliches Mondjahr. In bezug auf die Eltern und Kinder wurde das dem Numa zugeschriebene Gesetz immer festgehalten, wenn auch seine Uebertretung keiner strengen Strafe unterlag. Nur die Witwe durfte vor Ablauf der zehn Monate blos mit Dispensation des Senats oder des Kaisers wieder heirathen; sonst traf sie, ihren Gatten und den einwilligenden Vater die mit Verlust gewisser bürgerlicher Rechte verbundene prätorische Infamie.

XI.

Die Geheimnisse der Vesta.

Bei allen Völkern und zu allen Zeiten galt der Herd des Hauses als eine heilige Stätte, theils weil auf ihm das reine Element, das Feuer, brannte, theils weil er, das Symbol der festen Ansiedelung, die Glieder des Hauses um sich versammelte und den sittlichen Mittelpunkt des gesammten Familienlebens bildete. Bei Homer tritt das Herdfeuer noch nicht als Symbol einer persönlichen, den häuslichen Segen befördernden, göttlichen Macht deutlich hervor; aber Odysseus schwört bereits beim gastlichen Tische und dem Herde des Hauses heilige Eide und die hohe Bedeutung, welche man der Feuerstätte beilegte, erhellt recht deutlich aus dem Schutze, den sie denjenigen gewährt, die

Sehr häufig lag das Monument inmitten eines umfriedigten Garten- oder Ackergrundstückes, dessen Ertrag zu seiner Erhaltung und zur Bezahlung eines besonderen Wächters bestimmt war.

Nach der Beisetzung hielten die Verwandten am Grabmale ein aus gewissen Speisen, namentlich Bohnen, Eiern, Linsen und Salz bestehendes Mahl, wovon dem Todten auch sein Theil hingestellt wurde und um dessen willen oft neben den Familienbegräbnissen steinerne Tische und Bänke angebracht waren. Dann folgte noch an Ort und Stelle die Reinigung der Theilnehmer durch Besprengen mit Wasser und Räuchern mit Lorbeer. An einem der nächsten Tage ging man daran, auch das Sterbehaus zu lustriren, was durch Schwefel, schwarze Nieswurz und Eisenkraut, durch Fegen mit dem Besen und Opferung eines Hammels zu Wege gebracht ward. Die eigentliche Trauer schloß mit dem neunten Tag, an welchem ein größeres Opfer und eine Mahlzeit ausgerichtet zu werden pflegte, bei der Verwandte und Freunde eingeladen wurden und die Etikette das Weglassen der Trauerkleider erheischte. Zuweilen empfing dabei das ganze Volk eine Fleischspende oder ein Geldgeschenk und nicht selten veranstalteten reiche Familien auch Gladiatorenspiele an diesem Tage, eine Sitte, die zum ersten Male im Jahre 264 v. Chr. geübt worden sein soll, aber jedenfalls in dem etruskischen Glauben wurzelte, daß die Geister der Abgeschiedenen durch Menschenblut gesühnt werden müßten. Von einem ehrgeizigen Mammonsknecht sagt deshalb Horaz:

„Hätt' auf dem Grabmal nicht den Betrag des Staberius Erbe
Deutlich genannt, dann sollt' er einhundert Paare von Fechtern
Stellen, dazu einen Schmaus für das Volk nach des Arrius Vorschrift,
Weizen soviel als Afrika trägt."

Mahlzeiten, verbunden mit Bekränzung der Gräber, Anzünden der in ihnen hängenden Lampen, Spenden von Salben und Weihrauch, von Milch, Oel, Honig und Opferthierblut kehrten jährlich an den Begräbnißtage oder zu testamentarisch festgesetzten Terminen wieder. Namentlich wurde es später üblich,

an bestimmten Tagen Rosen oder Veilchen an die schmausenden Gäste vertheilen und sich auf das Grab legen zu lassen.

Die Männer pflegten wohl ihre Trauer über die erwähnten neun Tage selbst bei den zunächst stehenden Personen nicht auszudehnen. Wie Dio Kassius berichtet, trauerte der männliche Theil der Residenzbewohner selbst nach August's Tode nur wenige Tage und bestimmt sagt Seneka: „Unsere Vorfahren haben den Weibern ein Jahr zur Trauer festgesetzt, nicht, damit sie so lange trauerten, sondern damit es nicht länger geschehe; für die Männer giebt es keine gesetzliche Zeit, weil keine schicklich ist." Das hier genannte Jahr war ein zehnmonatliches Mondjahr. In bezug auf die Eltern und Kinder wurde das dem Numa zugeschriebene Gesetz immer festgehalten, wenn auch seine Uebertretung keiner strengen Strafe unterlag. Nur die Witwe durfte vor Ablauf der zehn Monate blos mit Dispensation des Senats oder des Kaisers wieder heirathen; sonst traf sie, ihren Gatten und den einwilligenden Vater die mit Verlust gewisser bürgerlicher Rechte verbundene prätorische Infamie.

XI.

Die Geheimnisse der Vesta.

Bei allen Völkern und zu allen Zeiten galt der Herd des Hauses als eine heilige Stätte, theils weil auf ihm das reine Element, das Feuer, brannte, theils weil er, das Symbol der festen Ansiedelung, die Glieder des Hauses um sich versammelte und den sittlichen Mittelpunkt des gesammten Familienlebens bildete. Bei Homer tritt das Herdfeuer noch nicht als Symbol einer persönlichen, den häuslichen Segen befördernden, göttlichen Macht deutlich hervor; aber Odysseus schwört bereits beim gastlichen Tische und dem Herde des Hauses heilige Eide und die hohe Bedeutung, welche man der Feuerstätte beilegte, erhellt recht deutlich aus dem Schutze, den sie denjenigen gewährt, die

ſich zu ihr flüchten und um Schutz oder Aufnahme flehen. Dagegen erſcheint in den Homeriſchen Hymnen und in der Theogonie Heſiod's als fleiſchgewordenes Herdfeuer die erſtgeborene Tochter des ſelbſtſüchtigen Kronos und der leidenſchaftlichen Rhea, die keuſche Heſtia*), welche die um ſie werbenden Freier, Apollon und Poſeidon, abweiſt und es vorzieht in jungfräulicher Reinheit und häuslicher Abgeſchloſſenheit ſich der Beglückung der Sterblichen zu widmen. Dafür werden ihr von den Hellenen auch hohe Ehren zu Theil. „Es findet," ſagt ein Homeriſcher Hymnus, „keine Mahlzeit ſtatt, ohne daß der Heſtia zuerſt und zuletzt Wein geſpendet wird." „Sie ſitzt," heißt es in einem anderen, „in der Mitte des Hauſes und empfängt das Fett, genießt dieſen Vorzug auch in allen Göttertempeln und wird alte ehrwürdige Göttin genannt." Ihr und den übrigen Hausgöttern empfahl man das neugeborene Kind, indem es am ſiebenten Tag von der Hebamme um den Herd des Binnenhofs getragen und durch dieſen Akt, womit gewöhnlich auch die Namengebung verbunden war, in den Schooß der Familie aufgenommen ward. Die an Stelle des geliebten Gemahls dem Tode ſich weihende Alkeſtis betet zuvor bei Euripides am Hausaltare zu Heſtia und bittet die Göttin ihre verwaiſten Kinder in ihre Obhut zu nehmen, dem Sohne eine brave Gattin, der Tochter einen wackeren Mann zuzuführen. Und wie der heimgekehrte Odyſſeus ſich als Schutzflehender in ſeinem Palaſte auf den Herd neben das Feuer ſetzt, ſo greift noch der flüchtige Themiſtokles im Hauſe des Moloſſerkönigs Admetos zu demſelben Mittel.

Aber auch der bürgerliche Verein ruhte auf dem patriarchaliſchen Grunde der Familie und demgemäß befanden ſich in den Städten gemeinſame Staatsherde, auf welchen ein immerwährendes Feuer unterhalten wurde. Heſtia's Altar bildete

*) Der Name iſt identiſch mit Veſta und in Verbindung zu bringen mit dem ſanskritiſchen vástu, Haus; vergl. d. griechiſche ἄστυ, Stadt, und das germaniſche Wiſt, Aufenthalt.

ſogar den Einigungspunkt ganzer Landſchaften, wie ihr denn die Arkader zu Tegea, die Makedonier zu Aegä, die Karier zu Halikarnaß opferten. Nur das ewige Feuer, das im hochheiligen Delphi loderte und von dem auch reine Flamme entnommen wurde, wenn die Feuer in einem ganzen Lande verunreinigt waren, war nicht ihr, ſondern Apollon geweiht.

Als Schirmerin des Staatswohles hatte Heſtia ihren Sitz im Gemeindehauſe oder Prytaneion, wo die Prytanen, der ſtändige Ausſchuß des Rathes, ſich aufzuhalten und zuſammen zu ſpeiſen pflegten, eine Ehre, die wohlverdienten Bürgern bisweilen auf Lebenszeit bewilligt wurde. In Athen, wo es auch einen gleichnamigen Blutgerichtshof unmittelbar unter der Akropolis gab, lag das Prytaneion neben dem Rathsgebäude und der Staatsherd befand ſich in der ſogenannten Tholos, einem Rundbau mit Kuppeldach, in welchem die Wände mit den Statuen der Stammheroen geſchmückt waren. Da die Benennung dieſer Rotunde auf den ganzen Gebäudekomplex übergegangen iſt, ſo nimmt man gewöhnlich an, daß dieſelbe zugleich als Speiſeſaal der Prytanen gedient hat. Indeß erwähnt Pauſanias ausdrücklich, daß dieſe in der Tholos nur geopfert hätten, und trennt in ſeiner Beſchreibung des olympiſchen Prytaneions die Zelle mit dem Feuer Heſtia's von dem gegenüberliegenden Salon, in welchem die Sieger der olympiſchen Spiele bewirthet wurden. Ferner hieß die atheniſche Tholos auch Skias, d. h. Schattendach, jedenfalls weil ſie, wie die Dampfbäder, nur in der Mitte der Kuppel eine Oeffnung zum Durchlaſſen des Rauches beſaß. Denſelben Namen führte nun aber zu Sparta eine Volksverſammlungsſtätte, und zwar ebenfalls nur deshalb, weil an ſie eine Tholos mit den Standbildern des Zeus und der Hera angebaut war. Wir berühren dieſe Einzelheiten hier, da die attiſche Tholos ſammt dem Herdfeuer der Heſtia und der damit in enger Verbindung ſtehende Aufenthaltsort der Prytanen eine überraſchende Aehnlichkeit mit dem römiſchen Veſtatempel und dem dazu gehörigen Atrium der Veſtalinnen beſitzen.

Da der Altar Heſtia's im Gemeindehauſe des Staats ſeinen

Platz hatte, und da ihrer bei allen Brandopfern gedacht wurde, so war es nicht nöthig ihr besondere Tempel zu errichten. Pausanias sah nur im peloponnesischen Hermione einen solchen, aber ohne Bildsäule. Eben so wenig hört man von regelmäßigen der Herdgöttin zu Ehren gefeierten Festen.

In Italien und speziell bei den Latinern sollte Hestia zu einer weit höheren Bedeutung gelangen. Dort erkannte der ganze Staat mit allen seinen Angehörigen bis in die späteren Zeiten in dieser durch die unverbrüchlichsten Religionssatzungen geheiligten Gottesverehrung das gemeinschaftliche Band aller Familienglieder und Geschlechter zu einem organischen Ganzen, und diese Idee ist es gewesen, welche der römischen Republik ein so feierliches Ansehen gesichert hat, daß diese Staatsform noch nach Jahrhunderten eine Art von Zauber auf die politischen Ansichten der Völker ausübt.

Cicero leitet den Namen Vesta vom griechischen Hestia ab. Ovid dagegen denkt an das Verbum stare, stehen, weil die Erde, deren Symbol nur der Herd mit seinem Feuer sei, aus eigener Kraft im Weltenraume stehe. Diese Identifizirung ist nicht so unbegründet, als sie auf den ersten Blick erscheint; denn auch in Griechenland werden Eigenschaften der Erdgöttin auf Hestia übertragen und die tragischen Dichter vermengen letztere geradezu mit der Gäa. Einen sehr überflüssigen Streit führten aber die römischen Antiquare über die Frage, ob der priesterliche König Numa oder bereits Romulus den öffentlichen Dienst der Vesta gestiftet hätten. Denn aller Wahrscheinlichkeit nach haben schon die ältesten Ansiedler des palatinischen Hügels diesen Kult mitgebracht. Wenigstens deutet hierauf das Vorhandensein desselben in den beiden Mutterstädten Roms, Lavinium und Albalonga, hin. Bei der Zerstörung Alba's waren die Heiligthümer verschont worden, namentlich der Tempel des Jupiter und das der Sage nach von Aeneas aus Troja mitgebrachte Vestafeuer. Wie aber der albanische Jupiter, wenn auch nicht von Rom vernachlässigt, sondern durch feierliche Opfer und dann und wann auch durch Triumphzüge geehrt, doch

immer dem kapitoliniſchen Bruder nachgeſetzt wurde, ſo nahm auch die albaniſche Veſta der römiſchen gegenüber nach und nach eine untergeordnete Stellung ein. Man erkennt dies aus den Verſen Juvenal's:

„Unweit lagen die Seen, wo Alba noch, liegt ſie im Schutt auch,
Wahrt die trojaniſche Flamm' und verehrt die kleinere Veſta."

Die Jungfrauen dieſer Veſta werden noch am Ende des vierten nachchriſtlichen Jahrhunderts erwähnt, wo ſogar laut zweier Briefe des Symmachus noch einmal nach uraltem Herkommen gegen die albaniſche Veſtalin Primigenia und deren Verführer, Maximus, verfahren ward. Allein auch in dem für älter geltenden Lavinium, der geiſtlichen Metropole des geſammten Latiums, fehlte es ſchon nicht an einem Heiligthum der Herdgöttin. Nach einer vom Scholiaſten Servius mitgetheilten Legende wurde einſt von zwei in demſelben ſchlafenden Veſtalinnen die eine, welche ihrem Gelübde untreu geworden war, vom Blitz erſchlagen, und auch der laviniſchen Veſta wurden von den römiſchen Konſuln und Diktatoren bei Beginn und Niederlegung des Amtes beſtimmte Opfer dargebracht.

In allen latiniſchen Anſiedelungen befand ſich der Veſtakult in einem innigeren Zuſammenhang mit den Schutzgeiſtern des Hauſes, als in Griechenland. Das alte römiſche Haus beſtand weſentlich aus einer viereckigen Halle, dem Atrium, um welches die Schlafzimmer, Vorrathskammern und Wirthſchaftsräume der Familie gruppirt waren und welches ſein Licht vermittelſt einer Oeffnung in der Decke empfing. Unter dieſem Lichtfange, der nebenbei dem Regen Eingang und dem Rauch Abzug gewährte, ſtand der Herd, und in ſeiner Nähe der Geldkaſten und das Bett des Hausherrn; hier wurde gekocht geſpeiſt, geſponnen, hier ſpielte ſich überhaupt das ganze tägliche Leben der Familie ab. Am heiligen Feuer in der Mitte hatten die Laren und Penaten ihren Platz, jene die Genien des Fortbeſtandes der Familie, dieſe die Beſchützer der Vorrathskammer (penus) und überhaupt des wirthſchaftlichen Gedeihens oder Hausſegens. Wie einſt von unſeren Vorfahren den freund-

lichen Geistern des Hauses Speisen und andere kleine Geschenke dargebracht wurden, so stellten die Römer vor die Bilder der Penaten und Laren in silbernen Schüsselchen etwas von dem Mahle, das die Familie genoß. Besonders die Penaten treten überall in den Vordergrund, wo es sich um Freude und Leid der Hausgenossen, um den gemüthlichen Anhalt an das Daheim, an Eltern, Geschwister, Weib und Kind handelt. Unter ihrem Schutze stand das Gesinde des Hauses und in der Mitte des Winters, wo die Familie um den Herd versammelt war, feierte man den Penaten ein fröhliches Fest. Die Dichter setzen deshalb gar oft die Penaten an Stelle des Herdes und nennen diesen ihren Altar, bedienen sich überhaupt ihres Namens als Symbols einer ruhigen Häuslichkeit, so daß die Bedeutung der im Herdfeuer ursprünglich waltenden Vesta für das Privathaus in der Praxis sehr verwischt wurde. Noch mehr war dies der Fall, als die Mittel des Lebens reichlicher zu fließen begannen, als die Ansprüche auf häusliches Wohlbehagen sich mehr und mehr geltend machten. Da fügte man an das Atrium den offenen, säulenumkränzten griechischen Binnenhof, das Peristyl, verlegte die Wirthschaftsräume an die Seiten dieses hinteren häuslichen Raumes und verwies die Penaten mit dem Herde in eine besondere Küche, die Laren — wenn man ihnen nicht eine besondere Hauskapelle erbaute — in die Hausflur oder an die Eingangsthür des nun lediglich zum Empfangssalon bestimmten Atriums. Es geschah dies bereits nach dem ersten punischen Kriege; zu Cicero's Zeit sprach man von der älteren Einrichtung wie von einer Antiquität und nur auf dem Lande blieb auch viel später noch das Wohnzimmer der alten Sitte gemäß zugleich Küche und Speisesaal.

Die Vesta des Hauses gerieth aber in Rom schon dadurch gewissermaßen in den Hintergrund, daß eben das öffentliche Vestaheiligthum, als das religiöse Centrum und Herz der Stadt, die höchste Verehrung beanspruchte.

Wie überhaupt die älteste Gemeindeverfassung ein Nachbild des Familienverbandes war, so fiel auch dem Könige, als

Hausvater der Gemeinde, die Verwaltung des Opfers am Herde des Staates zu, wobei ihn die Prieſterinnen der Veſta, als die Jungfrauen des Hauſes, unterſtützten. Ja, die Amtswohnung des Königs, die Regia, ſtand in unmittelbarer Verbindung mit dem Veſtatempel ſelbſt und Ovid ſagt deshalb in bezug auf beide: „Das Gebäude, das jetzt mit Erz gedeckt iſt, hatte damals ein Strohdach und ſeine Wand war aus biegſamer Weide geflochten. Dieſer geringe Raum, welcher jetzt das Atrium der Veſta trägt, war damals die große Königsburg des langbärtigen Numa.“ Auch der Oberprieſter oder Pontifex Maximus, der Nachfolger des Königs in der Adminiſtration der geiſtlichen Geſchäfte, wohnte als Beaufſichtiger des Veſtadienſtes in dieſem Atrium. Eine Konſequenz dieſer Sitte war es, daß Auguſt im Jahre 14 v. Chr., als er Pontifex Maximus geworden war, einen Theil ſeines Palaſtes auf dem Palatin für Staatsgut erklärte und dorthin das Feuer der Veſta bringen ließ, ohne jedoch dadurch den herkömmlichen Dienſt im alten ehrwürdigen Tempel aufzuheben. Dieſer ſammt ſeinem Atrium lag am Abhange des palatiniſchen Berges, wo die Heilige Straße (Sacra via) in den Hauptmarktplatz einmündete. Hinter dem Heiligthume lief die Neue Straße (Nova via) am Berge hin und jenſeits derſelben befand ſich noch ein der Göttin geweihter Hain. Einige wollen dieſen Platz in der Kirche S. Maria Liberatrice, andere in S. Theodoro wiederfinden. Das Atrium umfaßte die Zellen der veſtaliſchen Jungfrauen. Denn daß dieſe dort ihren bleibenden Aufenthalt erhielten, ergiebt ſich aus dem Anfange eines Briefes vom jüngeren Plinius, welcher folgendermaßen lautet: „Die Krankheit Fannia's macht mir Sorge. Sie hat ſich dieſelbe zugezogen, indem ſie die Jungfrau Junia pflegte, zunächſt freiwillig als Verwandte, dann auch auf Zureden der Prieſter. Denn wenn die Jungfrauen durch Krankheit genöthigt werden, das Atrium der Veſta zu verlaſſen, übergiebt man ſie der Sorge und Obhut anſtändiger Frauen.“

Als Auguſtus den Staatsherd auf den Palatin verlegt hatte, ſchenkte er das Amtslokal des Pontifex Maximus am

alten Veſtatempel den Veſtalinnen und erweiterte dadurch deren Wohnungsräumlichkeiten. Lag dieſes Atrium wahrſcheinlich vorn nach dem Forum zu, ſo ſchloß ſich der Tempel ſelbſt hinten an daſſelbe an und hatte ſeinen Eingang von der Neuen Straße her. Einige Gelehrte behaupten zwar der Tempel habe in keinem Zuſammenhang mit den Wohnungen der Veſtalinnen geſtanden, weil Servius einmal ſagt, das Atrium ſei vom Tempel entfernt geweſen; aber ſein Ausdruck (remotum) kann ebenſo wohl für „getrennt," „verſchieden" aufgefaßt werden und die Aeußerungen anderer Autoren, welche Atrium und Tempel im Zuſammenhang nennen, ſowie die Wahrſcheinlichkeit im allgemeinen ſprechen dagegen. Das alte Heiligthum ſelbſt war nach den übereinſtimmenden Angaben der Alten eine mit einem Kuppeldache verſehene Rotunde, und Ovid nennt es deshalb geradezu Tholus. Nach einer ſein Bild tragenden Münze ſcheint es, als ob die Kuppel unmittelbar auf den freiſtehenden Säulen geruht und wirklich nur, wie ſich Ovid ausdrückt, das Herdfeuer vor dem Regenwaſſer geſchützt habe. Allein die architektoniſchen Darſtellungen auf den Münzen ſind oft bloße Andeutungen der Originale und aus mehreren ſogleich näher zu berührenden Gründen nimmt man an, daß der römiſche Veſtatempel mehr dem zu Tivoli geglichen habe, deſſen kreisförmige, von zwei Fenſtern durchbrochene Wand von zwanzig korinthiſchen Säulen umgeben geweſen iſt, welche das zierliche Gebälk mit der Kuppel trugen. Aus Plinius, dem Aelteren, wiſſen wir noch, daß die Bronce des Daches ſyrakuſaniſche war, aus Vitruv, daß daſſelbe auf ſeiner Spitze eine blumenartige Verzierung trug. In dieſem ſo ungemein an die atheniſche Tholos erinnernden Raum brannte auf dem Staatsherde das ewige Feuer und zwar, wie dort, als einziges ſichtbares Symbol der Göttin ſelbſt. Wir beſitzen für das Nichtvorhandenſein eines Idols in Menſchengeſtalt das beſtimmte Zeugniß Ovids, der in den Faſten ſchreibt: „Lange glaubte ich Thor, es ſei ein Bildniß Veſta's vorhanden; bald aber lernte ich, daß es keines giebt in dem runden Gewölbe. Ein nie verlöſchendes Feuer wird in jenem Tempel

genährt: ein Abbild beſitzt weder Veſta noch das Feuer." Gleichwohl zeigen viele Münzen das Bild der Göttin und auch auf der bereits erwähnten ſteht ſie zwiſchen den vier Säulen unter der Kuppel mit einem Arme zum Himmel emporzeigend, wie die berühmte Veſtaſtatue des Palaſtes Giuſtiniani; gleichwohl ſagt ſelbſt Cicero, der Oberprieſter Q. Mucius Scävola ſei im Marianiſchen Blutbade, „vor dem Bilde der Veſta ermordet worden, und an einer anderen Stelle, derſelbe habe „das Bild der Veſta mit ſeinem Blute beſpritzt!" Geſetzt auch der Münzſchneider habe das Veſtabild aus eigener Phantaſie hinzugefügt (auch auf einer zweiten Münze ſteht die Göttin verſchleiert und mit der Lanze in der Hand hinter dem Herdfeuer), wie ſollte ſich, fragt man, der berühmte Redner in einer ſo bekannten Sache eine beinahe lächerliche Blöße gegeben haben? Zum Glück heißt es im Auszuge des bekanntlich verloren gegangenen 86. Buches des Livius über denſelben Vorfall: „Scävola wurde auf der Flucht in der Vorhalle (vestibulum) des Veſtatempels getödtet," und man hat ſich nun mit dem Auswege geholfen, daß jene Bildſäule eben in dieſem Vorhofe geſtanden habe. Es giebt aber doch noch eine andere Art, dieſer mißlichen Erklärung des Widerſpruchs zu entgehen. Wie konnte Ovid, der wohl nicht weniger als 40 Jahre ſeines Lebens in der Hauptſtadt zubrachte und den Feſtkalender erſt kurz vor ſeiner Verbannung begann, geſtehen, daß er „lange Zeit" an dem Vorhandenſein eines Tempelbildes nicht gezweifelt habe? Ja, es ſcheint ſogar, als ob er erſt kurz vor dem Niederſchreiben jenes Eingeſtändniſſes zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt ſei. Denn noch im dritten Buche der Faſten hatte er geſagt, daß bei der Niederkunft der Veſtalin Rhea Silvia der Altar der Göttin gebebt und das Standbild derſelben mit den jungfräulichen Händen die Augen bedeckt habe! Der Grund ſeines Irrthums, den wahrſcheinlich auch Cicero theilt, liegt darin, daß Männern der Veſtatempel mit Ausnahme der Feuerſtelle verſchloſſen war und daß die inneren mit Binſenmatten umſpannten Räume deſſelben nur von den Dienerinnen Veſta's, nicht einmal von dem Pontifex Maximus

betreten werden durften. Alles was hinter der unüberschreitbaren Grenze aufbewahrt wurde, war mit einem myſtiſchen Schleier bedeckt, deſſen Lüftung einige zu den wunderlichſten Hypotheſen, andere zum reinen Skeptizismus führte.

Dionyſios von Halikarnaß, ein ſehr gewiſſenhafter Archäolog, ſchreibt: „Was es eigentlich ſein mag, das man im Tempel der Veſta aufbewahrt, darüber hat man vielfach geſtritten und gezweifelt. Einige haben behauptet, es ſei weiter nichts als eben das Feuer, das ſichtbar vor jedermanns Augen brenne. Andere behaupten, es würden außer dieſem Feuer noch andere geheim gehaltene, heilige Gegenſtände im inneren Heiligthum der Göttin aufbewahrt, von denen aber nur die Prieſter und die Jungfrauen unterrichtet wären. Andere ſagen auch, es würden in dem Veſtatempel die Schätze und heiligen Beſitzthümer aufbewahrt, die Dardanos, als er Samothrakien verließ, mitgenommen und die nachher Aeneas nach Italien mitgebracht habe. Andere dagegen meinen, es würde im Veſtatempel das von Aeneas nach Italien entführte berühmte Palladium gehütet. Aus allen dieſen Muthmaßungen geht hervor, daß die Jungfrauen in der That noch unbekannte Heiligthümer in Verwahrung halten.“ Faſt in gleicher Weiſe hat ſich Plutarch im Leben des Numa und des Kamillus über die mannigfaltigen Meinungen des Publikums hinſichtlich der Veſtageheimniſſe ausgeſprochen. Es kann ſomit gar nicht auffallend erſcheinen, daß man im Allerheiligſten des Tempels unter den myſteriöſen Unterpfändern der göttlichen Gnade auch ein beſonderes Kultbild der Gottheit vermuthete, zumal da ja kein anderer Tempel ohne Abbild des Beſitzers oder der Beſitzerin in Rom exiſtirte. Cicero ſelbſt liefert hierzu eine Analogie in den Reden gegen den Räuber Verres, wo er von dem Demetertempel der ſiziliſchen Stadt Catina erzählt: „Im Allerheiligſten ſtand eine ſehr alte Bildſäule der Ceres, von der die Männer nicht wußten, wie ſie beſchaffen war, ja nicht einmal, daß ſie exiſtirte. Denn Männer haben keinen Zutritt in dieſes Heiligthum, weil der Dienſt von Frauen und Jungfrauen verſehen zu werden pflegt.“ Cicero's

und Ovid's Irrthum ist also sehr verzeihlich. Uebrigens gab es in Rom später mehrere Statuen Vesta's an öffentlichen Orten. So nöthigte Tiberius die Parier eine Vesta zu verkaufen, und stellte sie in dem von ihm neuerbauten Tempel der Konkordia auf, und in dem Serviliſchen Garten befand sich eine sitzende Vesta mit laszivem Beiwerk aus der verweltlichenden Meisterhand des Skopas.

Durch die Frage nach dem Bilde Vesta's sind wir einmal auf den Inhalt der heiligen Vorrathskammern (penus) des Gotteshauſes geführt worden und können nicht umhin uns trotz des Verbotes in denselben etwas neugierig umzuschauen! Da berichtet denn zunächst Livius, daß bei dem Einbruch der Gallier die Jungfrauen der Vesta die schweren Heiligthümer derselben, in irdene Fäßchen verpackt, in einer Kapelle neben der Wohnung des Prieſters von Mars Quirinus vergraben — es galt deshalb später als Gewiſſensſache dort auszuſpucken — die leichteren aber in den Arm genommen hätten und mit denselben unter Beihilfe eines frommen Mannes, Namens Albinius, nach dem befreundeten Cäre geflüchtet wären. Auch Plutarch sagt im Leben des Kamillus: „Diejenigen, welche sich die Miene geben mehr von dieſen Dingen zu wiſſen, behaupten, es lägen dort (im Sanktuarium) zwei nicht eben große Fäſſer, das eine offen und leer, das andere voll und verſiegelt: beide aber dürften nur den geweihten Jungfrauen vor die Augen kommen. Andere beſtreiten dies und glauben nur, daß damals (beim galliſchen Einfalle) die Jungfrauen die meiſten Heiligthümer in zwei Fäſſer geſteckt und vergraben hätten." Hierin ſcheinen ſich aber doch jene Skeptiker geirrt zu haben. Lampridius erzählt nämlich im Leben des Kaiſers Elagabal: „In das Allerheiligſte der Vesta, welches blos die Jungfrauen und die Prieſter betreten, drang er ein und verſuchte das geheime Heiligthum zu entwenden. Und als er ein irdenes Gefäß, das ihm die älteſte Jungfrau als das wahre zeigte, geraubt und nichts darin gefunden hatte, ſchlug er daran und zerbrach es. Es that jedoch der heiligen Verehrung keinen Eintrag, weil mehrere ähnliche

Gefäße vorhanden sein sollen, damit niemand das ächte entwenden kann." So scheint es hiernach ausgemacht, daß irdene Fässer, in denen überhaupt die Alten sehr verschiedene Gegenstände aufzubewahren pflegten, gewisse Geheimnisse des Vestatempels umschlossen. Aber auch das Vorhandensein des bereits erwähnten Palladiums ist, wenigstens für die spätere Kaiserzeit, keine Mythe gewesen. Lampridius fährt in der eben citirten Stelle über Elagabal fort: „Dennoch raubte er eine Statue, die er für das Palladium hielt und stellte sie, in Gold gehüllt, in dem Tempel seines Gottes auf." Noch weitläufiger berichtet darüber Herodian: „Er ließ das Bild des Pallas, welches den Römern, die es verehren, verborgen und ungesehen bleiben soll, in sein Gemach holen, und führte es dann zur Verheirathung seinem Gotte (dem Sonnengotte vom syrischen Emesa) zu. Bald jedoch erklärte er, er fände keinen Gefallen an der Göttin, die stets in Waffen sei und im kriegerischen Anzug!" Nach demselben Schriftsteller wurde die Existenz des Palladiums auch bei dem großen Brand unter Kommodus konstatirt. „Als damals," sagt er, „auch der Vestatempel vom Brand ergriffen wurde, sah man das Palladium entblößt, welches die Römer so hoch verehren und geheim halten; es soll von Troja hergebracht worden sein. Damals zuerst sollen unsere Zeitgenossen seit seiner Ankunft in Italien dasselbe zu Gesicht bekommen haben. Denn die jungfräulichen Priesterinnen der Vesta rissen das Bild weg, und trugen es über die heilige Straße in den kaiserlichen Palast." Bei der Heiligkeit und Unantastbarkeit des Tempels hätten wir keinen Grund zu zweifeln, daß dieses Pallasbild der Kaiserzeit identisch war mit demjenigen, welches im Jahr 241 v. Chr. ebenfalls bei einer Feuersbrunst der Oberpriester Cäcilius Metellus mit Verlust seiner Augen gerettet hatte, wenn nicht Tacitus in Bezug auf den Neronischen Brand ausdrücklich unter den vernichteten alten Tempeln mit aufzählte: „Das Königshaus des Numa und das Heiligthum der Vesta mit den Penaten des römischen Volks." Zwar gab es einen besonderen Penatentempel auf der Höhe Velia. Dieser kann aber dem

Zusammenhange nach nicht gemeint sein, und zu den geheimen Penaten des römischen Volks gehörte das Palladium des Vestatempels in erster Linie. Der Sage nach stellte das ursprüngliche, bei der Gründung Troja's vom Himmel gefallene und von da an in der Burg aufbewahrte Schnitzbild die Pallas Athene so dar, daß sie in der Rechten einen Speer emporhielt, während sich in der Linken Rocken und Spindel befand.

Odysseus und Diomedes raubten dieses Symbol des öffentlichen Wohles und ermöglichten dadurch erst die Einnahme der Stadt; Diomedes aber händigt, nach der römischen Tradition später von Unglück verfolgt und durch Orakelsprüche gemahnt, das Palladium dem Aeneas ein. In Rom betrachtete man es ebenfalls als göttliches Unterpfand der Reichswohlfahrt, und so nennen es auch Livius, Cicero, Dionysius und Ovid. Woher das alte Palladium stammte und wie man nach dessen wahrscheinlichem Verluste zu einem neuen kam, diese Fragen werden niemand beunruhigen, der die Reliquienmanie des Alterthums kennt. Störte es doch den Glauben des Römers an sein Palladium nicht im geringsten, daß Argos in Griechenland, Lavinium, Luceria und Siris in Italien sich rühmten, das troische Kleinod zu besitzen! Ja, Neu-Ilium leugnete sogar, jemals dasselbe verloren zu haben, und als Fimbria die sullanisch gesinnte Stadt von Grund aus zerstörte, fand sich das Palladium wieder unversehrt unter den Trümmern vor! Im sechsten Jahrhundert n. Chr. wollte niemand mehr etwas von dem römischen Pallasbild wissen. Freilich war schon 200 Jahre früher dem Vestakult ein Ende gemacht worden.

Von den übrigen Penatenbildern und Reliquien im Allerheiligsten weiß man gar nichts. Doch kann man auf ihre Beschaffenheit schließen, wenn Timäos sagt, die Raritäten des Vestatempels von Lavinium hätten aus metallenen Heroldsstäben und troischen Thonfiguren bestanden. Die latinischen Penatenfiguren in dem erwähnten Tempel auf der Velia beschreibt Dionys als zwei sitzende, mit Lanzen bewehrte Jünglinge, und sie glichen wahrscheinlich den im Vestatempel befind-

lichen Urbildern. Servius macht nicht weniger als sieben Unterpfänder der römischen Herrschaft namhaft: den Gürtel der Göttermutter Kybele, das thönerne Viergespann der Vejenter (es stand auf dem kapitolinischen Tempel), die Gebeine des Orestes (auf dem Forum in der Nähe des Saturntempels), das Szepter des Priamus, das Gewand der trojanischen Prinzessin Iliona, das Palladium und die vom Himmel gefallenen Ancilien oder Marsschilde. Diese sowohl als die dazu gehörenden Speere verwahrte der Oberpriester in seinem Amtslokal und es war für den Staat ein sehr bedenkliches Vorzeichen, wenn sie sich klirrend bewegten. Endlich fehlte nach Plinius, dem Aelteren, unter den Gegenständen naiver Verehrung auch nicht das uralte Symbol der zeugenden Naturkraft, welchem zugleich der wirksamste Gegenzauber gegen allen Einfluß des Neides inwohnte.

Der geweihten Jungfrauen der Vesta gab es anfangs blos vier. Von Servius Tullius oder Tarquinius Priskus sollen noch zwei beigefügt worden sein und diese Zahl wurde beibehalten bis in die letzten Zeiten des Instituts, wo sieben Vestalinnen erwähnt werden. So lange das Königthum bestand, wählte der König die Dienerinnen der Göttin selbst. So wird von der Mutter der Marszwillinge Romulus und Remus berichtet, die Amulius auserlesen hatte, und Plutarch erzählt dasselbe von den vier ersten von Numa eingesetzten Vestalinnen: Gegania, Verenia, Kamuleja und Tarpeja. Beim Eintritt der Republik ging die freie Wahl auf den Pontifex Maximus über, der, wie es scheint, selbst ohne die väterliche Einwilligung die Gewählte der Gewalt des Vaters entnahm und der Gottheit zueignete. Der Grammatiker Gellius hat uns noch die Formel aufbewahrt, deren sich das geistliche Oberhaupt dabei bediente. Sie lautet: „Als Priesterin der Vesta, um die Opfer zu verrichten, welche eine Vestapriesterin das Recht hat für das römische Volk zu verrichten, nehme ich Dich, Geliebte (amata), in Beschlag, insofern in Dir alle gesetzlichen Erfordernisse vorhanden sind.“ Als aber gegen das Ende des Freistaats große Lauheit und Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen einriß und man anfing

dem eigenmächtigen Vorgehen des Oberprieſters Oppoſition zu machen, ging die Bill eines gewiſſen Papius durch, nach welcher bei jeder Vakanz im Veſtadienſte zwanzig Jungfrauen vom Pontifex Maximus gewählt wurden, die dann unter ſich zu looſen hatten. Auguſtus gab ſich beſondere Mühe das ſinkende Anſehen des Standes der Veſtalinnen zu heben. Er vermehrte ihre Ehren und Einkünfte und da bei einer Wiederbeſetzung viele Väter ſich Mühe gaben ihre Töchter dem verhängnißvollen Looſe zu entziehen, ſchwur er, daß er gern eine ſeiner Nichten freiwillig anbieten würde, wenn deren Alter nicht hinderlich wäre. Wenn Dio Kaſſius nicht übertreibt, wäre er ſogar ſo weit gegangen, wenigſtens dem Scheine nach, auch die Töchter von Freigelaſſenen zur Looſung zuzulaſſen. Wie hoch es in jener Zeit angeſchlagen wurde, wenn ein vornehmer Mann ſeine Tochter zum Noviziat vorſchlug, erhellt aus folgender Notiz des Tacitus aus dem Jahr 19 n. Chr.: „Hierauf legte der Kaiſer dem Senate vor, daß eine Veſtalin zu wählen ſei an Stelle der Occia, welche 57 Jahre lang mit der größten Unbeſcholtenheit dem Stande der Veſtalinnen angehört hatte, und er dankte dem Fontejus Agrippa und Domitius Pollio, weil ſie durch Darbieten ihrer Töchter wetteiferten in Dienſtbereitſchaft gegen den Staat. Vorgezogen ward Pollio's Tochter, aber aus keinem anderen Grunde, als weil ihre Mutter noch in ihrer Ehe verharrte; denn Agrippa hatte durch Scheidung der Familienwürde Eintrag gethan, und der Kaiſer tröſtete die Verſchmähte durch eine Mitgift von einer Million Seſterzen." Ebenſo erhielt fünf Jahre ſpäter eine Veſtalin aus dem berühmten Geſchlechte der Kornelier, die nach dem Tode einer gewiſſen Skantia von der Familie freiwillig geſtellt worden war, eine Belohnung von zwei Millionen! Erkennt man ſchon hieraus, daß es in ähnlichen Fällen gar nicht zum geſetzlichen Looſen zu kommen brauchte, ſo erwähnt daſſelbe noch ausdrücklich in Bezug auf die Zeit der Antonine der erwähnte Gellius. „Dieſe Looſung nach dem Papiſchen Geſetz," ſagt er, „pflegt jetzt nicht nothwendig zu erſcheinen; denn wenn jemand aus anſtändiger Familie

zum Pontifex Maximus geht und ihm seine Tochter zum Priesterthum anbietet, so findet zu Gunsten derselben eine Ausnahme vom Papischen Gesetz statt, falls sie sonst den religiösen Anforderungen entspricht."

Wird nun aber, höre ich fragen, jene Tochter Agrippa's den reichen weltlichen Trost für das ihr versagte klösterliche Leben nicht mit herzlicher Freude begrüßt haben? Wir müssen es bezweifeln, daß sie eine klare Einsicht in den Unterschied der beiden Lebensstellungen gehabt hat. Denn die römischen Mädchen heirateten zwar sehr jung, oft schon im zwölften Jahre; aber die zur Vestalin Bestimmte durfte nicht älter als 10, und nicht jünger als 6 Jahre sein. Darum ruft der christliche Dichter Prudentius tadelnd aus: „Klein, in zartem Alter werden sie ausgesucht, bevor der freie Entschluß des eignen Willens, glühend vom Lobe der Keuschheit und von Liebe zu den Göttern, das rechtmäßige Band der Ehe verdammt." Die meisten Anforderungen, die an die Novizen gestellt wurden, standen in innigem Zusammenhang mit der außerordentlichen Reinheit und Unbeflecktheit, die einen Grundzug des ganzen Vestakults bildet. Beide Eltern mußten noch am Leben sein und kein Makel, in der älteren Zeit jedenfalls auch nicht der plebejischer Herkunft, durfte an der Familie haften. Aus demselben Grunde mußte die künftige Vestalin frei von allen körperlichen Gebrechen sein und, wie schon berührt, konnte nicht einmal die während des Dienstes erkrankte Jungfrau im heiligen Bezirke bleiben. Triftigen Einwand gegen die Wahl hatte die Schwester einer Vestalin, die Töchter verschiedener Priester und seit August diejenigen Leute, welche die durch drei Kinder erworbenen Rechte besaßen.

Die junge Vestalin wurde nach geschehener Wahl mit Zuziehung eines vogelschaukundigen Augur geweiht und dann in das Heiligthum geführt. Dort fiel zuerst ihr Haarschmuck unter der Scheere und wurde an einem uralten Lotosbaum (einer Rhamnusart), der wahrscheinlich im Haine der Vesta stand und der den Namen „Haarbaum" führte, aufgehangen. Zugleich empfing sie die Tracht ihres neuen Standes. Dieselbe bestand

aus weißem, wollenen Stoffe und es gehörte dazu eine diadem-artige Stirnbinde, von welcher Bänder herabfielen. Dieser Kopfputz mag kleidsam genug gewesen sein, um für elegant zu gelten; denn Prudentius fragt höhnend: „Ist das auch ein Verdienst, daß sie den Nacken hinab nett die Locken wallen lassen oder nett die Schläfe mit Bändchen gürten und Litzen in die Haare flechten?" Während der Opferhandlungen trugen sie außerdem ein weißes und purpurverbrämtes, viereckiges, schleier-artiges Kopftuch, das unter dem Kinne durch eine Broche zu-sammengehalten wurde. Dagegen gehörte der Gebrauch von wohl-riechenden Salben und von Blumen zu den verpönten Dingen.

Unterschied sich die Bedeutung der Vestalinnen von der unserer christlichen Nonnen schon dadurch, daß ihr klösterliches Leben lediglich auf die Wohlfahrt des Staates und auf den speziellen Dienst der Göttin, nicht auf das Seelenheil ihrer eigenen Person Bezug hatte, so lag eine weitere Abweichung darin, daß ihr Dienst auf eine bestimmte Reihe von Jahren beschränkt war. Zehn Jahre lang dauerte ihre Lehrzeit, zehn Jahre lang ver-richteten sie die Obliegenheiten des Kultes und ebenso lange unterrichteten sie die Novizen. Nach Ablauf dieser Frist konnte die Vestalin austreten und sich auch verheirathen. Allein die Blüte der Jugend und Schönheit beginnt bekanntlich im Süden sehr früh, um desto eher zu welken, und wenn die alten Schrift-steller erzählen, es sei die Rückkehr in das weltliche Leben und die Schließung eines Ehebundes den wenigsten gut bekommen, so daß sie diesen Schritt ihre ganze Lebenszeit hindurch bedauert hätten, so wollen wir dies aus natürlichen Gründen glauben. Elagabal schändete die Vestareligion dadurch, daß er die Vestalin Okulia Severa vom Herde der Göttin weg heiratete. Die meisten Vestalinnen blieben im Tempel bis an ihr Ende und da sich der Rang nach der Dienstzeit bestimmte, so pflegte die älteste, welche die Haupthandlung bei den Opfern versah, stets eine hochbejahrte Dame zu sein. Kurz nach der vorhin erwähn-ten Occia, die nach ihrem 57. Dienstjahre wenigstens 63 Lebens-jahre zählen mußte, nennt Tacitus eine Junia Torquata, die

entgegen zu ſenden, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Der Führer der Flavianer, Antonius, verwarf die Friedensvorſchläge, behandelte aber die Veſtalinnen ihrem Range gemäß. Geradeſo verlangte ſpäter der elende Didius Julianus, daß alle Prieſter nebſt den Veſtalinnen dem heranrückenden Severus entgegen geſchickt würden.

Des großen Anſehens wegen, in welchem der Veſtatempel und die heiligen Jungfrauen ſtanden, deponirte man bei ihnen auch oft wichtige Urkunden. Der zu Miſenum geſchloſſene Vertrag zwiſchen Sextus Pompejus, Antonius und Oktavian wurde den Veſtalinnen zur Verwahrung übergeben. Am häufigſten geſchah dies aber mit wichtigen Teſtamenten. So lag bei ihnen der letzte Wille Cäſar's, Oktavian's, Antonius.

Endlich beſaßen die Veſtalinnen eine privilegirte civilrechtliche Stellung. Ihr Zeugniß galt vor Gericht ohne einen bekräftigenden Eid. Obwohl der väterlichen Gewalt entnommen und der Gottheit geweiht, brauchten ſie keinen Vormund, hatten über ihr Vermögen freies Dispoſitionsrecht und konnten ſelbſt Frauen zu Erben einſetzen. Da aber zwiſchen ihnen und der Familie jedes Band zerriſſen war, konnten ſie ohne vorliegendes Teſtament von Agnaten nichts erben und ebenſo fiel ihr eigenes Vermögen, wenn ſie nicht teſtirten, dem Veſtatempel anheim. Selbſt nach ihrem Tode genoſſen ſie die früher den Triumphatoren, ſpäter nur noch den Kaiſern zuſtehende Ehre innerhalb der Stadtmauern begraben zu werden, und zwar befand ſich ihr Begräbnißplatz unweit ihres Tempels am Palatin.

Wie jeder andere Tempel, beſaß auch das Heiligthum der Veſta ſeine Ländereien. Dieſe wurden vom Staate verwaltet, welcher ſchon von Numa's Zeit her den Veſtalinnen einen großen Jahrgehalt, vermuthlich auch in Naturalien zahlte. Durch fromme Schenkungen, Strafgelder und Erbſchaften der ohne Teſtament verſtorbenen Veſtalinnen mehrte ſich dieſer Fond. Namentlich von Auguſtus wird berichtet, daß er auch die Einkünfte der Veſtalinnen bedeutend vergrößert habe. Auch Tiberius bedachte letztere in ſeinem Teſtamente. So hatten die Veſta-

That, die der ſtolzen Energie, wodurch ſich die männlichen und weiblichen Glieder ihrer Familie ſtets ausgezeichnet haben, alle Ehre machte. Ihr Vater, der Konſul Appius Klaudius Pulcher, hatte ohne beſonderen Ruhm das Alpenvolk der Salaſſer beſiegt und zu dem beanſpruchten Triumph keine Erlaubniß bekommen. Dennoch beſtieg er den hohen Prachtwagen und hielt mit ſeinen Soldaten den Triumphaleinzug in die Stadt Rom. Empört über die Anmaßung des Mannes wollten ihn die Volkstribunen mit Gewalt herabreißen. Da ſchwang ſich behend ſeine prieſterliche Tochter zu ihm empor und umfaßte ihn, und was die Scheu vor dem glänzenden Gewande Jupiter's, deſſen Abbild der Triumphator war, nicht vermocht hatte, das bewirkte die Ehrfurcht vor der Dienerin Veſta's: ungehindert erreichte Appius das Kapitol und legte ſeinen Lorbeerkranz in Jupiter's Schooß nieder!

Auch wenn ein Verbrecher zum Tode geführt wurde und es begegnete ihm durch reinen Zufall eine Veſtalin, ſo war ſein Leben gerettet. Ihre Fürbitte für Angeklagte durfte vom Richter nicht ohne weiteres von der Hand gewieſen werden. So ſpricht z. B. Cicero in der Vertheidigungsrede des Fontejus: „Es ſtreckt zu Euch eine veſtaliſche Jungfrau die bittenden Hände aus, welche ſie gewohnt iſt für Euch zu den unſterblichen Göttern auszuſtrecken. Hütet Euch, daß es nicht gefährlich und ſtolz erſcheine die Beſchwörung derjenigen zu mißachten, deren Bitten die Götter nicht verſchmähen dürfen, wenn der Staat Beſtand haben ſoll.“ Bekanntlich verzieh der Diktator Sulla dem zur Oppoſition gehörigen jungen Cäſar nur auf Fürſprache der Veſtalinnen. Und während alle Anſtrengungen zu Gunſten der ſchamloſen Gemahlin des Kaiſers Klaudius umſonſt waren, bewirkte die Bitte der Veſtalin Vibidia doch ſo viel, daß man verſprach der Schuldigen eine Vertheidigung zu geſtatten. Auch in den Zeiten bürgerlicher Kriege übernahmen die Veſtalinnen bereitwillig die Vermittlerrolle. Als ſich die Legionen Veſpaſian's unaufhaltſam gegen die Hauptſtadt heranwälzten, beredete der feige Vitellius den Senat, die veſtaliſchen Jungfrauen dem Feinde

entgegen zu ſenden, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Der Führer der Flavianer, Antonius, verwarf die Friedensvorſchläge, behandelte aber die Veſtalinnen ihrem Range gemäß. Geradeſo verlangte ſpäter der elende Didius Julianus, daß alle Prieſter nebſt den Veſtalinnen dem heranrückenden Severus entgegen geſchickt würden.

Des großen Anſehens wegen, in welchem der Veſtatempel und die heiligen Jungfrauen ſtanden, deponirte man bei ihnen auch oft wichtige Urkunden. Der zu Miſenum geſchloſſene Vertrag zwiſchen Sextus Pompejus, Antonius und Oktavian wurde den Veſtalinnen zur Verwahrung übergeben. Am häufigſten geſchah dies aber mit wichtigen Teſtamenten. So lag bei ihnen der letzte Wille Cäſar's, Oktavian's, Antonius.

Endlich beſaßen die Veſtalinnen eine privilegirte civilrechtliche Stellung. Ihr Zeugniß galt vor Gericht ohne einen bekräftigenden Eid. Obwohl der väterlichen Gewalt entnommen und der Gottheit geweiht, brauchten ſie keinen Vormund, hatten über ihr Vermögen freies Diſpoſitionsrecht und konnten ſelbſt Frauen zu Erben einſetzen. Da aber zwiſchen ihnen und der Familie jedes Band zerriſſen war, konnten ſie ohne vorliegendes Teſtament von Agnaten nichts erben und ebenſo fiel ihr eigenes Vermögen, wenn ſie nicht teſtirten, dem Veſtatempel anheim. Selbſt nach ihrem Tode genoſſen ſie die früher den Triumphatoren, ſpäter nur noch den Kaiſern zuſtehende Ehre innerhalb der Stadtmauern begraben zu werden, und zwar befand ſich ihr Begräbnißplatz unweit ihres Tempels am Palatin.

Wie jeder andere Tempel, beſaß auch das Heiligthum der Veſta ſeine Ländereien. Dieſe wurden vom Staate verwaltet, welcher ſchon von Numa's Zeit her den Veſtalinnen einen großen Jahrgehalt, vermuthlich auch in Naturalien zahlte. Durch fromme Schenkungen, Strafgelder und Erbſchaften der ohne Teſtament verſtorbenen Veſtalinnen mehrte ſich dieſer Fond. Namentlich von Auguſtus wird berichtet, daß er auch die Einkünfte der Veſtalinnen bedeutend vergrößert habe. Auch Tiberius bedachte letztere in ſeinem Teſtamente. So hatten die Veſta-

linnen jedenfalls ihren reichlichen Unterhalt, wenn es ihnen auch nicht alle Tage leiblich so gut ging wie bei den Antrittsschmäusen der neu eintretenden Priester, zu denen stets die vier ältesten Vestalinnen geladen wurden und von deren Ueppigkeit ein von Makrobius erhaltener Speisezettel noch Zeugniß giebt!*)

Alle Privilegien und namentlich die Pfründen der Vestalinnen kamen noch einmal lebhaft zur Sprache, als Kaiser Gratian am Ende des 4. Jahrhunderts die Tempelgüter einzuziehen befohlen hatte. Der Senat trat für Erhaltung des Instituts ein und besonders der Redner Symmachus, der als Gouverneur von Rom die rechtliche Stellung des Oberpriesters für den Kaiser vertrat, da Gratian selbst die Würde nicht angenommen hatte. In seiner Eingabe heißt es: „Sogar die Grundstücke, die den Jungfrauen und deren Dienern durch den letzten Willen Sterbender vermacht worden sind, hält der Fiskus zurück. Freigelassene erhalten ihre Legate, Sklaven werden die gerechten Vortheile der Testamente nicht vorenthalten, nur jene ehrwürdigen Jungfrauen werden von dem Genuß der durch Erbschaft erlangten Güter ausgeschlossen. — Das Gesetz unserer Ahnen hatte die vestalischen Jungfrauen und die Diener der Götter mit mäßigem Auskommen und gerechten Privilegien geehrt. Die Unantastbarkeit dieses Geschenkes bestand bis zu den entarteten Wechselkrämern herab, welche den Unterhalt der Keuschheit in Bezahlung niedriger Lastträger verwandelt haben." Gegen Symmachus erhob sich der mailänder Bischof Ambrosius mit großer Heftigkeit. „Kaum sieben Jungfrauen werden angestellt," sagt er unter anderem, „dies ist die ganze Zahl, welche die Stirnbinden des bebänderten Hauptes, das Leuchten der mit Purpur besetzten Kleider, der Pomp der von einem Dienerschwarm umgebenen Sänfte, große Vorrechte, ungeheuere Einkünfte, endlich eine vorgeschriebene Keuschheitsfrist zusammen gebracht haben. Mögen sich die Augen ihres Körpers und Geistes erheben und schauen eine Gemeinde voll Schamhaftigkeit, eine

*) B. II. S. 363.

Volk voll Unbeſcholtenheit, eine Verſammlung voll Keuſchheit. Hier giebt es keine Bänder als Zierde des Hauptes, ſondern eine unſcheinbare Hülle, aber geadelt durch die Uebung der Keuſchheit, keine ausgeſuchten Reizmittel der Schönheit, nicht purpurne Abzeichen und luxuriöſe Genüſſe, ſondern die Uebung des Faſtens, keine Privilegien, keine Geldvortheile." Solche Sprache führten die Gegner und unter Theodoſius erloſch das Feuer der Veſta gänzlich; denn aus dieſer Zeit erwähnt der Geſchichtsſchreiber Zoſimus eine alte Frau, „die von den Jungfrauen der Veſta noch übrig geblieben war".

Trotz der genannten großen Auszeichnungen, welche die Veſtalinnen für das verlorene Glück des häuslichen Lebens entſchädigen ſollten, war ihr Dienſt ein mühevoller und peinlicher und die Kontrole ihrer Pflichten außerordentlich ſtreng. Große Sorgfalt erheiſchte ſchon die Hut des Feuers auf dem Staatsherde. Es handelte ſich nicht blos darum, daſſelbe ſtets im Brande zu erhalten, ſondern es durften auch gewiſſe Geſtaltungen der Flamme, worin man Winke der Gottheit in bezug auf die Zukunft erkennen wollte, nicht überſehen werden. Unter den Zeichen des kommenden Bürgerkriegs giebt der Dichter Lukan auch an, daß ſich die Flamme der Veſta geſpalten und mit geſchiedenen Spitzen emporgezüngelt habe. Das Verlöſchen des Feuers wurde bekanntlich für das ſicherſte Zeichen eines großen Unglücks für den Staat angeſehen und die unglückliche Veſtalin, während deren Wache das böſe Omen eingetreten war, wurde zur Strafe vom Liktor des Pontifex Maximus an einem dunklen Orte auf bloßen Rücken mit einer Knute aus Knotenſtricken oder Draht gegeißelt. Es geſchah dies z. B. im Jahr 206 v. Chr. und Livius erzählt darüber folgendes: „Mehr als die von auswärts gemeldeten und daheim erblickten Wunderzeichen ſchreckte die Gemüther der Menſchen das Ausgehen des Feuers im Tempel der Veſta. Es wurde die Veſtalin, welche in jener Nacht die Wache gehabt hatte, auf Befehl des Oberprieſters P. Licinius mit der Knute gepeitſcht. Und obgleich der Vorfall nichts mit einer göttlichen Weisſagung zu thun

hatte, so beschloß man doch größere Sühnopfer darzubringen und ein Betfest der Vesta anzustellen." Ergiebt sich aus diesen Worten, daß die Jungfrauen abwechselnd für eine ganze Nacht die Verantwortung übernahmen, so erhellt aus einer Stelle des Dionysius, daß sich die älteren dabei der Assistenz der Novizen bedienten. „Die Vestalin Aemilia," heißt es dort, „hatte in einer Nacht, wo sie die Feuerwache zu besorgen hatte, aus Unvorsichtigkeit das Feuer erlöschen lassen, indem sie, selbst sich dem Schlummer überlassend, die Aufsicht einer jungen, noch den Tempeldienst erlernenden Vestalin anvertraute. Die ganze Stadt überfiel angstvoller Schrecken, und der Pontifex ließ sogleich eine Untersuchung anstellen, um zu erforschen, ob Aemilia etwa durch Unkeuschheit den Tempel entweiht habe. Die Priesterin aber, im Gefühl ihrer Unschuld und voll Vertrauen auf die geliebte Göttin, streckte im Beisein der Priester und Jungfrauen ihre Arme über dem Altar empor und flehte: „O Vesta, heilige Schutzgöttin Roms, Du weißt es, daß ich fast dreißig Jahre unsträflichen Wandels mit reinem Herzen und unbeflecktem Körper Deinen Dienst verrichte. Stehe mir nun bei, hilf mir und dulde es nicht, daß Deine Priesterin eines schmählichen Todes sterbe. Sollte ich aber unbewußt gefehlt und etwas unheiliges gethan haben, so strafe mich dafür, und lasse Rom Deinen gerechten Zorn nicht entgelten." So zur Vesta flehend riß sie von ihrem Musselingewande ein Stück ab und warf es in die kalte Asche des Altars. Sofort loderte aus derselben eine glühende Feuerflamme empor und die gerettete Priesterin dankte mit dem freudetrunkenen Volke der gütigen hilfreichen Göttin."

Uebrigens wurde das Wiederanzünden des Feuers, wie auch die jährlich am 1. März, dem alten Neujahrstage, stattfindende Erneuerung desselben durch die älteste Art Feuerzeug, zwei an einander geriebene Holzstückchen von glückverheißenden Bäumen, bewirkt, worauf die Vestalinnen den glimmenden Brennstoff in einem ehernen Sieb in den Tempel trugen. In Delphi bediente man sich zu demselben Zwecke nach Plutarch's Angabe einer Art von Brennspiegel.

Noch ein größeres Vergehen als die Nachläſſigkeit in Beobachtung des Herdfeuers, bildete für die veſtaliſchen Jungfrauen der Bruch des Keuſchheitsgelübdes. Wie man ſelbſt das Erlöſchen des Feuers mit dem Zorne der Göttin über irgend eine Verletzung der Reinheit ihrer Prieſterinnen in Verbindung zu bringen pflegte, hat ſich ſchon aus der Geſchichte Aemilia's ergeben. Und der Größe des Verbrechens entſprach die Furchtbarkeit der Strafe, die ihm folgte. In der älteſten Zeit wurde die des verbotenen Umgangs überführte Veſtalin mit Peitſchenhieben bis zum Tode gegeißelt. Seit Tarquinius Priſkus aber ward zum Geißeln auch noch das Lebendigbegraben hinzugefügt. Am kolliniſchen Thore, innen an dem großartigen Walldamm des Servius Tullius, befand ſich der zu dieſer Exekution beſtimmte Platz, welcher den Namen „Verbrecherfeld" führte. „Hier wird," ſagt Plutarch, „ein unterirdiſches kleines Gemach hergerichtet, in das man von oben hinabſteigen kann. In demſelben befindet ſich ein aufgeſchlagenes Bett, eine brennende Lampe und ein kleiner Vorrath von den nothwendigſten Lebensmitteln, als Brod, Waſſer, Milch und Oel, gleichſam als ſcheute man ſich, den dem höchſten Prieſterthum geweihten Leib durch Hunger umkommen zu laſſen. Die Verurtheilte ſelbſt wird in eine Sänfte geſetzt, die von außen verſchloſſen und mit Riemen verwahrt wird, ſo daß nicht einmal ihre Stimme vernehmbar iſt, und ſo wird ſie über den Markt getragen. Stumm weichen alle aus und geleiten ſie lautlos mit außerordentlicher Niedergeſchlagenheit. Es giebt kein unheimlicheres Schauſpiel und niemals hat die Stadt ein traurigeres Ausſehen. Wenn die Sänfte an dem beſtimmten Orte angelangt iſt, nehmen ihr die Diener die Feſſeln ab; der Oberprieſter aber verrichtet ein ſtilles Gebet und hebt die Hände zu den Göttern empor. Dann führt er die Verhüllte zur Leiter, welche in das Gemach hinabführt. Er ſelbſt wendet ſich hierauf mit den anderen Prieſtern ab, und wenn ſie hinabgeſtiegen iſt, wird die Leiter weggenommen, das Gemach zugeſchüttet und der Platz dem übrigen Walle gleichgemacht." Der Verführer wurde regelmäßig auf dem Markt

entblößt in einen Block gespannt und zu Tode gegeißelt. Die römische Geschichte berichtet im ganzen ungefähr über zwölf Fälle, in denen das vom Pontifex zu Rathe gezogene Priesterkollegium diese schrecklichen Strafen verhängte. Mehrmals ist es dabei vorgekommen, daß das Beispiel des Fehltritts ansteckend wirkte, und der Skandal sich verdoppelte und verdreifachte. So geriethen nach der unglücklichen Schlacht von Kannä zwei Vestalinnen, Opimia und Floronia, in Untersuchung, von denen die eine dem unterirdischen Kerker durch Selbstentleibung entging. Hatte hier der Sekretär des Oberpriesters seine günstige Stellung zur Anknüpfung des unerlaubten Verhältnisses benutzt, so wurden im Jahre 134 v. Chr. mehrere römische Ritter des verbotenen Umgangs mit den Vestalinnen Aemilia, Licinia und Marcia bezichtigt, von denen nur Aemilia mit dem Tode büßte, die beiden anderen, nicht weniger kompromittirten, durch die Beredsamkeit ihrer Anwälte — denn es war über die Sache ein besonderer Gerichtshof eingesetzt worden — gerettet wurden. Der Kaiser Karakalla ließ ebenfalls vier Vestalinnen den Prozeß machen, von denen drei den Tod erlitten, die vierte sich vom Hause herabstürzte. Die tragischste Untersuchung gegen Vestalinnen fand unter Domitian statt. Nachdem Vespasian und Titus, wie es scheint, sich den galanten Geheimnissen des Vestatempels gegenüber sehr nachsichtig gezeigt hatten, trat der finstere Domitian mit unnachsichtiger und vorurtheilsvoller Strenge gegen vier Verdächtige auf. Sueton erzählt den Vorgang in folgender Weise: „Nachdem er den Schwestern Ocellata und der Varronilla die Wahl der Todesart freigestellt und ihre Verführer mit Relegation bestraft hatte, ließ er bald darauf Kornelia, die älteste Vestalin, die früher schon freigesprochen, aber nach einem langen Zwischenraume wieder angeklagt und überführt worden war, lebendig begraben. Ihre Liebhaber wurden auf dem Komitium zu Tode gepeitscht, mit Ausnahme eines gewesenen Prätors, der, als der Prozeß noch zweifelhaft war und die Fragen und Foltern keinen sicheren Anhalt lieferten, freiwillig gestand, und mit der Verbannung davon kam.“ Nun

erwähnt ſchon Dio Kaſſius, bei der Unterſuchung ſei es ſo unbarmherzig und brutal zugegangen, daß Helvius Agrippa, einer der Prieſter, in folge der Gemüthserſchütterung mitten in der Sitzung vom Schlage gerührt worden ſei! Durch Plinius, den Jüngeren, wird aber vollends die Schuld Kornelia's ſehr zweifelhaft. Er ſagt nämlich, Licinianus Valerius — dies war jener Mann prätoriſchen Rangs — ſei vom Kaiſer nach der Hinrichtung der Veſtalin mit dem Vorwurfe des verbotenen Umganges nur deshalb belaſtet worden, weil ein Freigelaſſener der Kornelia heimlich auf ſeinen Gütern gelebt habe, und ſei der Schuld geſtändig geworden; doch bleibe es ungewiß, ob er ſie wirklich begangen oder ob er bei fortgeſetztem Leugnen ſchlimmeres befürchtete, da nämlich, wenn die Ueberführung nicht gelungen wäre, die Schmach des Juſtizmordes auf dem Kaiſer ruhte. Auch der römiſche Ritter Celer war auf dem Forum unter den Geißelſchlägen bei der Behauptung geblieben: „Was habe ich gethan? Ich habe nichts gethan!“ So wurde dem Licinianus unter der Hand Verzeihung angeboten, wenn er Domitian durch ein Geſtändniß entlaſtete. Ueber das Verfahren gegen Kornelia ſelbſt und deren würdiges Betragen ſchreibt Plinius: „Domitian wollte Kornelia lebendig begraben laſſen, um ſeine Regierung durch ein ſolches Beiſpiel zu verherrlichen, und berief als Oberprieſter oder vielmehr als unmenſchlicher Tyrann, als unumſchränkter Gebieter, die übrigen Prieſter nicht in ſeinen Palaſt, ſondern auf ſein albaniſches Landhaus. Hier beging er ein ebenſo großes Verbrechen, als das er beſtrafen zu wollen ſich das Anſehen gab, indem er die Veſtalin in ihrer Abweſenheit und ungehört verurtheilte. Die Prieſter wurden ſogleich abgeſendet, um ſie eingraben zu laſſen. Dieſe, mit erhobenen Händen bald zu Veſta, bald zu den Göttern flehend, rief unter anderem ſehr oft aus: „Mich hält Cäſar für unkeuſch, mich, die den Opferdienſt beſorgte, während er ſiegte und triumphirte?“ Man weiß nicht, ob aus Schmeichelei oder Spott, aus Selbſtgefühl oder aus Verachtung gegen den Kaiſer, ſie wiederholte dies, ſo lange ſie, vielleicht unſchuldig, auf jeden Fall

aber wie eine Schuldige zum Tode geführt wurde. Ja, selbst dann, als sie in jene unterirdische Behausung hinabgelassen wurde und ihr beim Hinabsteigen das Gewand hängen geblieben war, kehrte sie um und machte es los; und als der Henker ihr die Hand reichte, wandte sie sich mit Abscheu und sprang zurück, um so die entweihende Berührung von ihrem reinen und keuschen Leibe abzuhalten und bis zum letzten Hauche unbefleckt zu bleiben. Mit vollendetem Schamgefühl war sie eifrig bedacht mit Anstand zu fallen."

In älterer Zeit reichte oft schon ein Abweichen von der vorgeschriebenen Tracht und ein etwas freieres Betragen hin, gegen die Vestalinnen den schlimmsten Verdacht zu erwecken. Eine auffallende Eleganz in der Kleidung lenkte den ersten Argwohn auf die im Jahre 337 v. Chr. verurtheilte Minucia. Achtzig Jahre früher war einer gewissen Postumia der Prozeß gemacht worden, weil sie ebenfalls eine gewähltere Toilette liebte und sich zu unbedachtsam ihrem heiteren Naturell überließ. Sie wurde zwar freigesprochen, aber der Pontifex ermahnte das fröhliche Kind „das Scherzen und Lachen sein zu lassen, und sich lieber sittsam als elegant zu kleiden". Der Verurtheilung entging auch viel später die Vestalin Licinia, welche deshalb in übeln Ruf gekommen war, weil ihr Verwandter, der reiche, habsüchtige Krassus, durchaus ihr schönes Landgut vor der Stadt erwerben wollte und ihr darum unablässig den Hof machte. Ebenso wurde auch Cicero's Schwägerin, Fabia, die des Umgangs mit Catilina bezichtigt worden war, freigesprochen. Merkwürdig ist der im sechsten Jahrhundert der Stadt Rom vorgekommene Fall der Berufung auf ein auch in Germanien üblich gewesenes Gottesurtheil. Die Vestalin Tuccia reinigte sich nämlich von dem Vorwurfe die Ordensregel gebrochen zu haben dadurch, daß sie in einem Siebe Wasser aus dem Tiber schöpfte, dasselbe bis zum Tempel trug und dort vor dem Priesterkollegium ausschüttete.

Neben dem Feuer bildet das Wasser ein Haupterforderniß des häuslichen Lebens und die Vestalinnen hatten deshalb über-

haupt sehr viel mit dem reinen Elemente zu schaffen. Täglich wurde der Vestatempel mit Wasser besprengt. Dieses durfte aber nicht den Wasserleitungen entnommen werden, sondern mußte frisch fließendes sein. Gewöhnlich holten es die Priesterinnen aus der nach des frommen Numa Freundin Egeria benannten Quelle im schattigen Haine der Kamenen vor dem nach Kapua führenden Thore und trugen es anmuthig auf dem Haupte in irdenen Urnen, die so geformt waren, daß sie gar nicht auf die verunreinigende Erde gestellt werden konnten.

Besondere Sorgfalt erforderte die Zubereitung der als Opfer für Vesta und die Penaten dienenden einfachsten Nahrungsmittel, des gesalzenen Schrotes aus gerösteten und gestampften Dinkelähren und der in einem irdenen Topfe gekochten Salzlake. Unter besonderen Gebeten und heiligen Formalitäten wurden diese Stoffe von den drei ältesten Jungfrauen und nur dreimal im Jahre verfertigt. Das tägliche Geschäft aller Vestalinnen bestand in Gebeten für das Wohl des römischen Volks. Namentlich in Zeiten der Noth oder wenn grausige Wunderzeichen die Gemüther bewegten, mußten sie bei den zornigen Göttern Fürbitte einlegen. So singt Horaz im Jahre 29 v. Chr. in Bezug auf die bürgerlichen Unruhen und den Aufruhr der Elemente: „Mit welchem Gebete sollen die heiligen Jungfrauen erweichen die ihren Anrufungen kein gnädiges Ohr leihende Vesta?“ Natürlich trat beim Beginne der Monarchie der Kaiser und dessen Familie in den Kreis alles desjenigen, für dessen Bestand und Wohlfahrt sich die Vestalinnen bei ihrer Göttin verwendeten. Wie groß aber im allgemeinen das Vertrauen auf ihren Einfluß bei der Götterwelt war, sieht man schon daraus, daß man ihrem Gebete die Macht zuschrieb, flüchtige Sklaven, wenn sie noch in der Stadt waren, an der Entweichung zu hindern.

Das Hauptfest der Vesta, die Vestalien genannt, fiel auf den 9. Juni. Jede Familie sendete thönerne Schüsseln mit Opfergaben und die Matronen zogen barfuß zum Gebet für ihren Haushalt in den Tempel. Außerdem wurden zum An-

denken an die Zeit, wo man noch das Getreide auf dem Herde röſtete und weder mahlte noch buk, von Müllern und Bäckern der Tag gefeiert; ſelbſt die die Mühlſteine drehenden Eſel hatten Raſttag, und wurden durch die Stadt geführt, geſchmückt mit Blumen, Kränzen und Halsbändern aus an einander gereihten kleinen Broden. Kurz vor dieſem Feſte wurde der ganze Tempel auf das ſorgfältigſte gereinigt und der Kehricht an einen beſonderen Ort am kapitoliniſchen Hügel geſchafft, damit er ſich nicht mit profanem Staube vermiſchte. Außerdem waren die Veſtalinnen bei verſchiedenen anderen feſtlichen Gelegenheiten mit betheiligt. Namentlich gilt dies von der geheimen Nachtfeier der Bona dea, die ausſchließlich von Frauen im Hauſe des oberſten Staatsbeamten gehalten wurde und bei der ſich einſt der berüchtigte Klodius als Harfenſpielerin verkleidet, eingeſchlichen hatte. Eines ihrer älteſten und ſonderbarſten Geſchäfte aber beſtand darin, daß ſie am 15. Mai in Gegenwart der Prieſter und Magiſtrate 24 aus Binſen gefertigte Menſchenpuppen, die ſogenannten Argeer, in den Tiber ſtürzten, jedenfalls als Aequivalent für frühere Menſchenopfer.

XII.

Zwei römiſche Schauſpieler.

Ungefähr drei deutſche Meilen ſüdöſtlich von Rom in der verödeten Campagna liegt auf dem vom Krater des Nemiſees vorſpringenden Bergrücken das Städtchen Lavigna. An derſelben Stelle befand ſich im Alterthum die Stadt Lanuvium, von deren Daſein heute noch quadratiſche antike Tufmauern und Subſtruktionen eines großen Tempels zeugen. Auf einer Villa in der Nähe dieſes Ortes erblickte Antoninus Pius das Licht der Welt; auf der zum Gebiete der Stadt gehörenden ſeloniſchen Meierei wurde auch ums Jahr 135 v. Chr. der berühmte Schauſpieler Roſcius geboren. Seine Wiege ſtand in der ärm-

lichen Hütte eines Sklaven; denn nach Plinius, dem Aelteren, erkaufte sich der spätere Künstler erst die Freiheit. Sein voller Name Quintus Roscius Gallus läßt auf zweierlei schließen. Die Freigelassenen pflegten nämlich ihren Sklavennamen hinter dem Familiennamen ihres Herrn zu führen. Gallus wird aber der junge Sklavensohn getauft worden sein, weil sein Vater ein gallischer Celte war.

Roscier ferner gab es nicht allein in Rom und Ameria, sondern auch eben in Lanuvium. Speziell von den letzten wissen wir, daß sie zu denjenigen vornehmen Familien gehörten, welche sich die Göttin Juno Sospita (die Erretterin) in Lanuvium zur Schutzpatronin erkoren hatten und deren Bild auf ihren Münzen führten. Jene Tempelruinen bei Lavigna bezeichnen noch die Stelle, wo die auch in Rom sehr heilig gehaltene Kultstätte dieser Juno lag, in deren Cella sie selbst stand, in der Linken einen ausgeschnittenen Schild haltend, in der Rechten eine Lanze schwingend, über der Stola bekleidet mit einem zugleich den Kopf bedeckenden Ziegenfelle, die Füße in altväterische Schnabelschuhe gehüllt. Mehr jedoch als ihre menschliche Gestalt im Tempel erregte die ehrfürchtige Scheu der gläubigen Menge eine dunkle Grotte im nahen Haine, wo eine sorgfältig gepflegte große Schlange hauste. Die Schlangen spielten ja überhaupt bei den Römern eine größere Rolle im religiösen Glauben als bei den Griechen, da sie als die fleischgewordenen Genien der Familienglieder und des ganzen Hauses betrachtet und geehrt wurden, wenn sie sich in den Wohnungen zeigten. Man hegte und fütterte deshalb eine unschädliche Art des Reptils in den Häusern, welche so überhand nahm, daß Plinius, der Aeltere, meint, sie würde den Römern über den Kopf wachsen, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit die Feuersbrünste dezimirten. Die lanuvinische Tempelschlange galt ebenfalls, gleich der in allen Heiligthümern Aeskulap's, als leibhaftige Inkarnation der Gottheit selbst und vertrat deshalb die Rolle Juno's an deren Hauptfeste, dem 1. Februar, als Prophetin. An diesem Tage nämlich wurde ihr von einer Jungfrau mit verbundenen Augen ein

Opferfladen in die Höhle getragen. Genoß das Thier von der Speise, so galt dies als Zeichen für ein fruchtbares Jahr; verschmähte es sie, so herrschte Trauer und der gute Ruf des Mädchens war dahin. Es scheint, als ob dieses fromme Gaukelspiel eine große Menge Neugieriger aus der Nähe und Ferne herbeigelockt habe. Wenigstens läßt Properz seine Cynthia das Fest besuchen und giebt von der Ceremonie selbst folgende Beschreibung:

„Seit Jahrhunderten haust zu Lanuvium schützend ein Drache —
Da, wo dem seltnen Besuch kaum man ein Stündchen entzieht —
Wo sich der heilige Weg abwärts in die finstere Kluft taucht,
Wo man hinab (Jungfrau, meide so schlüpfrigen Pfad!)
Bringet dem hungrigen Wurm das Geschenk, wenn jährlich er Speisung
Heischet und heis'res Gezisch dringt aus den Tiefen herauf.
Zu dem Opfer hinuntergesandt, erblassen die Mägdlein,
Denn wer böte die Hand gerne dem Drachengebiß?
Jener ergreifet den Fraß, den sie jungfräulich ihm darreicht,
Und in der Jungfrau Hand bebet das Körbchen zugleich.
Zeigt sie sich keusch, kehrt wieder sie heim in die Arme der Aeltern;
Aber der Landmann ruft: „Heil dem gesegneten Jahr!"

Es läßt sich voraussetzen, daß in der ganzen Umgegend von Lanuvium, wo seit uralter Zeit der Schlangenkult eine so bedeutende Rolle spielte, dem Erscheinen und Gebahren der Schlangen besondere Aufmerksamkeit zugewendet wurde. So erregte denn auch das Erscheinen eines solchen Thiers in der Wiege des kleinen Roscius Gallus nicht geringes Aufsehen. Cicero schreibt hierüber in dem Buche „Ueber die Weissagung" an seinem Bruder Quintus: „Glaubst Du denn, daß Dein Liebling Roscius selbst oder ganz Lanuvium für ihn gelogen hat? Als dieser noch in der Wiege lag und auf der seloniſchen Meierei erzogen wurde, wachte einst in der Nacht seine Amme auf und bemerkte beim Schein des daneben stehenden Lichtes, daß den schlafenden Knaben eine Schlange umschlungen hielt. Erschreckt durch den Anblick erhob sie ein Geschrei; sein Vater aber erzählte den Vorfall den Opferschauern, welche erklärten, das Kind werde an Berühmtheit und Glanz alles übertreffen.

Und jene Erſcheinung ciſelirte Paſiteles in Silber, Archias aber beſang ſie in Verſen.“ An einer andern Stelle deſſelben Werkes witzelt Cicero vom rationaliſtiſchen Standpunkt aus über die Sage und hält ſelbſt das Faktum für weiter ausgeſchmückt. „Was Roſcius betrifft,“ ſagt er, „kann es falſch ſein, daß die Schlange ihn umwickelt habe, daß aber in der Wiege eine Schlange ſich befand, iſt gar nicht ſo wunderbar, beſonders im ſeloniſchen Gefilde, wo die Schlangen am Herde Jahrmarkt halten. Denn wenn die Seher geantwortet haben, er werde an Berühmtheit und Glanz alles übertreffen, ſo wundere ich mich nur darüber, daß die unſterblichen Götter einem zukünftigen Schauſpieler ſeine Berühmtheit angezeigt haben, einem Afrikanus aber nicht.“

Der Herr des jungen Sklaven (vielleicht der Vater von dem in der Schlacht bei Mutina gefallenen Cäſarianer Lucius Roſcius Fabatus) erkannte an dem geſchmeidigen Gliederbau und der natürlichen Anmuth, wahrſcheinlich auch an dem beſonderen mimiſchen Talente deſſelben, zu welchem Beruf er ſich vorzugsweiſe eignete, und da die meiſten Schauſpieler Sklaven waren und ihre Gage ganz oder zum größten Theil an ihre Herren abliefern mußten, ſo ſchickte er ihn, wie es gewöhnlich war, zu einem renommirten Schauſpieler in die Lehre. Ueber die ſchöne Figur des Roſcius hat uns Cicero als Zeugniß ein Epigramm aufbewahrt, das kein geringerer Mann als Quintus Lutatius Katulus, der Beſieger der Cimbern auf der raudiſchen Ebene, gedichtet hat.

Es lautet:

„Jüngſthin ſtand ich, die Sonne verehrend eben im Aufgehn,
Da zur Linken mir, ſchau! plötzlich geht Roſcius auf.
Zürnet, Ihr Himmliſchen, nicht, wenn ich was ich dachte geſtehe:
Schöner fürwahr als der Gott däuchte der Sterbliche mir.“

Man hat in neuerer Zeit nicht mit Unrecht das römiſche Bühnenweſen der Ciceronianiſchen Zeit mit den heutigen franzöſiſchen Theaterzuſtänden verglichen. Das große Publikum war von ungemeiner Vorliebe für die ſogenannten Mimen beherrſcht,

lockere Possen, deren Inhalt dem Treiben der unteren Schichten der hauptstädtischen Bevölkerung entnommen war. Daneben existirte noch das klassische Trauer- und Lustspiel. Die Masse fand aber keinen Geschmack an ihnen, wenn nicht ihre durch Triumphzüge und Gladiatorengefechte verwöhnten und abgestumpften Augen durch außerordentlichen Reiz prachtvoller Dekorationen, Kostüme u. s. w. geblendet wurden.*) Recht deutlich zeigt sich dies aus einem Briefe Cicero's an seinen Freund Marius, worin er über die Spiele des Pompejus berichtet und unter anderem erwähnt, daß ihm das ganze Vergnügen durch den überladenen szenischen Apparat gestört worden sei; nicht weniger als 600 Maulesel wären in der „Klytämnestra" auf der Bühne erschienen, 3000 Mischkessel im „Trojanischen Pferd", Reiterei und Fußvolk der verschiedensten Waffengattungen; das Volk habe in Bewunderung geschwelgt.

Noch unersättlicher wurde diese Schaulust einige Dezennien später, wo Horaz über den verdorbenen Geschmack mit folgenden Versen klagt:

„Selbst schon der Ritter verlor den Geschmack am Hören; er will nur
Schaun, bald dies bald das, will ein inhaltloses Vergnügen.
Oft vier Stunden und mehr bleibt weitgeöffnet der Vorhang,
Während Reitergeschwader und Fußvolkschaaren dahin flieh'n,
Könige drauf mit Zwang und gefesselten Händen einhergeh'n,
Allerlei Wagen mit zwei, vier Rädern, Schiffe vorbeizieh'n,
Schnitzwerk dann und ein ganzes Korinth als Beute gebracht wird.
Wenn Demokrit noch lebte, der würde dies alles belachen,
Wenn so ein seltsam Wesen, Gemisch von Kamel und von Pardel,
Oder ein Weißelephant die Blicke des Haufens auf sich zieht;
Würde noch aufmerksamer das Volk, als die Spiele beschauen,
Was zu Betrachtungen Stoff ihm böte, noch mehr als ein Lustspiel.
Aber der Dichter — das wär' ihm der Thor, der Märchen den tauben
Ohren des Esels erzählt; denn wo wär' eine Stimme so mächtig,
Jenen betäubenden Lärm zu bewältigen unsers Theaters!
Ebenso braust der garganische Wald und der tuskische Meerschwall,
Wie das Gelärm, wenn Fechter zu schaun sind oder ein Kunstwerk,

*) Vergl. B. II, S. 100 ff.

Oder des Auslands Schätze. Sobald ſich mit ſolchen beladen
Zeiget der Komödiant, dann klatſcht ihm alles entgegen!
Sprach er bereits etwas? Kein Wort! Wem gilt da der Beifall!
Seinem Gewand! iſt gefärbt mit echt tarentiniſchem Purpur!"

Zur Zeit des Roſcius nahmen wenigſtens die Gebildeten noch regen Antheil an den Stücken des Plautus und Terenz. Aber ein großer Theil von ihnen kannte die aufgeführten Dramen beinahe auswendig; er ging daher nicht des Inhalts derſelben wegen ins Theater, ſondern fand nur an einer feinen künſtleriſchen Darſtellung ſein Vergnügen. Aus Cicero's Briefen erkennt man nicht allein ſeinen Enthuſiasmus für die Leiſtungen großer Schauſpieler, ſondern auch das lebhafte Intereſſe, welches ſeine auswärtigen Freunde an den ſzeniſchen Spielen in Rom nahmen. Daß Cäſar im Theater ſehr unaufmerkſam war, Briefe und Depeſchen las und beantwortete, erregte bei vielen Anſtoß und Octavian vermied es gefliſſentlich in denſelben Fehler zu fallen.

Durch das immerwährende Anhören ausgezeichneter Redner hatte aber auch die große Menge ein ſo geſchärftes Gehör bekommen, daß ſie eben ſo genau wie das atheniſche Publikum den leiſeſten Verſtoß gegen Versmaß und Silbenwerth vernahm. Cicero ſchreibt in ſeinen „Paradoxen": „Wenn der Schauſpieler nur ein wenig aus dem Rythmus kommt oder wenn der vorgetragene Vers um eine einzige Silbe zu kurz oder zu lang iſt, wird er ausgepfiffen und ausgepocht." Aber eben ſo ſtreng rügte das Volk Verſehen der Dichter, und Horaz ſagt z. B.:

„Steht das Geſprochene nicht mit der Lage des Sprechers in Einklang,
Dann läßt Ritter und Volk ein lautes Gelächter erſchallen."

Der Hauptnachdruck lag aber bei der Darſtellung neben der Rezitation auf dem Gebärdenſpiel, worin ja überhaupt die Südländer und beſonders die heutigen Italiener Erſtaunliches leiſten. Für uns iſt es geradezu unbegreiflich, wieviel Ausdruck allein in die Bewegungen der Hände, ja in die Geſtaltung und Krümmung der Finger gelegt zu werden pflegte. Quintilian ſchreibt: „Es läßt ſich kaum ſagen, wieviel Bewegungen die Hände, ohne

welche der Vortrag verkrüppelt wäre, besitzen, da sie beinahe der Fülle der Worte gleichkommen. Denn die übrigen Theile des Körpers unterstützen beim Sprechen; diese sprechen so zu sagen selbst. Oder verlangen wir nicht mit ihnen, versprechen, rufen, entlassen, drohen, bitten, verabscheuen, fragen, fürchten, verneinen? Aeußern wir nicht durch sie Freude, Trauer, Zweifel, Eingeständniß, Reue, Maß, Menge, Zahl, Zeit? Uebernehmen sie nicht bei Bezeichnung von Orten und Personen die Stelle der Adverbien und Fürwörter?" Dann giebt er Anweisungen über die Funktionen der einzelnen Finger und ihrer Konfigurationen. Aber alles übertriebene, den Anstand überschreitende mußte streng vermieden werden, und selbst gewisse zur andern Natur gewordene Manieren sah man blos größeren Künstlern nach. Freilich war die Lebendigkeit und Vielseitigkeit der Gestikulation beinahe eine Nothwendigkeit, da das Mienenspiel durch die seit Terenz aufgekommene griechische Unsitte der Masken unmöglich gemacht war.

Der jüngere Plinius schreibt an seinen Freund Tranquillus: „Hilf mir aus meiner Noth! Wie ich höre, lese ich schlecht, doch nur Verse. Ich gedenke daher bei der nächsten Vorlesung, die ich meinen vertrauten Freunden gebe, einen Versuch mit meinem Freigelassenen zu machen. Ich selbst weiß aber nicht was ich beginnen soll, so lange er liest, ob ich steif, stumm und wie ein Müssiger sitzen, oder (wie einige thun) das was er liest, mit Gemurmel, Mienenspiel und Gestikulation begleiten soll. Allein ich glaube, daß ich ebenso wenig zum Gebärdenspiel tauge, als zum Vorlesen. Ich wiederhole daher, hilf mir aus der Noth, und schreibe mir aufrichtig, ob es besser sei schlecht zu lesen, oder jenes zu thun, oder es auch ganz zu unterlassen." Wer ohne Kenntniß der römischen Vorliebe für die Mimik auf diese Stelle stößt, möchte zu entschuldigen sein, wenn ihm gelinde Zweifel an dem Verstande des liebenswürdigen Briefstellers aufsteigen. Allein es geschah schon zu Cicero's Zeit auf dem Theater noch etwas seltsameres, was uns als vollständige Störung der Illusion geradezu unerträglich er-

ſcheinen würde. In den Monologen fühlte man ſich durch die Steigerung des Affekts bewogen Geſtikulation und Vortrag gänzlich zu trennen. Dem Schauſpieler blieb als Hauptſache das in pantomimiſchen Tanz übergehende Gebärdenſpiel, während ein Sänger das Rezitativ vortrug und ein Flötenſpieler Melodie und Takt angab! Dadurch bekam die Muſik einen ſelbſtändigen Charakter im Drama und aus der ganzen Einrichtung entwickelte ſich dann die Kunſt der Pantomimen, welche die Tragödie verdrängten und ſich durch die ganze Kaiſerzeit in der Gunſt des Publikums behaupteten.

Um die Leiſtungen des Roſcius beurtheilen zu können, mußten dieſe Bemerkungen über das Bühnenweſen eingeſchaltet werden. Beſonders eben der Mimik wendete Roſcius in ſeiner Jugend das ſorgfältigſte Studium zu. Valerius Maximus berichtet, daß er ſowohl als ſein berühmter Zeitgenoſſe Aeſop ſich oft auf dem Forum unter die Zuhörer miſchten, welche dem Rivalen Cicero's, Hortenſius, lauſchten, um das kunſtreiche Mienen- und Gebärdenſpiel dieſes Redners, der nach Cicero's Urtheil mehr Mimik auf der Rednerbühne entwickelte als nöthig war, und dem ſein Gegner Torquatus geradezu den Beinamen „Schauſpieler" gab, für die Bühne benutzen zu können. Auch in ſpäteren Jahren ſoll er nach demſelben Schriftſteller jeden Geſt, deſſen er ſich auf den Brettern bediente, vorher vor dem Spiegel einſtudirt haben. So gelangte Roſcius bald zu dem Grade der Vollkommenheit in ſeinem Fache, daß er die ſtudirte Eleganz ſeiner Darſtellungsweiſe in eine methodiſche Anweiſung zuſammenfaſſen konnte, worin er nebenbei beſondere Rückſicht auf die Redekunſt nahm. Cicero erklärte es daher ſogar als Beweis von Unverſchämtheit, wenn ein Kollege des großen Meiſters vor deſſen Augen ſpielen könnte; „denn wie kann ſich einer rühren, ohne daß jener ſogleich ſeine Fehler bemerkt?" Ja, man kam bald dahin ſeinen Namen ſprichwörtlich für die höchſten Leiſtungen in jedem Fache zu gebrauchen. „Seht Ihr nicht," ſagt Cicero im „Redner", „daß alles, was er thut, vollkommen iſt, und mit der höchſten Anmuth verbunden? alles ſo, daß es ihn

gut kleidet und alle ergötzt und rührt? Schon längst hat er es daher so weit gebracht, daß jeder, der sich in irgend einem Fache auszeichnet, „in seiner Art ein Roscius" genannt wird." Valerius Maximus lobt ihn mit den Worten: „Nicht die Schauspielkunst empfahl den Roscius, sondern dieser die Schauspielkunst." Auch Horaz nennt ihn deshalb „tiefgebildet". Hundert Jahre nach der Ciceronianischen Zeit freilich, wo ein mehr realistischer Zug die Bühne beherrschte, fand man die Manier des Roscius altmodisch und lächerlich. Dies erhellt aus dem Dialog des Tacitus „über die Redner", wo es heißt: „Die Menge der den Gerichtssitzungen Beiwohnenden erträgt ebenso wenig die strenge und schmucklose Weise der alten Zeit, als wenn jemand auf. der Bühne die Gestikulation eines Roscius oder Turpio Ambivius (eines Zeitgenossen von Terenz) nachahmen wollte."

Roscius führt bei den Alten den stehenden Beinamen „der Komiker". Cicero erwähnt als eine seiner Rollen die des großsprecherischen, schuftigen Kupplers Ballio im „Pseudolus" des Plautus. Auch Quintilian schreibt ihm ausschließlich das Lustspielfach zu, indem er sagt: „Im Langsamen (bei Vortrag und Bewegung) liegt mehr Pathos. Deshalb war Roscius mehr beweglich, Aesopus mehr gemessen, weil jener in der Komödie, dieser in der Tragödie auftrat." Trotzdem hat man, auf eine Stelle in Cicero's Werk „Ueber den Redner" gestützt, behaupten wollen, daß Roscius auch tragische Rollen übernommen habe. Nachdem nämlich Cicero dort davon gesprochen hat, daß bei der Deklamation an sich affektvolle Stellen durch darauf folgende gewichtigere in Schatten gestellt würden, fährt er fort: „Niemals trägt Roscius folgenden Vers mit dem Gest vor, der ihm gegeben werden kann:

„Denn der Weise fordert für Verdienst nur Ehre, Beute nicht,"

sondern er spricht ihn nachlässig, um auf den folgenden Vers:

„Was erblick ich? Mit dem Schwert besetzest Du das Heiligthum?"

das Hauptgewicht zu legen, hin zu schauen, sich zu wundern, zu staunen. Ebenso geht es mit jenem andern Vers:

„Schutz wo find' ich?"

Wie nachläſſig, wie wenig leidenſchaftlich wird er geſprochen! Denn auf ihn folgt der Vers:

„O Vater, Du o Vaterland, o Priam's Haus!“

Offenbar gehören alle dieſe Citate nicht in ein Luſtſpiel, und der Beweis ſcheint geliefert, daß Roſcius auch im Trauerſpiel ſich verſucht hat. Leider dürfen wir aber den Anfang der Ciceronianiſchen Rede nicht anders überſetzen als: „Niemals trägt ein Roſcius“ (d. h. ein guter Deklamator) u. ſ. w., und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der große Komiker im Jahre 62 v. Chr., als Cicero den Dichter Archias vertheidigte, bereits todt war, die Schrift „Ueber den Redner“ aber erſt ſieben Jahre ſpäter verfaßt worden iſt!

Roſcius ſcheint ſich übrigens vom Gebrauch der Maske emanzipiren gewollt zu haben. Denn wie hätte ſonſt Cicero in dem eben genannten Werk ſagen können: „Auf dem Antlitze beruht alles und dort gehört wieder die Herrſchaft den Augen; darum hatten unſere Alten recht, welche nicht einmal Roſcius ſehr beklatſchten, wenn er maskirt war.“ Mit welchem Eifer das Publikum den Vorſtellungen des Roſcius beiwohnte und folgte, erſieht man aus Cicero's „Brutus“, wo es heißt: „Ich will, daß es dem Redner ſo gehe, daß, ſobald ſich das Gerücht verbreitet er werde ſprechen, die Plätze auf den Bänken beſetzt werden, das Tribunal ſich füllt, der Zuhörerkreis dicht, der Richter geſpannt iſt, daß dann, ſobald der, welcher ſprechen will, auftritt, von dem Publikum Stillſchweigen beobachtet wird, häufige Zeichen des Beifalls und der Bewunderung erſchallen, wenn er in Lachen oder Weinen ausbricht; ja wer es von ferne ſieht und nicht weiß, um was es ſich handelt, muß ſofort einſehen, daß jener gefällt und daß ein Roſcius auf der Bühne ſteht.“

Cicero klagt an einer andern Stelle darüber, daß das Publikum dem Redner weniger Nachſicht zu ſchenken pflege, als den Vertretern anderer Fächer, und wieder nimmt er Roſcius zum Beiſpiel und erwähnt, daß wenn dieſer einmal ſeine Künſtlerlaune gehabt oder nicht mit der gewohnten Meiſterſchaft ge-

ſpielt habe, das Publikum einfach ſagte: „Roſcius wollte heute nicht ſpielen“, oder „Roſcius litt an ſchlechter Verdauung“. Einmal freilich paſſirte es auch dem Koryphäen der Komik, daß das Volk während ſeines Spiels, wahrſcheinlich aus einer die Politik berührenden Veranlaſſung, lärmte und tobte, was Cicero ſo unverzeihlich fand, daß er nach Makrobius deshalb eine Tadelrede verfaßte. Im Alter, als die Geſchmeidigkeit der Glieder ermattete, ließ Roſcius, wie Cicero berichtet, den Flötenſpieler die Melodien etwas langſamer nehmen, um bequemer mit ſeiner Mimik folgen zu können, und auch dies ſah ihm die Menge gern nach.

Auch Roſcius hielt eine Schule für angehende Schauſpieler und bildete ſich alſo die Mitglieder ſeiner Truppe ſelbſt heran. Die Strenge, welche der Meiſter gegen ſich ſelbſt übte, bewies er auch in der Ausbildung ſeiner Schüler. Von einem derſelben, Panurgus, ſagt Cicero: „Roſcius nahm ihn nicht blos in ſein Haus, damit es hieße, er ſei der Scholar von Roſcius, ſondern er unterrichtete ihn auch mit viel Anſtrengung, Aerger und Mühſeligkeit. Je geſchickter und talentvoller nämlich einer in ſeinem Fache iſt, mit deſto mehr Zorneseifer und Gereiztheit wird er es lehren. Denn wenn er das, was er ſchnell ſich angeeignet hat, langſam begreifen ſieht, ärgert er ſich zu Schanden.“ Und ſo heißt es bei Cicero auch im Werke „Ueber den Redner“: „Oft habe ich Roſcius ſagen gehört, er habe noch keinen Schüler finden können, dem er ſeinen vollen Beifall ſchenken mochte, nicht als ob keine des Beifalls würdige ihm vorgekommen wären, ſondern weil er ſelbſt nicht den geringſten Fehler ertragen konnte.“

Dafür ſtand aber auch ſeine Schule in großem Rufe und wer von ihm gebildet war, konnte des Beifalls auf der Bühne beinahe gewiß ſein. Auch hierüber liefert Cicero intereſſante Einzelheiten. „Welche andere Erwartung, Neigung und Gunſt,“ ſagte er, „brachte Panurgus mit ſich auf die Bühne, als daß er Schüler von Roſcius war? Alle, welche dieſen liebten, waren jenem günſtig, welche dieſen bewunderten, ſchenkten jenem Bei-

fall, welche endlich nur den Namen des Roſcius gehört hatten, hielten jenen für wohlgebildet und vollkommen. So iſt die Maſſe; weniges ſchätzt ſie nach dem Maßſtabe der Wahrheit, vieles nach dem ihres Vorurtheils. Was jener verſtand, darauf ſahen ſehr wenige; alle fragten, wo er es gelernt hätte. Man glaubte es könnte gar nichts ſchlechtes und verkehrtes von ihm geleiſtet werden. Wäre er aus der Schule des Statilius gekommen: niemand hätte ihn ſehen mögen, obgleich Statilius den Roſcius in Kunſtgriffen übertraf. Denn niemand hätte glauben wollen, daß von einem ſchlechten Schauſpieler ein guter Komiker gebildet werden könnte, ebenſo wenig wie von einem nichtswürdigen Vater ein braver Sohn abſtammen kann. Weil er von Roſcius kam, ſchien er ſogar mehr zu verſtehen als er verſtand. Daſſelbe begegnete neulich dem Komiker Eros. Als derſelbe nicht allein durch Pfeifen, ſondern auch durch Schimpfwörter von der Bühne vertrieben worden war, nahm er, wie zu einem Altar, ſeine Zuflucht zum Hauſe, Unterricht, Schutz und Namen des Roſcius. Und ſo gelangte er, der kaum zu den letzten Schauſpielern gehört hatte, in kurzer Zeit unter die erſten. Was hob ihn empor? blos die Empfehlung des Roſcius."

Der oben genannte Lehrling Panurgus brachte dem Roſcius nicht nur vielen Aerger, ſondern verwickelte ihn auch ſchließlich in einen ſkandalöſen Prozeß. Er war der Sklave des Fannius Chärea, wahrſcheinlich eines reichen Freigelaſſenen, und dieſer hatte mit Roſcius das Uebereinkommen getroffen, daß das Spielgeld des Panurgus zwiſchen Herrn und Lehrer getheilt werden ſollte. Ein gewiſſer Flavius aus Tarquinii ermordete aber den jungen Komödianten und entſchädigte Roſcius mit einem Landgute, das angeblich 5850 Rthlr. Werth hatte. Fannius, der eine gleich große Abfindungsſumme erhalten haben ſoll, beanſpruchte aber ſpäter noch die Hälfte von der dem Schauſpieler zu Theil gewordenen und verklagte ihn darauf. Cicero, der ſchon früher aus Freundſchaft für Roſcius deſſen Schwager Quintius vor Gericht vertheidigt hatte, übernahm die Anwaltſchaft für ſeinen Liebling. Wir wiſſen jedoch nicht wie

dieſer ins Jahr 77 v. Chr. fallende Streit entſchieden worden iſt.

Cicero nennt in der nur fragmentariſch vorhandenen Rede ſeinen Klienten einen begüterten Mann, der ſich nicht verſucht fühlen könnte, den Gegner um 2—3000 Rthlr. zu betrügen. Er hatte recht; denn die Leiſtungen des großen Mimen wurden anſtändig honorirt. Plinius ſchlägt deſſen Jahreseinnahme auf 30,000 Rthlr. an (die gleichzeitige Tänzerin Dionyſia ſtand ſich auf 12,000) und Makrobius behauptet, daß er für jeden Spieltag 1000 Denare = 233 Rthlr. erhalten habe und außerdem die Beſoldung für ſeine Truppe. Im Jahre 77 v. Chr. hatte er bereits 10 Jahre lang auf ſeine Gage verzichtet, alſo wie Cicero meint, auf die artige Summe von 350,000 Rthlrn.! Gerade dadurch zeichnete er ſich in den Augen der Römer vortheilhaft vor ſeinen Kunſtgenoſſen aus und beſeitigte für ſich die gegen ſeinen Stand herrſchenden Vorurtheile in bezug auf die verächtliche Lohnarbeit. Auch Cicero hebt dieſe Uneigennützigkeit überall hervor. In der Vertheidigungsrede ſagt er: „Die Mühe des Verdienſtes hat Roſcius auf ſich genommen, der den Verdienſt der Mühe verſchmäht. Dem römiſchen Volke zu dienen hat er bis jetzt noch nicht aufgehört, ſich ſelbſt ſchon längſt.“

An einer andern Stelle heißt es: „Kann wohl an dieſem Manne ein Vergehen haften, der in ſich mehr Ehrlichkeit als Kunſt, mehr Wahrheit als Schule beſitzt, den das römiſche Volk noch für einen beſſern Menſchen hält, als er Schauſpieler iſt, der eine ebenſo große Zierde des Senats wäre wegen ſeiner Uneigennützigkeit, wie er eine Zierde des Theaters iſt wegen ſeiner Kunſtfertigkeit?“ Daß es ihm leid thue um Roſcius als Menſchen, daß er gerade ein Schauſpieler ſei, ſpricht der Redner noch in zwei anderen Reden aus und die Wärme, mit der er überall den Künſtler erwähnt, beweiſt deutlich, daß es mehr als Kunſtintereſſe war, was ihn an jenen feſſelte. Weniger von Gewicht für die allgemeine Anerkennung des Roſcius iſt, daß ihn auch Sulla bevorzugte und mit einem goldenen Ringe, den

damals nur Senatoren, Ritter und Magiſtrate tragen durften, beſchenkte. Denn der Diktator war in ſeinem Umgange nicht wähleriſch und zog überhaupt gern Tänzer und Schauſpieler zu ſeiner Geſellſchaft.

Daß Roſcius kurz vor 62 v. Chr. geſtorben iſt, ergiebt ſich, wie bereits geſagt, aus der Rede Cicero's für den Dichter Archias, in welcher ihm der ehrenvolle Nachruf gewidmet iſt: „Wer unter uns iſt wohl ſo gefühllos und unempfindlich geweſen, daß er vom Tode des Roſcius neulich ungerührt blieb? Obgleich derſelbe im Greiſenalter geſtorben iſt, ſo kam es uns wegen ſeiner außerordentlichen Kunſt und Anmuth vor, als dürfe er gar nicht ſterben."

Von dem großen Zunftgenoſſen des Roſcius, dem gleichzeitigen Klaudius Aeſopus, wiſſen wir in Betreff der Herkunft gar nichts. Sein römiſcher Name deutet auf Freilaſſung von einem Klaudier, ſein griechiſcher läßt aber deshalb nicht unbedingt auf griechiſche Abkunft ſchließen, weil ja die römiſchen Herren ſehr gewöhnlich ihren Sklaven berühmte griechiſche Namen beilegten. Aeſop wurde kein Nebenbuhler des Roſcius, ſondern wendete ſich dem tragiſchen Fache zu; daß er auch im Luſtſpiel auftrat, ergiebt ſich wenigſtens nicht aus den Verſen des Horaz:

„Früg' ich einmal ob mit Recht auch Atta's Stücke noch heute
Unſere Bühne beſchreiten, die ſafranduftende; ſchamlos
Hieß' ich dem ganzen Senat, daß ich tolldreiſt wagte zu tadeln
Was doch ein ernſter Aeſop, ein gebildeter Roſcius ſpielte,
Sei's weil ihnen nur das, was ſie ſchön finden, für ſchön gilt,
Oder ſie nennen es Schande dem jungen Geſchlechte zu folgen,
Preiszugeben im Alter, was einſt als Knaben ſie lernten."

Denn offenbar ſteht des Luſtſpieldichters Atta Name hier überhaupt für die in Horazens Zeit veraltete dramatiſche Literatur, wozu beſonders die nationalen Luſtſpiele gehörten. Das Trauerſpiel geſtattete dem Darſteller weniger Freiheit in der Gebärdenſprache, als die Komödie. Alles war gemeſſener, würdevoller; die Maske war unumgänglich nothwendig, und der Schwerpunkt lag noch in der feinen Modulation der Stimme. Daher kam es auch, daß nach Cicero's Zeugniß das römiſche

Publikum, durch die wohlklingende Stimme Aesop's verwöhnt, in Pochen und Pfeifen ausbrach, sobald diese heiser wurde!

Aesopus scheint seine Rollen mit Ernst aufgefaßt und mit großer Leidenschaftlichkeit durchgeführt zu haben. Es gerieth ihm daher auch die Darstellung des höchsten tragischen Affekts am glücklichsten. Wenn Cicero sagt, es sei ihm bei dem Feuer seiner Blicke und Bewegungen oft vorgekommen, als habe eine Gewalt dem Tragöden das Selbstbewußtsein geraubt, so wird dieser Enthusiasmus durch eine von Plutarch berichtete Anekdote bestätigt. Als er nämlich einst im „Atreus" des Attius die Titelrolle spielte und eben über die an seinem Bruder Thyestes zu nehmende Rache mit sich zu Rathe ging, lief ein Diener unvermuthet vorüber und Aesopus war in seine Rolle so vertieft, daß er mit dem Szepter den Unglücklichen zu Boden schlug! Etwas ähnliches geschah später zu Lucian's Zeit. Dort ließ sich ein Pantomime, der den „rasenden Ajax" gab, von seinem Eifer so weit übermannen, daß er einem Taktschläger das Kleid zerriß, einem Flötenspieler die Flöte wegnahm und damit dem neben ihm stehenden Odysseus ein Loch in den Kopf schlug. Auch die Zuschauer geriethen mit in halben Wahnsinn, sprangen auf, schrieen und rissen sich die Kleider ab.

Von Aesop kennt man mehr Lieblingsrollen als von Roscius. Außer dem Atreus des Attius spielte er z. B. in der „Andromache" desselben Dichters die Titelrolle. Dann stellte er den Vater von Ajax, den Teucer und Telamon vor, die Klytämnestra und Iphigenia, den Agamemnon und Brutus und den von Paris vor Troja verwundeten Eurypylus, während er sich zur Uebernahme des Ajax selbst nur selten hergab.

Im November des Jahres 60 schrieb Cicero an seinen Bruder Quintus, damals Statthalter von Kleinasien: „Licinius, der Dir bekannte Sklave unseres Freundes, des Tragöden Aesopus, ist entflohen. Er hat sich zuerst in Athen bei dem Epikuräer Patro als freier Mann aufgehalten. Von dort kam er nach Asien. Darauf hat ein gewisser Plato aus Sardes, ein Epikuräer, der oft in Athen sich aufzuhalten pflegt und

der ſich gerade dort befunden hatte, als Licinius hingekommen war, nachdem er hinterdrein aus einem Briefe Aeſop's erfahren hatte, daß es ein entlaufener Sklave ſei, den Menſchen feſtgenommen und zu Epheſus in Gewahrſam gegeben, ob in öffentlichen oder in eine Stampfmühle, konnte ich aus dem Briefe nicht recht erkennen. Weil er nun in Epheſus iſt, ſo wünſchte ich, daß Du auf jede Weiſe den Burſchen aufſpürteſt und mit der größten Achtſamkeit ihn ſogar mit Dir nähmeſt. Sieh nicht darauf, daß der Menſch nichts werth iſt; aber Aeſopus iſt ſo erbittert über die Frechheit und Schurkerei des Sklaven, daß Du ihm keinen größern Gefallen erzeigen kannſt, als wenn Du denſelben ihm wieder verſchaffſt." Mehr als aus einem an die Oeffentlichkeit tretenden Buch erkennt man aus dieſem Privatbriefe die Zuneigung und Liebe Cicero's zu Aeſop. Drei Jahre ſpäter benutzte dieſer eine paſſende Gelegenheit, um auch dem Staatsmann einen zarten Beweis ſeiner Freundſchaft zu liefern. Cicero weilte noch im Exil und ſehnte ſich unausſprechlich nach Rom zurück. Da beſchloß endlich der Senat die Italer aufzufordern, bei der Volksberathung über den Rückberufungsantrag zahlreich zu erſcheinen, und dankte zugleich allen Städten, die den Konſular freundlich aufgenommen hatten. Es wurden gerade ſzeniſche Spiele gegeben, als ſich dieſe Nachricht unter dem Volke verbreitete. Aeſop entſchloß ſich ſofort durch gelegentliche und improviſirte Anſpielungen daſſelbe zu Gunſten des Freundes zu ſtimmen. Hören wir Cicero ſelbſt den Eindruck ſchildern! „Hat nicht," ſagt er in der Rede für Sextius, „als die Nachricht von jenem Senatsbeſchluſſe, der im Tempel der Virtus zu Stande gekommen war, bis zu den Spielen und in das Theater drang, der große Künſtler unter Thränen und während ſeine friſche Freude mit Schmerz und Sehnſucht nach mir ſich miſchte, offenbar meine Sache mit viel eindringlicheren Worten geführt, als ich ſelbſt es für mich hätte thun können? Denn des großen Dichters Geiſt gab er nicht blos durch ſeine Kunſt, ſondern auch durch ſeinen Schmerz wieder. Bei den Worten: „Wie? er, der den Staat ſicheren Griffes ſtützte, aufrichtete und auf Seite der

Achiver ſtand?" meinte er, daß ich auf Eurer Seite geſtanden habe, zeigte auf Eure Reihen hin. Alle wollten die Stelle noch einmal hören. „Der in bedenklicher Lage," fuhr er fort, „doch kein Bedenken trug ſein Leben darzubieten, und ſein Haupt nicht ſchonte." Unter welchem Applaus wurden dieſe Worte geſprochen! Man beklatſchte ja mit Hintanſetzung des Spiels die Worte des Dichters, die Abſicht des Schauſpielers, die Sehnſucht nach mir! „Groß als Freund, groß im Kriege, mit großem Geiſte begabt" (letzteres fügte Aeſop ſelbſt aus freundlicher Geſinnung hinzu). Unter wie tiefem Seufzen trug er dann in demſelben Stücke*) noch folgende Stelle vor: „O Vater!" Mich, mich Abweſenden, glaubte er wie einen Vater beweinen zu müſſen, den Q. Catulus und viele andere oft im Senat Vater des Vaterlandes genannt haben. Unter wie viel Thränen berührte er meine Heimſuchung durch Feuersbrunſt und Gebäudezerſtörung, indem er die Vertreibung des Vaters, die Noth des Vaterlandes, den Brand und Ruin des Hauſes beklagte! So ſchön ſpielte er, daß, als er nach Schilderung des ehemaligen Glückes zu den Worten überging: „Dies alles habe ich in Flammen aufgehen geſehen", auch meine Feinde und Neider ſich der Thränen nicht zu enthalten vermochten. — Folgende Stelle hat der beredte Dichter für mich geſchrieben, der muthige Schauſpieler in bezug auf mich rezitirt, indem er auf alle Bänke hinwies, den Senat, die römiſchen Ritter, das geſammte römiſche Volk anklagte: „Ihr laßt ihn in der Verbannung leben, Ihr habt ihn vertreiben laſſen, Ihr duldet, daß er vertrieben iſt." Wie groß damals der Beifall von allen Seiten war, wie groß die Kundgebung der Zuneigung des geſammten römiſchen Volks in der Angelegenheit eines nicht zur demagogiſchen Richtung gehörenden Mannes, hörte ich damals; die zugegen geweſen ſind, können es leichter bemeſſen. Und während der Schauſpieler ſo wehmüthig meine Sache vertrat, beweinte er mein Unglück ſo ſehr, daß ſeine herrliche Stimme oft durch Thränen gehemmt wurde. — Im „Brutus"

*) Es ſcheint die Andromache des Attius geweſen zu ſein.

nannte er meinen Namen in folgender Weise: „Tullius, der die Freiheit den Bürgern gefestigt hatte". Tausendmal wurde da capo gerufen."

Damals war aber der Stern Aesop's bereits im Untergehen begriffen. Denn schon zwei Jahre später (55), als Pompejus großartige Spiele gab, wird seiner als eines ausgedienten Veteranen gedacht. Cicero schreibt nämlich in dem bereits angezogenen Brief an Marius: „Ehrenhalber waren auf die Bühne diejenigen zurückgekehrt, von denen ich glaubte, daß sie eben ehrenhalber die Bühne verlassen hätten. Dein Liebling, unser Aesopus, spielte so, daß ihm jedermann abzutreten erlaubte. Als er (in der Klytämnestra) zu schwören begann, versagte ihm die Stimme bei den Worten: „Wenn ich wissentlich täusche". Uebrigens erwähnt Cicero noch, daß damals das Volk doch, wahrscheinlich aus Rücksicht auf die großen Verdienste des Künstlers, sich sehr nachsichtig gegen ihn zeigte.

Aesopus besaß nicht die Genügsamkeit des Roscius. Er ließ sich fort und fort honoriren und erwarb ein fürstliches Vermögen. Er brauchte aber auch viel mehr als sein Kunstgenosse, weil er an Ueppigkeit mit den größten Lebemännern jener Zeit wetteiferte und also von der schon damals sprichwörtlich gewordenen Leichtfertigkeit seines Standes keine Ausnahme bildete. Der ältere Plinius erzählt, daß er einst auf einer Schüssel, die auf 5800 Thlr. geschätzt war, die Zungen von solchen Vögeln, die zum Singen von Melodien oder zum Sprechen abgerichtet waren und von denen er das Stück nicht unter 350 Thlrn. bezahlt hatte, auftischte, „nur um die Kopie der menschlichen Zunge zu schmecken und ohne an seine reichen, nur durch die Stimme verdienten Einkünfte zu denken". Dennoch hinterließ er seinem Sohn ein Vermögen von 117,000 Thlrn. Dieser scheint aber ein vollständiger Taugenichts gewesen zu sein. Cicero schreibt im Jahre 41 v. Chr. an Attikus, es mache ihm nicht nur sein Schwiegersohn Dolabella Kummer, sondern auch der Sohn Aesop's, und man ist wohl berechtigt daraus zu schließen, daß damals der Schauspieler bereits todt war und

Cicero ſich durch ſeine Freundſchaft für den Verſtorbenen verpflichtet hielt um den Sohn Sorge zu tragen. Derſelbe ging in der Verſchwendung ſo weit, daß er dem berüchtigten Beiſpiele des Antonius und der Kleopatra folgte und große in Eſſig erweichte Perlen verſchluckte und auch ſeinen Gäſten vorſetzte! Horaz hat ihn durch folgende Verſe verewigt:

„Nahm des Aeſopus Sohn eine ſeltene Perle Metella's,
Ließ ſie in Eſſig zergehn, um ſo Millionen auf einmal
Hinter zu ſchlürfen, ſo ſag', war er mehr bei Sinnen, als hätt' er
Eben den Schatz in den reißenden Fluß, in Kloaken geworfen?"

XIII.

Zwei griechiſche Frauen.

1.

Thukydides legt dem Perikles in bezug auf den durch das Beiſpiel der heldenmüthig Gefallenen unter den Mitbürgern zu hoffenden edeln Wetteifer auch die ſpeziell an das weibliche Geſchlecht gerichteten Worte in den Mund: „Von der Euch angeborenen Natur nicht herabzuſinken, iſt für Euch ſehr verdienſtlich und groß iſt der Ruhm desjenigen Weibes, von deſſen Vorzügen oder Fehlern das wenigſte Gerede unter den Männern herrſcht." Entſpricht aber dieſer von Plutarch aus ſchon halb romaniſirenden Lebensanſichten getadelte Ausſpruch ganz der durch der Sitte ſtrengen Bann gebotenen Beſchränkung der Helleninnen auf die Wände des väterlichen oder eheherrlichen Hauſes — nicht umſonſt ließ Pheidias ſeine Aphrodite Urania den einen Fuß auf eine Schildkröte ſetzen! — ſo begreift man leicht, wie wirklich ein aus dem Schatten der griechiſchen Gynäkonitis in die Oeffentlichkeit dringender böſer Ruf ſchwerer in das Gewicht fallen mußte, als bei uns, wo die Verhältniſſe des häuslichen Lebens viel durchſichtiger und dem Lichte zugänglicher ſind. Kam nun noch hinzu, daß der Gemahl der übel Beleu-

mundeten eine hervorſtechende Perſönlichkeit war, ſo haftete der Makel nur deſto länger und zäher an ihrem Namen. Niemand hat dies in herberem Maße erfahren, als des weiſen Sokrates Gattin Xanthippe. Nicht genug, daß ſpätere Philoſophen und Biographen ſie als einen Dornſtrauch auf dem Lebenswege des Meiſters darſtellten und ihre Perſon ſchon im Alterthum zu einer „vielberüchtigten" machten; ſeit Einwanderung der klaſſiſchen Literatur in die Schulen der nördlichen Barbaren iſt die arme Frau auch hier das ſprichwörtliche Vorbild des Weibes „wie es nicht ſein ſoll" geworden; ja, durch den fatalen Umſtand, daß ihr Name mit einem ſelteneren Buchſtaben beginnt, wurde ſie, wenn auch in Geſellſchaft eines Großkönigs von Perſien, den deutſchen Fibelſprüchen einverleibt und dadurch unauslöſchlich dem Gedächtniſſe des geringſten Idioten eingeprägt! Und wenn nur ihre Schuld noch einen tragiſchen Anſtrich hätte! Wenn man nur Mitleid für ſie fühlen könnte, wie für eine Phädra, Klytämneſtra, Medea! Steht ſie uns nicht ſeit unſerer Kindheit vor Augen mit röthlichem, geſträubtem Haar, gelbem Gewande, geballten Fäuſten, zum Keifen geöffnetem Mund, von Zorn entſtellten Mienen, kurz als abſchreckendes Beiſpiel der Unverträglichkeit, der Unweiblichkeit, der höchſten Unliebenswürdigkeit? „Xanthippe, die Frau des Philoſophen Sokrates," ſagt der römiſche Grammatiker Gellius, „ſoll ſehr mürriſch und zankſüchtig geweſen ſein und wüthete ſich Tag und Nacht in weiblichem Hader und Verdruſſe ab." Für ein ſolches Exemplar des ſchönen Geſchlechts ſich zu intereſſiren, hält allerdings ſehr ſchwer. Wie, wenn man aber doch der Unglücklichen Unrecht zugefügt hätte, wenn wenigſtens vieles als Uebertreibung bezeichnet werden könnte, ſo daß ſich ihr Charakter gar nicht als ein überwiegend abſtoßender herausſtellte? Zwar haben mehrere Verſuche, die bisher zur Ehrenrettung Xanthippe's gemacht worden ſind, wenig Erfolg gehabt und es gehört überhaupt beinahe in das Reich der Unmöglichkeiten, geſchichtlich anrüchigen Namen einen echten guten Klang zu verſchaffen; dennoch lohnt es ſich hier ſchon deshalb ein Vorurtheil zu be-

kämpfen, weil damit ein näheres Eingehen auf das Verhältniß der beiden Geschlechter in Hellas überhaupt verbunden sein muß.

Wir wissen nicht, wer Xanthippe's Eltern gewesen sind. Jedenfalls waren es arme Leute; denn wenn auch Platon in seinem Staat den Grundsatz verwirft, sich eine Frau von gleichem Stand und Vermögen zu suchen, so wurde derselbe in Athen doch durchgängig befolgt und besonders ein unvermögender Mann, wie der Sohn des Bildhauers Sophroniskos und der Hebamme Phänarete, scheute sich, um die Tochter eines Reichen anzuhalten. Dann hätte ja auch in diesem Falle die zugebrachte Mitgift seinen finanziellen Verhältnissen aufgeholfen, während er nach eigenem Geständnisse auch später so arm war, daß seine jährlichen Einkünfte nicht mehr als fünf Minen oder 130 Rthlr. betrugen. Eine weitere, delikatere Frage ist, ob Xanthippe schön gewesen sei, oder ein Seitenstück zu ihrem würdigen Gemahl gebildet habe, der nach eigener humoristischer Schilderung durch seine untersetzte Statur, sein Embonpoint, seine vorquellenden Augen, seine Stulpnase und seinen breiten Mund mit aufgeworfenen Lippen dem Modell des Apollon oder Adonis weniger nahe kam als dem des Seilenos. Daß aber Xanthippe jenes anmuthige Ebenmaß der Glieder nicht entbehrte, welches ein herrliches Erbtheil für die Töchter des sonnigen Hellas war, gilt uns auch deshalb für fast gewiß, weil die Verleumdung, die ihr so viel aufbürdete, sicher ihre Häßlichkeit zu betonen nicht unterlassen haben würde. Außerdem giebt uns schon die sehr naturalistische Aeußerung des Xenophontischen Sokrates: „Wir sehen darauf, von welchem Weibe wir die besten Kinder bekommen dürften, und mit einem solchen verbinden wir uns," eine Garantie dafür, daß er keine mißgestaltete Ehehälfte gewählt habe, vorausgesetzt freilich, daß nicht sein Vater, wie es oft zu geschehen pflegte, ohne ihn zu fragen und rein geschäftmäßig die bezügliche Entscheidung getroffen hatte! Es würde letzteres um so wahrscheinlicher werden, wenn sich erweisen ließe, was sich bei Plutarch und Cicero findet, daß Sokrates in seiner Jugend nicht frei vom Hange zu Ausschwei-

fungen gewesen sei. Für eigene freie Wahl spricht aber entschieden die bedeutende Altersdifferenz, welche zwischen ihm und Xanthippe obgewaltet haben muß, da von deren drei Söhnen Lamprokles ein Bursche von 14—16 Jahren, die beiden anderen, Sophroniskos und Menexenos, aber noch kleine Kinder waren, als ihr Vater, mehr als 70 Jahre alt, starb.

Was endlich die Bildung Xanthippe's betrifft, so kann sie nach dem bereits Angeführten nicht über dem Niveau der gewöhnlichen weiblichen Erziehungsresultate im damaligen Athen gestanden haben und dieses war leider ein sehr niedriges! Ferngehalten von allem öffentlichen Unterricht, lernten die Mädchen im Dunkel ihres sich selten öffnenden Zwingers von ihren Müttern und Wärterinnen neben den Handarbeiten des Spinnens, Webens und Stickens und der edlen Kochkunst höchstens nothdürftig lesen und schreiben. Ohne anregende Belehrung und bildende Einflüsse von außen verträumten sie daher wohl oft ihre Tage, wie Euripides, der Weiberfeind, sagt: „ein träges Nichts, unnütz in Einfalt brütend, still im Hause sitzend", oft wohl auch ihre höchste Freude in den glänzenden Erfolgen der Toilettenkünste findend, wie denn Aristophanes in seiner „Lysistrata" die Kalonike sprechen läßt:

„— — Wir, wir sitzen da, mit Blumen hübsch
Geputzt in safrangelbem Kleid und wohlgeschmückt
In Schleppgewändern neu'ster Art und Modeschuh'n."

Ein Glück war es dann zu nennen, wenn der Herr Gemahl mit genug Geduld ausgestattet war das schüchterne, unwissende Püppchen zur Vorsteherin seines Hauswesens heranzubilden, und wenn dieses so viel Sanftmuth und guten Willen besaß, wie die fünfzehnjährige junge Frau des Ischomachos, von welcher Xenophon sagt, sie habe vorher „so wenig als möglich gesehen und gehört" und sei so blöde gewesen, daß ihr Mann erst nach einiger Zeit ein vernünftiges Gespräch mit ihr beginnen konnte! So großer Mangel an gegenseitiger Bekanntschaft kann freilich bei uns kaum vorkommen, wo man das Sichfinden des Herzens zum Herzen als das Hauptmotiv zur Schließung des Ehebundes

zu betrachten gewohnt ist; doch wurde dort die Gefahr der nachfolgenden Täuschung und Reue durch die größere Nüchternheit des ehelichen Verhältnisses paralysirt.*)

Wir nehmen also an, daß Xanthippe als arme, wohlgestaltete, wenig unterrichtete Jungfrau in das Haus des Sokrates eintrat. Das geringe Glück, welches sie dort nach der Ansicht des Alterthums fand und verbreitete, und die üble Laune, in der sie sich stets befunden haben soll, würde sofort eine leichte Erklärung erhalten, wenn ein Vorwurf, den man dem Sokrates gemacht hat, sich stichhaltig erwiese. Nicht weniger als fünf Autoritäten nämlich zitirt der Grammatiker Athenäos, die jenen zum Mormonen stempeln wollten, indem sie ihn der Digamie mit Myrto, einer Enkelin Aristeides, des Gerechten, ziehen und dieses Verhältniß sogar einem zur Zeit des peloponnesischen Krieges wegen Mangel an Männern erlassenen Volksbeschlusse gemäß für ein gesetzlich erlaubtes ausgaben. War jedoch schon der bekannte Stoiker Panätios gegen diese Behauptung aufgetreten, so hat man nach neueren Untersuchungen dieselbe allgemein als müßige Erfindung erkannt. Es sei aber auch von uns fern, in dem Unterschiede der Jahre oder in der körperlichen Unschönheit des Sokrates eine Entschuldigung für dessen Ehehälfte aufsuchen zu wollen.

Wohl aber dürfen wir die Frage aufwerfen: Hatte Sokrates wirklich auch das Zeug zu einem guten Ehemanne im attischen Sinne? Wird er viel gethan haben, um die Flamme seines häuslichen Herdes in reinem Lichtglanze zu erhalten? Bei aller Achtung vor seiner Frömmigkeit und Besonnenheit, seiner feinen geselligen Bildung und Erhabenheit über menschliche Schwäche, bei allem Glauben an seine Mission als Reformator der Philosophie und an seine Aufopferung für die Sache der Wahrheit und Tugend, hegen wir einen starken Zweifel an seinem Beruf zu einem guten Gatten und Hausvater. Die demokratischen Einrichtungen des attischen Staats-

*) Vgl. B. II, S. 1 ff.

lebens waren schon an sich nicht dazu angethan, dem Familienleben Vorschub zu leisten; denn nicht im Hause, sondern in der Oeffentlichkeit befand sich die Heimat des Mannes, und gerade diese Forderung des Staats führte zur Entfremdung zwischen den Gliedern des Hauses, zur Vernachlässigung der Frau insbesondere. Schon als echter Grieche war daher Sokrates zum zärtlichen und gemüthlichen Ehemann verdorben. Ersieht man dies deutlich aus der eben angeführten Aeußerung über den Zweck der Ehe, wobei wir noch verschwiegen haben, daß er seinem halbwüchsigen Sohne gegenüber hinzusetzte: „Glaube nicht etwa, daß die Menschen der sinnlichen Freuden halber Kinder erzeugen; die Straßen und die öffentlichen Häuser wimmeln von Dirnen, welche diesem Bedürfnisse entgegenkommen," so ist es wieder eine ächt nationale Härte, wenn er bei Xenophon zu Kritobulos spricht: „Giebt es wohl jemanden, dem Du mehr wichtige Angelegenheiten anvertraust als Deiner Frau? giebt es aber zugleich jemanden, mit dem Du weniger sprichst als mit Deiner Frau?" „Niemanden," antwortet Kritobulos, „oder wenigstens sehr wenige Menschen." Unwillkürlich vergleicht man bei dieser Frage und Antwort ein Beispiel von einem Zwiegespräch zwischen Mann und Frau, das uns die „Lysistrata" des Aristophanes bietet:

„Stets trugen wir Frau'n in dem früheren Krieg und der Drangzeit alles geduldig,
Mit bescheidenem Sinn, wie's Frauen geziemt, was auch ihr Männer verübtet.
Ihr ließt uns ja nicht murren einmal, deswegen gefielt Ihr uns gar nicht.
Da pflegten wir dann, in der Seele betrübt, Euch wohl zu befragen mit Lächeln:
„Was ward heut' über den Frieden von Euch im versammelten Volke beschlossen?
Was wird in die Säule gekerbt?" — „Was geht das Dich an?" sagte der Mann dann,
„Du schweigst mir davon!" Und ich schwieg still."

Aber auch in den letzten Stunden seines Lebens zeigte Sokrates, daß in ihm der Philosoph über den Menschen und

ſpeziell den Gatten und Vater den Sieg davon trug. Platon, der überhaupt nichts ehrenrühriges von Xanthippe erwähnt hat, wiewohl ihm ſo vielfache Gelegenheit dazu ſich bot, läßt den Phädon erzählen: „Als wir in den Kerker traten, fanden wir Sokrates eben erſt der Kette entledigt, Xanthippe aber, die Du ja kennſt, mit ihrem Kinde bei ihm ſitzend. Als uns nun Xanthippe ſah, ſchluchzte ſie auf und ſagte einiges nach Art der Weiber, wie: O Sokrates, zum letzten Mal werden nun Deine Freunde mit Dir ſprechen und Du mit ihnen! Sokrates aber ſprach zu Kriton hinblickend: Kriton, es bringe doch Einer dieſe nach Hauſe! Hierauf führten einige von Kriton's Leuten Xanthippe fort, indem ſie jammerte und ſich ſchmerzlich gebärdete.“ Wer in dieſen Zeichen des Mitgefühls und der Trauer „etwas Wildes, auf die heftige Gemüthsart der Frau Hindeutendes“ erblicken will, der kennt die bei Begräbniſſen ganz gewöhnlichen Ausbrüche des Schmerzes von Seiten der Weiber nicht, der vergißt, daß die ſtumme Verinnerlichung des Schmerzgefühls höhere Bildung und kälteres, nordiſches Blut zur Vorausſetzung hat! Wohl aber wundert man ſich über Sokrates, der ohne alle gemüthliche Erregung ſofort nach Xanthippe's Weggang ſich die von den Feſſeln gedrückte Stelle des Fußes reibt und dabei über den Zuſammenhang des äußern Schmerzes und Wohlgefühls zu philoſophiren beginnt. Wahrlich, man glaubt hiernach an die kühle Antwort, die er nach Diogenes von Laerte auf die Frage, ob es beſſer ſei zu heirathen oder nicht, gab: „Was Du von Beiden thuſt, es wird Dich reuen!“

Es kann aber auch ferner keine Frage ſein, daß Xanthippe unter gewiſſen Eigenthümlichkeiten ihres Mannes zu leiden hatte und daß ihre Geduld durch dieſelben auf manche harte Probe geſtellt wurde. Sokrates war den Gewohnheiten ſeiner Zeitgenoſſen gegenüber ein Sonderling, ein Pedant. Die Verachtung der ſchönen Form aus ſtetem Feſthalten des Nützlichkeitsprinzips artete bei ihm vielfach in gänzliche Verachtung des konventionellen äußeren Anſtandes aus, deren natürliche Konſequenz ſpäter die Bettlermanieren der Cyniker waren. Un-

beſchuht und ohne Unterkleid, Winter und Sommer in demſelben groben Mantel ging er einher, und wenn Ariſtophanes den Strepſiades zu ſeinem Sohne von ihm und ſeinem Schüler Chärephon ſagen läßt:

„Du rede nicht ſo ſchlechtes von den trefflichen,
Geiſtvollen Männern, welche, rein aus Sparſamkeit,
Sich nie die Haare ſchoren, nie ſich ſalbten, nie
Zum Baden in die Wanne ſtiegen,“

ſo mag die Hausfrau noch mehr Anſtoß an ſolchen Ausflüſſen der Bedürfnißloſigkeit genommen haben. Man rechne dazu, daß er Stunden lang ohne zu hören und zu ſehen auf einer Stelle ſtand, daß er, um ſeinen Körperumfang zu mindern, nicht ins Freie ſpazieren ging — von Bäumen und Gegenden, meinte er, könne man ohnehin nichts lernen! — ſondern ſolo ſich zu Hauſe in der Tanzkunſt übte, daß er noch als alter Mann Unterricht in der Muſik nahm und natürlich ſein Daheim mit den Verſuchen behelligte, Stimme und Lyra in Einklang zu bringen! Und wenn endlich der geiſtvolle Ariſtophanes in vollem Ernſte keinen Unterſchied gemacht hat zwiſchen dem Streben des Sokrates und der Scheinweisheit der Sophiſten, wie ſollten wir annehmen können, daß Xanthippe vermöge ihrer Bildung im Stande geweſen ſei, das Treiben ihres Mannes richtig zu würdigen? Wie ſollte ſie es nicht bitter empfunden haben, daß er ſie und ihre Kinder darben ließ, während ſeine vermeintlichen Kollegen ſich von jedem Schüler für den Kurſus 2—3000 Rthlr. ausbaten? Doch mehr als alles dies konnte eine reizbare weibliche Natur in Verzweiflung bringen, wenn Sokrates, wie wir es uns kaum anders denken können, ſeine Gedankenhebammenkunſt, ſeine Sucht alles begrifflich zu faſſen, auf dem Wege der Katecheſe bei Xanthippe in Anwendung gebracht hat. Das ſchöne Geſchlecht will einmal bei keinem Volke etwas von verſtandesmäßigem Abſtrahiren und Räſonniren wiſſen, hat eine angeborene Antipathie gegen die Logik, vollends, wenn man es durch fortgeſetztes Ausfragen in Widerſprüche verwickelt und dahin zu bringen ſucht, mißtrauiſch gegen ſeine

Behauptungen zu werden und am Ende einzugestehen, daß es eigentlich nichts, gar nichts wisse! Kurz, wenn überhaupt an der bekannten Anekdote etwas wahres ist, Xanthippe habe einst nach längerer Gardinenpredigt das Waschbecken über Sokrates gegossen und dieser dann gemeint, er wisse wohl, daß zum Donnerwetter der Xanthippe auch der Regen kommen werde, so gestehen wir offen, daß wir lieber die Ursache dieser Heftigkeit in einem verunglückten Belehrungsversuche des Sokrates suchen, als in einem Anfalle von Eifersucht gegen denselben, weil er ganz in volksthümlicher, wenn auch vergeistigter Weise den Umgang mit schönen Knaben suchte oder vielleicht — was auch passirte — nach einer beim Becher mit Freunden durchschwärmten Nacht erst am andern Mittag nach Hause kam!

Weil Sokrates den ganzen Tag außerhalb des Hauses, auf dem Markte, in den Gymnasien, in den Werkstätten der Handwerker zubrachte, fiel seiner Gattin auch die alleinige Sorge für die Erziehung der heranwachsenden Söhne anheim und leider scheint es dem großen Weisen nicht besser ergangen zu sein, als manchem späteren Professor der Pädagogik oder Generalsuperintendenten. Die Erziehungsresultate in der eigenen Familie waren die am wenigsten befriedigenden. Wenigstens schreibt Seneka, man weiß nicht, nach welcher Quelle: „Sokrates widerstand der Armuth, die noch durch häusliche Lasten erschwert wurde, den Strapazen des Krieges und der Noth zu Hause, mag man nun seine sittenrohe, zungenfertige Frau betrachten oder die ungelehrigen, mehr der Mutter als dem Vater nachgerathenden Kinder."

Auch aus einer Stelle in Xenophon's Denkwürdigkeiten, aus der wir schon eine Aeußerung des Sokrates hervorgehoben haben, ergiebt sich etwas ähnliches. Dort ist der älteste, Lamprokles, auf seine Mutter aufgebracht, „weil kein Mensch im Stande ist ihre Heftigkeit zu ertragen", und, „weil sie Dinge sagt, die niemand für sein ganzes Leben hören möchte"; ja er glaubt, das Ungestüm seiner Mutter sei schwerer zu ertragen als das eines wilden Thieres! Hier fühlt sich denn doch

Sokrates gedrungen, den Sohn auf die Pflicht der Dankbarkeit gegen die Mutter hinzuweiſen und an alles zu erinnern, was dieſelbe an ihm von Kindesbeinen an gethan; charakteriſtiſch genug jedoch iſt der Troſt, den er hinzuſetzt: „Wie aber? Kommt es dir empfindlicher vor zu hören, was ſie ſagt, als den Schauſpielern, wenn ſie in den Trauerſpielen einander die ärgſten Dinge ſagen? Weil ſie, glaube ich, nicht meinen, daß von den Sprechenden der Scheltende ſchelte, um zu beſchimpfen, noch der Drohende drohe, um Schaden zu thun, ſo ertragen ſie es leicht.“

Am wichtigſten iſt endlich für uns das in den nächſten Worten derſelben Stelle enthaltene Urtheil des Sokrates über den Charakter ſeiner Frau. „Du aber,“ ſagt er zu Lamprokles, „der Du wohl weißt, daß die Mutter das, was ſie Dir ſagte, in keiner böſen Abſicht ſagt, ſondern daß ſie Dir ſo viel Gutes wünſcht als keinem andern, biſt zornig auf ſie? Oder glaubſt Du, daß Deine Mutter böſe geſinnt ſei gegen Dich?“ Auf die Antwort des Sohnes, daß er dies nicht glaube, fährt er fort: „alſo diejenige, welche es gut mit Dir meint und, wenn Du krank biſt, ſoviel ſie kann dafür ſorgt, daß Du geſund werdeſt und an nichts Mangel leideſt, die noch überdies von den Göttern gutes für Dich erfleht und Gelübde darbringt, die nennſt Du unerträglich? Mich dünkt, wenn Du eine ſolche Mutter nicht ertragen kannſt, ſo könnteſt Du wohl das Glück ſelbſt nicht ertragen.“ Hier ſpricht es ja Sokrates geradezu aus, daß die leidenſchaftliche Heftigkeit ſeiner Frau lediglich ein Temperamentsfehler ſei, von dem ihr gutgearteter Charakter unberührt bleibe. Zugleich liegt aber auch in dieſer Erkenntniß und Trennung der Hauptſchlüſſel zu ſeiner ſtillen Gelaſſenheit, welche als ſicherſtes Mittel das ſchnell aufflackernde Strohfeuer des Affekts dämpfte und ſeiner Gattin ſo imponirte, daß ſie nach ſeinem Tode von ihm rühmte, ſie habe ihn ſtets mit demſelben heitern Geſicht das Haus verlaſſen und in daſſelbe zurückkehren geſehen. Es erleichtert übrigens jene Erzählung Xenophons das Verſtändniß einer anderen, unſere Xanthippe noch mehr gravirenden Stelle, welche, ſo zu ſagen, als die Mutter von allen

ſpäter über ſie in Kurs geſetzten Klatſchgeſchichten anzuſehen iſt. In ſeinem Gaſtmahl läßt nämlich Xenophon dem Sokrates, nachdem ſich ein paar Kunſttänzerinnen produzirt hatten, die Aeußerung entfallen, die weibliche Natur ſei nicht ſchlechter als die des Mannes und bedürfe nur der Stärke und des guten Willens; wer daher ein Weib habe, ſolle ſie dreiſt unterrichten, worin er Vortheil von ihrem Wiſſen ziehen wolle. Da ſagt Antiſthenes: „Warum bildeſt Du denn, wenn Du dieſe Anſicht haſt, nicht auch Xanthippe heran und behilfſt Dich mit einer Frau, die, wie ich glaube, unter allen vorhandenen, dageweſenen und zukünftigen die unverträglichſte iſt?“ „Weil ich ſehe,“ antwortet Sokrates, „daß auch diejenigen, welche gute Reiter werden wollen, ſich nicht die lenkſamſten, ſondern hitzige Pferde anſchaffen; denn ſie glauben, wenn ſie dieſe im Zaum halten könnten, werde es ihnen leicht ſein, auch mit den anderen fertig zu werden. Auch ich, der den Umgang mit Menſchen zu meinem Geſchäft machen wollte, habe mir dieſe genommen, wohl wiſſend, daß ich mich leicht in alle anderen Menſchen ſchicken würde, wenn ich ſie ertragen könnte.“ Antiſthenes, der ſich in ſchon vorgerücktem Alter dem Sokrates anſchloß, trieb das Streben ſeines Lehrers nach Unabhängigkeit von allen äußeren Dingen bis zur inhumanen Karikatur, prahlte zuerſt mit Bettlertaſche, Stock und zerriſſenem Mantel, und verhielt ſich beſonders gegen ſtaatliches Gemeindeleben, Ehe und Familie ganz gleichgiltig. Ihm mag Xanthippe unter allen Freunden ihres Mannes am wenigſten hold geweſen ſein; ihm ſtand deshalb auch am beſten der erwähnte plumpe Ausfall gegen ſie. Wenn aber Sokrates darauf erwiedert, gerade ihrer Heftigkeit wegen habe er ſie geheirathet, ſo ſieht man doch klar, daß er dies nicht im Ernſte meint, ſondern in humoriſtiſcher Weiſe den Vorwurf der Inkonſequenz parirt, vielleicht weil er es gerade dem Antiſthenes gegenüber für ungeeignet fand, die guten Eigenſchaften ſeiner Hausfrau hervorzuheben. Ueberhaupt muß man bei allen von Aelian, Diogenes, Plutarch u. a. aufgetiſchten Anekdoten die Leute anſehen, von denen die Anſchuldigungen ausgehen. Die

Aeußerung des Antiſthenes wird z. B. von Plutarch und Gellius dem Alkibiades zugeſchoben, und Diogenes ſetzt noch hinzu, Sokrates habe auf den Vorwurf, Xanthippe ſei doch unerträglich wegen ihres Scheltens, geantwortet: „Ich habe mich daran gewöhnt, wie ich auch das ewige Raſſeln der Räder anhöre; auch Du erträgſt ja das Geſchrei der Gänſe.“ Für den Roué Alkibiades — der komiſche Dichter Pherekrates nannte ihn „den Mann aller Weiber“ — hätte freilich Xanthippe noch weniger gepaßt. Behandelte er doch ſeine eigene Frau, die tugendhafte und ihn zärtlich liebende Hipparete, ſo gemein, daß ſie ihn verließ und es über ſich vermochte, öffentlich und perſönlich ihre Scheideklage dem Archon einzuhändigen! Wenn es alſo wahr ſein ſollte, was Aelian erzählt, daß Xanthippe einen ſchönen Kuchen, welchen Alkibiades dem Sokrates ſchickte, aus dem Korbe warf und mit Füßen trat, ſo mag ſie es gerade deshalb gethan haben, weil ſie manches, was ihr an ihrem Gemahl nicht gefiel, dem Einfluſſe ſeines jüngeren Freundes zuſchrieb. Allein wir haben gerechte Urſache, an dieſem Ausbruche von Furioſität zu zweifeln; denn in einem andern Buche erzählt derſelbe kritikloſe Sammler wörtlich folgendes: „Als ehrgeiziger Mann hatte Alkibiades dem Sokrates mehrere Geſchenke zugeſchickt. Da nun Xanthippe die Sendung ſtaunend betrachtete und annehmen wollte, ſagte Sokrates: „Nein, auch wir wollen mit Alkibiades im Ehrgeize wetteifern und unſere Ehre darin ſuchen, daß wir das, was er geſchickt hat, nicht annehmen.“ Von den Vergrößerungen der Klatſchſucht laſſen ſich noch ein paar Beiſpiele klar nachweiſen. Da erzählt z. B. Diogenes: „Als Sokrates einſt reiche Leute zu Tiſche gebeten hatte und Xanthippe ſich ſchämte, ſagte er: „Sei ohne Furcht; denn machen ſie keine Anſprüche, ſo werden ſie mit uns fürlieb nehmen; ſind ſie aber ſchlimm, ſo machen wir uns nichts aus ihnen!“ Hier alſo, wo wenigſtens Angehörige ihres Geſchlechts heute noch ein Aufbrauſen ganz gerecht finden dürften, benimmt ſich Xanthippe ſehr gut. Dagegen lieſt man bei Plutarch etwas ganz anderes: „Als Sokrates,“ ſchreibt er, „einſt aus der Ringſchule den

Euthydemos mitgebracht hatte, war Xanthippe darüber zornig und warf nach vielen Schimpfreden endlich den Tisch um. Da stand Euthydemos auf und wollte gekränkt fortgehen. Aber Sokrates sagte: „Flog nicht neulich bei Dir eine Henne in's Zimmer und that dasselbe, ohne daß wir uns darüber ärgerten?" Die Glaubhaftigkeit der Plutarchischen Erzählung wird überdies noch dadurch geschwächt, daß dieselbe in einer anderen Schrift, aber in bezug auf den Hausdrachen des alten Weltweisen Pittakos, wiederkehrt.

Mehrere sich widersprechende Geschichtchen drehen sich ferner um die Kleidung und deren Verwechselung. Zu ihrem Verständnisse gehört zu wissen, daß der Mantel oder Ueberwurf (das Himation) des weiblichen Geschlechts sich weder in Farbe und Stoff, noch im Schnitte wesentlich von dem der Männer unterschied. Er konnte also von Mann und Frau gemeinschaftlich getragen werden und ein solcher Tausch wurde selbst dann, wenn jedes sein eigenes Himation besaß, nöthig, falls der eine Theil das seinige dem Walker zum Reinigen gegeben hatte. Von Theophrast wird es als Zeichen des Filzes angemerkt, daß er zu Hause bleibe, wenn sein Himation beim Walker sei, und nach Aelian befand sich Epameinondas oft in dieser Lage. Dagegen kann man der Behauptung Aelian's, daß des Phokion sittsame Frau sich mit dem Himation ihres Mannes bei Ausgängen begnügt habe, nur Glauben schenken, wenn man an die langjährige Abwesenheit dieses Staatsmannes und Feldherrn denkt. Von Xanthippe erzählt nun derselbe Autor, sie habe sich einst geweigert, in dem Himation ihres Mannes einem Schauspiel beizuwohnen, und Sokrates habe ihr gesagt: „Siehst Du nun, wie Du nicht hingehst, um zu sehen, sondern vielmehr, um gesehen zu werden?" Wenn man bedenkt, wie wenig Sokrates auf sein Aeußeres sah, so liegt in dem Erwähnten noch kein Vorwurf für Xanthippe. Dagegen heißt es in den moralischen Betrachtungen des Kaisers Markus Antoninus, Sokrates habe einmal in einem ganz schlechten Gewande zu Hause gesessen, weil ihm seine Frau das Himation weggenommen hätte und

damit ausgegangen wäre! Thut sie hier also mit Gewalt, wozu sie sich dort nicht einmal auf Zureden verstehen wollte, so finden wir schließlich beim Laertier die Sache auf die höchste Spitze getrieben: sie reißt dem Sokrates auf offenem Markte das Himation (doch wohl hier das ursprünglich ihrige?) vom Leibe, so daß anständige Leute ihm den Rath geben, die Hände zu seiner Vertheidigung zu brauchen. Geduldvater Sokrates aber erwiedert: „Wohl damit Ihr, während wir uns mit den Fäusten schlagen, rufen könnt: Bravo Sokrates! Bravo Xanthippe!" Auch aus dieser Geschichte erhellt also, wie ein scheinbarer, keinen Schatten auf die arme Frau werfender Umstand von der Medisance ins Ungeheuerliche gesteigert worden ist.

Ueberblicken wir noch einmal die Belastungs- und Entlastungszeugen, so können wir nicht umhin, zu behaupten, daß alle Anekdoten, die sich bei den späteren Schriftstellern zu Ungunsten Xanthippe's finden, von den verbürgten guten Zügen aufgewogen werden. Zu diesen fügen wir noch das Urtheil hinzu, welches sie nach Diogenes von Laerte über die Unschuld des Sokrates vor dessen Tod abgab. „Du wirst ungerecht hingerichtet," sagte sie, worauf er entgegnete: „Du wolltest wohl gerechter Weise?" Wir wollen also nicht mit Wieland behaupten, daß Sokrates vielleicht in ganz Attika keine Frau hätte finden können, die besser für ihn gepaßt hätte; aus den Andeutungen Xenophon's aber folgt, daß Xanthippe ein Weibchen war, dessen lebhaftes Temperament sich leicht zum Zorn neigte, das aber nie eine geschichtliche Berühmtheit erlangt hätte, wenn ihm eben nicht das Glück oder Unglück zu Theil geworden wäre, eines Sokrates Gattin zu werden. Andererseits charakterisirt Xanthippe geradezu den Typus der mit der fortschreitenden Bildung und der damaligen Emanzipation in Kontrast gerathenden, gewöhnlichen Athenerin und dies wird sich am Deutlichsten zeigen, wenn wir ihr das Ideal einer emanzipirten Frau derselben Zeit gegenüberstellen.

2.

Das Unnatürliche in der Stellung des weiblichen Geschlechts zu Athen datirt nicht etwa erst von der Zeit nach den Perserkriegen. Schon unter den Solonischen Gesetzen sprechen mehrere für den Gegensatz jener historischen Dämmerzeit zu den ethisch höher stehenden Sitten des sogenannten heroischen Zeitalters, für eine schon weit vorgeschrittene Herabwürdigung des Weibes und der Ehe. Dieses Zurückbleiben der richtigen Stellung der Geschlechter hinter den Fortschritten der Civilisation, oder vielleicht richtiger: dieses Zurückgehen auf die Seite der Barbarei infolge der Kulturüberfeinerung erzeugte schließlich eine unglaubliche Laxheit der Moral, die freilich auch mit der leichtblütigen Genußsucht und dem sinnlich begehrlichen Charakter der Liebe überhaupt in Einklang stand. Die geschlechtlichen Sünden unserer großen Städte übertreffen wohl an Umfang und Raffinement bedeutend das Hetärenwesen der hellenischen, selbst des durch seine 1000 Hierodulen berüchtigten Korinths; allein die vom Staate und von der Religion privilegirte Prostitution trat dort viel unverhüllter und arroganter auf. Was bei jungen Leuten stehende Sitte war, schmälerte den Ehemännern nicht ihre Achtung in den Augen der Welt und beinahe kein solennes Konvivium gab es, bei dem nicht gefällige Flöten- oder Citherspielerinnen zu den größten Laszivitäten Veranlassung gaben. Kurz man hielt es nicht für unmoralisch, jede sinnliche Leidenschaft gewähren zu lassen, wenn man nur auch nebenbei den menschlichen und göttlichen Geboten gemäß legitime Nachkommenschaft zu erzielen suchte. Am Nacktesten findet sich diese Maxime ausgesprochen in der dem Demosthenes zugeschriebenen Rede gegen Neära, wo es geradezu heißt: „Buhlerinnen hält man sich nur zum Vergnügen, Kebsweiber aber zur täglichen Pflege und Bedienung; Frauen dagegen heirathet man, um ebenbürtige eheliche Kinder zu zeugen und im Hause eine treue Wächterin zu haben.“ Selbst Platon hält die Prostitution für ein nothwendiges Uebel und wünscht in seiner Gesetzgebung nur den

Wegfall des öffentlichen Skandals. Wie weitherzig Sokrates ſich gegen ſeinen noch nicht erwachſenen Sohn über daſſelbe Thema äußerte, haben wir bereits geſehen. Noch viel auffälliger iſt ſein Beſuch bei der Courtiſane Theodote, welchem Xenophon ein ganzes Kapitel der Denkwürdigkeiten gewidmet hat. Nicht genug, daß er auf das Anpreiſen der Schönheit Theodote's hin ſofort ſich mit ſeinen Schülern nach ihrer Wohnung aufmacht und ihr, die ſich gerade malen läßt, unter Anerkennung ihrer körperlichen Vorzüge den ſcherzhaften Beweis führt, daß im Grunde ſie ſelbſt ihnen für den Beſuch dankbar ſein müſſe: er geht auch näher auf ihr Gewerbe ein und ertheilt ihr Rathſchläge über die Kunſt „Freunde zu erjagen", ja zuletzt ſogar über die zweckmäßigſte Art ihre Gunſtbezeugungen zu vertheilen! Nach freundlicher Einladung von beiden Seiten trennt man ſich, ohne daß eine tadelnde Silbe dem Mund des Philoſophen entfällt, ohne daß er einen Verſuch macht zur Bekehrung und Beſſerung. Ueber dieſen Mangel an echter Moral hilft uns keine ſophiſtiſche Beſchönigung hinweg; hier ſteht der echte Grieche vor uns, der am Stein keinen Anſtoß findet und uns zeigt, wie ganz anders geartet der ſittliche Maßſtab ſeiner Landsleute in ſolchen Dingen eben war.

Sokrates lebte aber auch gerade in der Zeit, wo das Hetärenweſen ſo zu ſagen einen Aufſchwung nahm. Natürlich gab es nämlich ſchon früher verſchiedene Abſtufungen unter den Dienerinnen der Aphrodite Pandemos und wer von ihnen den Eindruck der Geſtalt durch glänzende Einrichtung, feine Tournure, fröhliche Laune und ſprühenden Witz zu ſteigern wußte, erhob ſich weit über den Schwarm der gemeinen Dirnen. So ſagt z. B. der Dichter Eubulos von einer Hetäre: „Wie ſpeiſte ſie anſtändig! Nicht wie die anderen, welche Schnittlauch zuſammenballend ſich die Wangen vollſtopften und häßlich in das Fleiſch einbiſſen, ſondern ſie pflegte von jedem weniges zu koſten, wie eine mileſiſche Jungfrau." So blendete auch Theodote ihren Beſuch nach Xenophon durch eine reiche Ausſtattung des Hauſes, durch glänzende Toilette und durch eine Schaar

reizender Kammerzofen (auf die Frage nach der Quelle ihres Wohlstandes erwiedert sie naiv genug: „Es kommt vor, daß mir ein Freund Wohlthaten erzeigt, und davon lebe ich"). Das Heraustreten aus dem engen Banne der Sitte ward den Hetären besonders dadurch erleichtert, daß sie meist Ausländerinnen waren und oft schon von Kindheit an eine freiere Luft eingeathmet hatten. Letzteres war besonders bei denen der Fall, welche aus den jonischen Städten Kleinasiens stammten, wo raffinirte Genußsucht und asiatische Ueppigkeit längst die Fesseln der hellenischen Hausgesetze gesprengt hatten und der demi monde schon eine höhere Rolle zu spielen gewohnt war. Nirgends war aber der Boden geebneter und empfänglicher für das Unkraut der Emanzipation des Fleisches als in Attika zu Sokrates Zeit. Durch den Einfluß der Sophistik war der Respekt vor dem Hergebrachten, vor allen Resultaten der bisherigen Kultur gründlich aus den Gemüthern gewichen. Der Geist war gerade darüber, alle seine alten Formen zu zertrümmern, alle Satzungen im Leben des Staates, der Religion und der Familie mit der Fackel der freien Reflexion und Aufklärung zu beleuchten und mit muthwilliger Ausgelassenheit niederzureißen, was sich der selbstgefälligen Subjektivität nicht als vernünftig erweisen wollte. Von diesem ungeheuern Umschlag im Denken und Leben blieb natürlich die einfache Griechin unberührt; bei dem Mangel an Schulunterricht profitirte sie nicht einmal etwas von den mannigfaltigen Kenntnissen, welche jene Encyklopädisten des Alterthums unter das Volk ausstreuten. Jene schönen Einwanderinnen dagegen machten sich gerade diese Zeitrichtung zu Nutzen, indem sie Interesse an dem herrschenden Treiben nahmen oder heuchelten, sich die Schlagwörter des Tages aneigneten und, wenn sie das Zeug dazu besaßen, sogar hinter die rhetorischen und politischen Handwerksgeheimnisse der Weisheitsvirtuosen zu kommen trachteten.

Am glänzendsten bewährte sich in diesem Streben die berühmte Freundin des Perikles, welche sich zur armen Xanthippe verhält, wie der bunte Schmetterling zur lichtscheuen Motte.

Sie war die Tochter des Milesiers Axiochos, stammte also gerade aus der reichsten und wollüstigsten unter den jonischen Städten. Wie und warum sie nach Athen kam, wissen wir nicht; da wir aber Aspasia nicht soweit zu verklären vermögen, daß wir leugneten, sie sei eine Hetäre gewesen, so setzen wir voraus, daß sie kam, um ihre Schönheit zu verwerthen. Dazu stimmt auch, wenn Plutarch erzählt, man habe gesagt, sie sei eine Nachahmerin ihrer Landsmännin Thargelia gewesen, die, nicht blos mit außerordentlicher Schönheit, sondern auch mit der Gabe besonderer Beredsamkeit ausgestattet, die angesehensten Männern verführt, aber zugleich als politische Intriguantin im Dienste des persischen Königs in Hellas gewirkt habe. Andere setzen noch hinzu, sie habe nacheinander 14 Männer geheirathet und sich endlich einen König von Thrakien erangelt! Freilich scheinen besonders diejenigen der Aspasia jene Lehrmeisterin zugeschrieben zu haben, welche auch ihr Betheiligung an den politischen Vorgängen nachsagten. Jedenfalls hielt sich Aspasia einige Zeit in Athen auf, bevor Perikles eine so starke Leidenschaft für sie faßte, daß er nach Scheidung von seiner Frau sie deren Stelle vertreten ließ. Ueber die Zwischenzeit wissen wir aber gar nichts. Denn wenn man neuerdings behauptet hat, sie sei damals Vorsteherin einer wirklichen Hetärenschule gewesen und habe ihr mehr als zweideutiges Haus zum Sammelplatz der angesehensten und gebildetsten Athener erhoben, so läßt sich dies leicht widerlegen. Plutarch schreibt zwar, Sokrates sei oft bei ihr gewesen und Männer, welche sie kannten, hätten sogar ihre Frauen mitgenommen, um aus ihrem Umgange Nutzen zu ziehen, „obgleich sie kein anständiges und ehrbares Gewerbe trieb, sondern junge Buhldirnen unterhielt", und scheint also die Sache wirklich in jenem Sinne aufgefaßt zu haben. Ja, der Sammler Athenäos geht noch weiter und sagt: „Aspasia importirte eine Menge schöner Weiber und es füllte sich durch sie Hellas mit Hetären." Man muß jedoch bedenken, daß aus Gründen, die wir später berühren werden, Aspasia noch viel mehr von der Verleumdung zu leiden gehabt

hat, als Xanthippe. Es gehörten z. B. damals schöne, junge Sklavinnen zu den Luxusbedürfnissen jeder wohlhabenden Frau, wie ja eben von Theodote die Menge ihrer schönen und wohlgekleideten Dienerinnen bei Xenophon hervorgehoben wird. Je freier der Ton im Hause war und je ungezwungener der Verkehr der Herrin mit männlichem Besuch, desto öfter mag es wohl auch vorgekommen sein, daß eine ursprünglich nur zur Folie bestimmte Zofe ein Liaison auf eigene Rechnung anspann. Möglich, daß mehrere solcher Verhältnisse, verbunden damit, daß andere Hetären überhaupt begannen, sich Aspasia zum Vorbilde zu nehmen, jenem abscheulichen Gerüchte zur Unterlage dienten. Sicherlich wenigstens veranlaßte ein solcher Vorfall die einfältige Volkssage vom eigentlichen Grunde des peloponnesischen Kriegs, mit der sich selbst Aristophanes beschmutzte, indem er nach dem Tode des Perikles in seinen Acharnern schrieb:

„Doch stahlen junge Bursche nun, am Becherspiel
Berauscht, die Metze Simätha weg aus Megara,
Worauf in wilder Schmerzenswuth die Megarer
Zwei Dirnen stahlen dafür von Aspasia.
So brach der Anfang dieses Kriegs gewitterschwer
Auf Hellas' Volk um dreier H . . . n willen los,
Und blitzend, donnernd rüttelte das Hellenenland
Im Zorn zusammen Perikles, der Olympier."

Da man Aspasia auch zur Veranlasserin des im Jahre 440 v. Chr. entbrannten Kriegs mit der Insel Samos stempeln wollte, und da ihr mit seinem Vater Perikles gleichnamiger Sohn, der 406 als General der Schlacht bei den Arginusen beiwohnte, doch nicht nach 436 geboren sein kann, so ergiebt sich aber zugleich hieraus, daß bereits vor 440 Aspasia ihren eigenen Hausstand in Athen aufgegeben hatte. Es war also nicht ihr eigenes Haus, in welchem die feinsten Gentlemen Athens, die gefeiertsten Künstler und Philosophen verkehrten, in welchem auch Sokrates ihr häufig Besuche abstattete, sondern das des Perikles selbst, den ja auch nach Plutarch sein ungerathener Sohn Xanthippos seiner Cirkel wegen zum Gespötte zu machen versuchte. Im Hause des hochherzigen, edlen Perikles

aber uns die gefeierte Wirthin als Bordellmutter zu denken, sträubt sich doch Verstand und Gefühl.

Wir wissen also nicht, wie Aspasia vor ihrer Vereinigung mit Perikles lebte, doch muß man voraussetzen, daß sie die Bildungselemente, die ihr Athen in so reichem Maße bot, eifrigst benutzte, um vermöge ihres herrlichen Talents die philosophischen Bestrebungen der Männerwelt zu fassen und zu würdigen, und daß sie besonders in der Kunst zu reden erhebliches leisten lernte. Die unwiderstehliche Anmuth ihrer Unterhaltung fesselte den Sokrates so, daß ihn Xenophon sowohl als Platon ihrer Aussprüche Erwähnung thun lassen. In dem Gespräche über die Freundschaft, das sich in Xenophon's Memorabilien findet, sagt Sokrates zu Kritobulos: „Aspasia hat mich einst belehrt, geschickte Freiwerberinnen, die viel gutes der Wahrheit gemäß von ihren Auftraggebern erzählten, verständen die Kunst, Ehen zu Stande zu bringen; durch lügnerisches Lob aber stifteten sie keinen Nutzen. Denn die Getäuschten haßten nicht nur einander selbst, sondern auch die Freiwerberin. Und darin habe ich ihr Recht geben müssen." Auch im „Haushalter" Xenophon's erwiedert Sokrates auf die Frage des Kritobulos, ob diejenigen, welche gute Weiber besäßen, dieselben selbst dazu gebildet hätten: „Es verlohnt sich die Mühe, dies zu überlegen. Aber ich werde Dich auch zu Aspasia führen, welche Dir dies alles noch einsichtsvoller als ich darthun wird." Wird hier der schönen Milesierin besondere Autorität in Fragen, die das eigene Geschlecht betrafen, beigelegt, so kann man auch glauben, daß ihre Freunde die eigenen Frauen bei ihr einführten. Ja, wir besitzen noch eine Probe solcher Konversation. Bei Cicero und Quintilian findet sich nämlich ein Fragment aus der von Aeschines, dem treuen Schüler des Sokrates, herrührenden Schrift „Aspasia", welches zu dem Schlusse berechtigen könnte, daß sich Aspasia sogar die sokratische Beweismethode angeeignet hat. „Sage mir," beginnt sie zu Xenophon's Frau, „wenn nun Deine Nachbarin besseren Goldschmuck besitzt als Du, wünschest Du lieber den ihrigen oder den Deinigen?" Auf die Antwort: „Den ihrigen,"

fährt ſie fort: „Wenn ſie nun aber ein Kleid oder ſonſtigen weiblichen Putz von größerem Werth haben ſollte, ziehſt Du ihren Beſitz dem Deinigen vor?“ Als dies bejaht wurde, ſagte ſie: „Nun, wenn ſie aber einen beſſeren Mann hat als Du, wirſt Du ihren Mann lieber wollen oder den Deinigen?“ Hier erröthete die Frau. Sodann wird Xenophon durch Katechiſation auf daſſelbe Glatteis geführt und Aſpaſia ſpricht am Ende: „Weil Ihr nun beide mir das allein nicht geantwortet habt, was ich allein hören wollte, ſo will ich Euch Eure beiderſeitigen Gedanken ſagen. Nämlich ſowohl Du, Frau, willſt den beſten Mann, als auch Du, Xenophon, willſt die ausgeſuchteſte Frau haben. Wenn Ihr es daher nicht ſoweit bringt, daß es weder einen beſſeren Mann noch eine ausgeſuchtere Frau auf der Erde giebt, ſo werdet Ihr wahrhaftig immer das, was Ihr für das Allerbeſte erachtet, gerade am meiſten vermiſſen, daß Du nämlich Gatte ſeiſt der beſten Frau und Du an den beſten Mann verheirathet.“ Wir wiſſen nicht, welche Abſicht Aeſchines bei Herausgabe ſeiner Schrift hatte; aber als Zeitgenoſſe der Aſpaſia konnte er doch den Ton, der bei ihr herrſchte, nicht fälſchen. In anderer Weiſe als Xenophon läßt Platon ſeinen Sokrates von Aſpaſia ſprechen. Deutet dort alles auf reine Hochachtung hin, ſo läßt ſich hier eine etwas ironiſche, ſpöttiſche Haltung nicht verkennen. Der Dialog „Menexenos“ legt bekanntlich dem Sokrates eine improviſirte Leichenrede in den Mund, wie ſie bei der Geſammtbeſtattung der im Kriege Gefallenen von beſonders dazu gewählten Rednern gehalten zu werden pflegte. Dieſe oratoriſche Probe will nun Sokrates nur als Reminiſcenz aus einem Vortrage Aſpaſia's gelten laſſen. „Sie hatte gehört,“ ſagte er, „daß die Athener im Begriffe wären einen Sprecher zu wählen, und ſo trug ſie mir einiges aus dem Stegreif vor, was man ſagen müſſe, während ſie anderes ſchon früher durchdacht hatte, als ſie, ſcheint mir, die Leichenrede fertigte, welche Perikles hielt, und einige Ueberbleibſel davon hier zuſammenfügte.“ Außerdem nennt ſich Sokrates hinſichtlich der Beredſamkeit geradezu einen Schüler Aſpaſia's, als einer trefflichen

Lehrerin, die viele andere und zwar gute Redner gebildet habe und ſogar einen ſehr ausgezeichneten, Perikles, des Xanthippos Sohn. „Ich bin ja bei ihr in die Schule gegangen", fügte er hinzu, „und habe beinahe Schläge bekommen, weil ich immer vergeßlich war." Wiewohl einige Gelehrte in alter und neuer Zeit dies alles und die Rede dazu für baare Münze genommen haben und die Athener ſelbſt ſoviel Gefallen an dieſem Platoniſchen Leichenſermon fanden, daß er nach Cicero's Zeugniß jährlich an einem beſtimmten Tage öffentlich vorgeleſen werden mußte, ſo führt doch — und dies hat bereits Plutarch eingeſehen — der Gegenſatz, in welchem der in der Einleitung gemachte Ausfall gegen die ſophiſtiſchen Redekünſtler der Zeit und die ſo gern auf ihre ruhmvolle Vergangenheit ſelbſtgefällig zurückblickenden Athener zu dem gerade in der getadelten Weiſe die Nationaleitelkeit ſchmeichelnden Inhalt der Rede ſteht, nothwendig auf den Gedanken, Platon habe im Menexenos nur eine Perſiflage der offiziellen Prunkreden liefern wollen, vielleicht ein ironiſches Gegenſtück zu der berühmten Perikleiſchen. Wenn daher Perikles, von dem es bei Thukydides heißt: „Er war ein Mann, ebenſo redemächtig wie thatengewaltig," und Sokrates ſelbſt Schüler der Aſpaſia in der Beredſamkeit genannt werden, ſo fällt dadurch allerdings ein ironiſches Streiflicht auf den rhetoriſchen Dilettantismus der genialen Frau; zugleich aber erhellt daraus, daß der Ruf das Ungewöhnliche ihrer Bildung eher zu vergrößern als zu verkleinern trachtete.

Uebrigens hat es die Schmähſucht ſpäterer Philoſophen und Grammatiker nicht unterlaſſen, den Umgang Aſpaſia's mit Sokrates zu verdächtigen und dem Weiſen einen Grad von zärtlicher Leidenſchaft für ſeine Lehrerin beizulegen, den Xanthippe unmöglich mit Gleichmuth hätte ertragen können. So ſagt der Dichter Hermeſianax:

„Auch durchglühte den Mann, den weit vor den Andern Apollon's
Ausſpruch weiſe genannt, Kypriens Flammengewalt
Zürnend, den Sokrates, einſt; um die leichteren Sorgen der Liebe
Tief in der ſinnigen Bruſt war er nun emſig bemüht,

Stets hinwandelnd zum Haus Aſpaſia's, nirgend den Ausgang
Findend, da doch ſo viel Weg' in den Schlüſſen er fand."

Als Perikles die Aſpaſia kennen lernte, war er bereits längere Zeit verheirathet. Es ſcheint aber allerdings, als ob bei Schließung dieſer Ehe weniger Rückſicht auf Neigung als auf Stand, Verwandtſchaft und Vermögen gewaltet habe. Die Braut war die Witwe oder geſchiedene Frau des ſteinreichen Hipponikos und die Mutter des als Verſchwender und Mäcen der Sophiſten bekannten Kallias geweſen. Sie ſchenkte auch dem Perikles zwei Söhne, Xanthippos und Paralos. Aber ihre Verbindung war, wie Plutarch ſich ausdrückt, beiden Theilen „nicht behaglich", und es war ein Glück, daß dem Löſen der Feſſeln nach atheniſchem Brauch nichts im Wege ſtand. Mit ihrer und der Verwandten Einwilligung überließ Perikles ſeine Frau ſogar auf der Stelle einem Anderen! Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Trennung durch ſeine zärtliche Leidenſchaft für Aſpaſia beſchleunigt wurde und nach Plutarch nahm er auch ſofort die Geliebte in ſein Haus. Dem Sichfinden und Sichverſtehenlernen dieſes gleichſam für einander geſchaffenen Paares folgte ein harmoniſches, dem echten Höhepunkt der Humanität nahekommendes Zuſammenleben. Wie kalt muß das gewöhnliche Verhältniß zwiſchen den atheniſchen Ehegatten geweſen ſein, wenn es auffiel, daß Perikles täglich, wenn er auf den Markt ging und wieder nach Hauſe kam, Aſpaſia mit einem Kuſſe grüßte! Der klugen, hochgebildeten Frau iſt es zuzutrauen, daß ſie die Entwürfe und Sorgen des Mannes theilte, unter dem, wie Thukydides richtig bemerkt, die atheniſche Staatsverfaſſung nur dem Namen nach demokratiſch, der Wirklichkeit nach monarchiſch war, und ihm rathend und tröſtend zur Seite ſtand. Recht deutlich bezeugen dies auch die ihr von den komiſchen Dichtern gegebenen Namen: Hera, Dejaneira, Omphale, durch die man eben ihren Einfluß auf den irdiſchen Zeus oder Herakles des Staates andeuten wollte; noch deutlicher aber ſieht man es daraus, daß man die nothwendigſten und folgerichtigſten Ergebniſſe der Perikleiſchen Politik, wie den ſamiſchen und den

peloponneſiſchen Krieg, der allzugroßen Nachgiebigkeit gegen die Launen Aſpaſia's, die Eupolis deshalb auch Helena nennt, zugeſchrieben hat.

Dennoch gab es genug Wolken, welche den reinen Himmel des Glücks, das Perikles und Aſpaſia in ihrer Vereinigung gefunden hatten, trübten. Zunächſt war ihre Verbindung keine Ehe vor dem Geſetze. Denn nur eine atheniſche Bürgerin konnte die Frau eines Atheners werden und Perikles ſelbſt hatte durch eine neue Bill dieſe Grundbedingung des Bürgerrechtes verſchärft. Zwar erregte das Konkubinat wenig Anſtoß und der Fall, daß ein Kebsweib die Stelle der Hausfrau einnahm, war geſetzlich vorgeſehen und geſchützt; aber die Kinder aus ſolchen Verbindungen trafen die Nachtheile und der Makel der Illegitimität. Auch Perikles mag es weniger ſchmerzlich empfunden haben, daß ſelbſt auf der Bühne gehäſſige Anſpielungen auf die Vergangenheit Aſpaſia's vorkamen, als daß der Sohn derſelben kein ebenbürtiger Erbe war, nachdem die Peſt ſeine beiden Söhne aus erſter Ehe weggerafft hatte. Er bat daher das Volk um Aufhebung ſeines eigenen Geſetzes. Doch dieſes geſtattete nur ausnahmsweiſe die Legitimation des jüngeren Perikles durch Aufnahme in die väterliche Geſchlechtsgenoſſenſchaft. Außerdem rächte ſich aber doch auch die Nichtberückſichtigung der aus der erſten Ehe herrührenden ſittlichen Verpflichtungen. Es iſt kaum wahrſcheinlich, daß der älteſte Sohn, Xanthippos, wie Plutarch behauptet, nur deshalb gegen ſeinen Vater bis an ſeinen Tod grollte und deſſen Feinden den Stoff zu Verleumdungen und Angriffen der unwürdigſten Art lieferte, weil ihm dieſer die Mittel zu einem verſchwenderiſchen Leben vorenthielt und eine auf ſeinen Namen aufgenomme Geldſumme zu bezahlen ſich geweigert hatte. Jedenfalls lag ein tieferer Grund der Differenz in dem mißlichen Verhältniſſe des Sohnes zur Stiefmutter und hierauf deuten gerade die von ihm ausgegangenen Verunglimpfungen des häuslichen Lebens und Verkehrs hin. Dieſe Klatſchereien wurden von zurückgeſetzten Literaten und grimmigen politiſchen Gegnern in der gemeinſten Weiſe aus-

gebeutet und vergrößert. Zuletzt wagten sich die Mißvergnügten aus dem Verstecke hervor und nachdem der erste indirekte Schlag gegen Perikles dessen genialen Freund Pheidias getroffen und von seiner Seite gerissen hatte (er starb im Gefängniß), richtete sich der zweite Angriff auf Aspasia selbst. Ein der reaktionären politischen Partei angehöriger Lustspieldichter, Hermippos, im Bunde mit einem religiösen Fanatiker, Namens Diopeithes, klagte sie der Religionsverletzung und der Kuppelei an. Zu beiden Anklagepunkten läßt sich die Veranlassung leicht errathen. Da kurz darauf auch Anaxagoras, das Haupt der atheniſchen Lichtfreunde, der in dem freundschaftlichſten Verkehr mit dem Hauſe Perikles ſtand, der Gottloſigkeit angeklagt, in die Verbannung gehen mußte, ſo ſcheint es, als ob man einige unvorſichtige Aeußerungen der vom Rationalismus angeſteckten Aſpaſia aufgegriffen und benutzt habe. Noch leichter war es in den auffallenden Beſuchen freigeborener Damen von ächt atheniſchem Vollblut bei der einſtigen Hetäre eine von dieſer angeſtellte Gelegenheitsmacherei zu wittern und auf dieſe Weiſe nicht blos ſie zu verderben, ſondern auch Perikles ſelbſt zu beſchimpfen. Ihm warf man überhaupt eine Menge galanter Exzeſſe vor, beſchuldigte den Pheidias, daß er ihm die ſein Atelier beſuchenden Schönen verkupple und behauptete, daß ſein Freund Pyrilampos, ein Liebhaber von Pfauen, dieſe damals ſehr ſeltenen und hoch bewunderten Thiere zu Geſchenken für die von Perikles bevorzugten Frauen verwende! Die Gefahr, in welche Aſpaſia durch die Anklage gerieth, war nicht gering, und Perikles übernahm ihre Vertheidigung ſelbſt. Sie wurde freigeſprochen. Daß aber ihr Anwalt dabei mehr Thränen vergoſſen und mehr Bitten an die Richter verſchwendet haben ſoll, als wenn es ſich um ſein eigenes Leben gehandelt hätte, zeugt nur von ſeiner großen Liebe zur Angeſchuldigten; denn hätte er, wie Sokrates, ſolche damals ganz gewöhnliche Mittel vermieden, ſo würden ſich die Geſchworenen beleidigt gefühlt haben und die Verurtheilung wäre ſicher erfolgt! Trotz der Freiſprechung erbleichte von da

an der Stern Aſpaſia's. Viel bitteres Leid brach über das Haus des Perikles herein. Nachdem kurz vor Ausbruch des peloponneſiſchen Kriegs die Anklage auf Veruntreuung gegen ihn erhoben worden war, beraubte ihn bald darauf die ſchreckliche Peſt ſeiner liebſten und tüchtigſten Freunde, ſeiner Schweſter und endlich auch ſeines Lieblingsſohnes Paralos. In der Mitte des dritten Kriegsjahres ward er ſelbſt ein Opfer der Epidemie. So löſte der Tod dieſe Verbindung, welche den Hellenen das Vorbild einer würdigeren Stellung der Geſchlechter zu einander hätte werden können. Allein es war zu ſpät. Der ſittliche Boden war zu tief unterwühlt, als daß jetzt die Verſöhnung einer humanen Kultur mit der Natur und ihrem ewigen Geſetze hätte eintreten können. Am allerwenigſten war die Selbſtemanzipation des weiblichen Geſchlechts der richtige Weg dazu; ſie führte von da ab nur immer weiter auf dem abſchüſſigen Pfade der Demoraliſation.

Aſpaſia verheirathete ſich nach dem nicht zu bezweifelnden Zeugniſſe des Aeſchines zum zweiten Mal. Es widerſtrebt dies unſerm Gefühl, weil wir das Andenken des großen Todten gerade von ihr würdiger geehrt wiſſen möchten und weil man auch nicht annehmen kann, daß der bei voller Beſinnung ſterbende Perikles die Zukunft Aſpaſia's nicht geſichert haben ſollte. Aber in noch ſchlimmerem Lichte erſcheint die Sache dadurch, daß ihre Wiederverheirathung ſofort nach dem Tode des Perikles erfolgt ſein muß. Dieſer ſtarb im Herbſt 429, und ihr zweiter Mann, der Demagog Lyſikles, fiel bereits wieder 428 auf einem Kriegszug in Karien. Wir können kaum glauben, daß Liebe dieſe Vereinigung ſtiftete; eher mag ehrgeizige Spekulation von ſeiner Seite, die ſüße Gewohnheit des Tonangebens von der ihrigen den Anſtoß geliefert haben. Daß Lyſikles nebenbei ein Schafhändler war, ſchadete ihm in den Augen der gerade den Detailhandel verachtenden Athener; im Allgemeinen pflegte aber in jener Zeit der ausgearteten Demokratie mehr auf Beredſamkeit, Klugheit und Reichthum geſehen zu werden als auf *das Gewerbe*, und nur die Komiker ließen es ſich nicht entgehen

zu bemerken, daß die Reden nach Leder, Lampen u. ſ. w. röchen. Uebrigens nennt Aeſchines bei Plutarch den Lyſikles einen Menſchen von niedriger Herkunft und gemeinem Charakter. Ob Aſpaſia nach ſeinem Tod noch tiefer geſunken ſei, wiſſen wir nicht; ihr übriges Leben verſchwindet in Dunkelheit. Ihr Name aber lebte 20 Jahre ſpäter noch einmal glänzend in Kleinaſien auf, indem es dem jüngeren Kyros beliebte, die ſchöne Phokäerin Milto, die liebſte ſeiner Haremsfrauen, ebenſo wie die gefeierte Freundin des Perikles zu nennen.

XIV.

Zwei römiſche Schulmeiſter.

Die nationale Verflachung, der unerquickliche Kosmopolitismus, welcher im letzten Jahrhundert der römiſchen Republik alle Schichten der Geſellſchaft mit helleniſcher Tünche überkleidete, äußerte auch einen bedeutenden Einfluß auf Erziehung und Unterricht. Nicht genug, daß die griechiſche Sprache und die griechiſchen Wiſſenſchaften ſich als integrirende Beſtandtheile der italiſchen Bildung einbürgerten; auch auf den lateiniſchen Unterricht ging griechiſcher Geiſt und griechiſche Methode über. Die Häufung des Bildungsſtoffes erzeugte eine Erweiterung der Disziplinen, eine Verlängerung der Lernzeit und eine Steigerung der Unterrichtsziele, und da überhaupt die Ausbildung des Körpers durch Gymnaſtik, die in Hellas ſo harmoniſch mit der Kultur des Geiſtes Hand in Hand ging, bei den Römern nur als Vorbereitung zum Kriegsdienſte getrieben wurde, ſo bekommt durch die vorwiegende Berückſichtigung der geiſtigen Anſprüche, ſowie auch durch die Benutzung der griechiſchen Sprache, als eigenthümlichen Bildungszweiges, der damalige Unterricht manche Aehnlichkeit mit dem modernen und es verlohnt ſich deshalb um ſo mehr, an ein paar durch auffallende Abſonderlichkeit ausgezeichneten Lehrern aus dem Ende der Re-

publik und der ersten Kaiserzeit auch die Verhältnisse, in welchen sich die Vertreter der Pädagogik der Schule und dem Leben gegenüber befanden, näher zu beleuchten.

In dem unruhigen Konsulatsjahre Cicero's (63 v. Chr.) geschah es, daß aus dem ungefähr dreißig Meilen von Rom entfernten Benevent, einer schon damals durch Fruchtbarkeit der Gegend und belebte Straßenzüge in blühendem Zustande befindlichen Stadt Samniums, der Schulmeister Orbilius Pupillus nach der Hauptstadt übersiedelte. Berufungen von Professoren kannte man in jener Zeit noch nicht; alle Schulen waren Privatunternehmungen, um die sich der Staat nicht kümmerte. Der Mann aus Benevent kam also jedenfalls nach Rom, um hier durch eine auf eigenes Risiko etablirte Anstalt mehr Ruhm und Gewinn zu erzielen als in seiner Vaterstadt, wo wahrscheinlich, wie in Venusia, dem Geburtsorte des Horaz, die Söhne wichtigthuender Centurionen die Hauptrolle unter der Schuljugend spielten. Keineswegs war aber Orbilius ein Glücksritter nach Art seiner griechischen Kollegen, die damals schaarenweise nach Rom strömten, um ihre Weisheit an den Mann zu bringen, welche auch bei immer stärker werdender Nachfrage genug Käufer fand. Orbilius hatte überdies keine Ursache, auf Fortuna's Gunst zu bauen; er hatte eine schicksalsschwere Vergangenheit hinter sich liegen und die Blüte des Mannesalters bereits überschritten, denn er zählte genau fünfzig Jahre; aber er brachte eine reiche Berufserfahrung mit. Seine Eltern scheinen gerade nicht in ärmlichen Verhältnissen gelebt zu haben, da Orbilius schon als Knabe mit großer Lust den Wissenschaften oblag; vielleicht trieb sein Vater ein einträgliches Handwerk. Aber eine entsetzliche Katastrophe vernichtete plötzlich des Knaben Jugendglück. Seine beiden Eltern wurden, wie Sueton in seinen kurzen Biographien berühmter Grammatiker erzählt, an einem und demselben Tage ermordet. Da dies nicht bei einem räuberischen Ueberfalle geschah, sondern „durch die Arglist ihrer Feinde", so ist es leicht möglich, daß politische Motive zu Grunde lagen und daß der Vorfall

mit den erbitterten Parteikämpfen vor dem Ausbruche des Bundesgenossenkrieges in Zusammenhang stand. Ob die Familie zufällig schon den Beinamen Pupillus, d. h. „Waise", „Mündel", führte, oder ob der junge Orbilius infolge seiner Verwaisung von seinen Landsleuten so genannt wurde, wissen wir nicht. Jener Schlag beraubte ihn wahrscheinlich aller Existenzmittel; denn er sah sich gezwungen, auf irgend eine Weise sein Brot zu verdienen, und da er kein Handwerk gelernt hatte, so übernahm er ein subalternes Amt im Dienste der städtischen Behörden, entweder als Liktor mit dem Stecken vor den hochvermögenden Zweimännern oder den Aedilen Benevents herschreitend, oder als beflügelter Amtsbote deren Befehle verkündend, oder — und dies ist wohl das Wahrscheinlichste — als Schreiber oder Rechnungsführer in der Kanzlei beschäftigt. In allen diesen Fällen war der Lohn ebenso gering als das Ansehen des Standes vor der Welt; denn wenn sich in Rom nur Leute niederer Herkunft zu solchen Anstellungen drängten, so war es natürlich in einer Provinzialstadt nicht anders. Nur wenige Jahre kann Orbilius diesen friedlichen Dienst bekleidet haben, als er, vielleicht um das Jahr 90 v. Chr, zur militärischen Carrière überging. Ob dies aus freiem Entschlusse geschehen sei oder ob ein Aushebungskommissär ihn ausfindig gemacht habe, bleibt dunkel; beinahe möchte man sich aber für das Zweite entscheiden, weil seit Marius die Konskription in ganz Italien stattfand, weil sein kleines Amt ihm nicht Dienstfreiheit verschafft haben mag und weil zum Diensterlaß jeder Zeit eine reiche Geldspende für die mit der Aushebung betrauten Offiziere unerläßlich war. Als Vaterlandsvertheidiger diente der künftige Schulmonarch nach Sueton in Makedonien. Zu dieser Provinz gehörte aber auch Thessalien und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er dort den zwischen 87 und 85 sich abspielenden Krieg gegen den pontischen Mithridates mitmachte. Er brachte es sogar hier bald zum Adjutanten des Legionsobersten, vielleicht weniger durch seine Tapferkeit als durch seine Federgewandtheit, da nun die Kanzlei des Kommandirenden-

den zu seinem Ressort gehörte. Sein Posten stand aber immer noch einen Grad unter dem Hauptmanne, wenn er auch im Avancement vom Gemeinen an die zehnte Stufe einnahm! Der Sold betrug also wohl höchstens das Doppelte des gewöhnlichen, d. h. damals etwa 100 Thaler, und Orbilius legte deshalb bald seine Auszeichnung, einen mit zwei Hörnchen verzierten Helm ab, um — zur Kavallerie überzutreten, zu der er vielleicht eine besondere Passion verspürte und bei der ihm wenigstens die dreifache Löhnung winkte. Die Zeit, wo die Blüte der aristokratischen Jugend sich zum Reiterdienst stellte, war damals längst vorüber. Die römischen Ritter wurden wohl noch vom Censor gemustert und hielten jährlich einmal einen glänzenden Paradeaufzug durch die Stadt; aber die Reiterei im Felde bestand lediglich aus Nichtrömern, besonders Kelten und Germanen, nebenbei auch aus italischen Freiwilligen. Es war also eine sehr bunt gemischte Truppengattung und Orbilius mag sich in solcher Umgebung vereinsamter als je gefühlt haben und oft genug in trübe, bittere Stimmung gerathen sein. Seine Dienstzeit hätte eigentlich zwanzig Jahre gedauert. Es scheint aber doch, als ob sie auf irgend eine Weise verkürzt worden sei. Es heißt nämlich bei Sueton: „Nachdem er den Kriegsdienst überstanden, kehrte er zu den Studien zurück, mit denen er sich schon von den Knabenjahren an eifrig befaßt hatte (es läßt sich voraussetzen, daß er auch als Soldat an seiner Weiterbildung arbeitete!), und war lange öffentlicher Lehrer in seiner Vaterstadt, bis er endlich im fünfzigsten Jahre nach Rom zog.“ Bei vollständigem Ausdienen der üblichen Jahre wäre schwerlich eine „lange“ Zeit für sein Lehramt in Benevent übrig geblieben.

Als Orbilius nach Rom kam, hatte sich der Unterricht schon in verschiedene Stufen gespaltet, wenn auch die Lehrziele der einzelnen Schulanstalten noch keineswegs fest standen. Auf den Elementarlehrer folgte der Grammatiker und von diesem gingen die jungen Leute zum Professor der Rhetorik über. *Orbilius* ist lange mit Unrecht in jeder Weise herabgesetzt

worden; er lehrte keineswegs die ersten Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens, sondern muß den wissenschaftlich gebildeten Grammatikern oder Mittellehrern zugerechnet werden. Dennoch wird die Einrichtung seiner Schule ebenso einfach und den Gewohnheiten des Südens angemessen gewesen sein, wie die der niedrigeren Lehranstalten, d. h. er miethete sich außer seinem Logis eines jener luftigen Lokale, die außerdem auch zum Ausstellen von Verkaufsgegenständen zu dienen pflegten und aus verandaähnlichen Vorbauen parterre oder auf dem flachen Dache bestanden, welche nach der Straße zu ganz offen waren. Von hier aus erschallten nun schon in der frühesten Morgenstunde zum Aerger der unerbittlich dadurch den Armen des Schlafes entrissenen Nachbarn die Stimmen der bei Lampenschein in lautem Chore rezitirenden Schüler, unterbrochen von dem „Donnern" des „laut schreienden" Lehrers. Die Schule des Orbilius erwarb sich bald einen guten Ruf. Fünf Jahre nach ihrer Eröffnung ward der junge Horaz nach Rom gebracht. Sein Vater war in Erziehung desselben so gewissenhaft, daß er nicht nur die besten Lehrer, deren sich kein Senators- oder Rittersohn schämen konnte, aussuchte, sondern auch selbst an Stelle des sonst zu diesem Zwecke dienenden Pädagogus oder Gouverneurs den Lehrstunden beiwohnte. Es gereicht also dem Orbilius zur Ehre, daß der ältere Horatius seinen Sohn ihm anvertraute, und der Dichter nennt unter allen seinen Lehrern gerade nur den Mann aus Benevent. Auch Domitius Marsus, ein bedeutender Epigrammendichter, genoß seinen Unterricht. Von Horaz erfahren wir nebenbei, daß Orbilius Pupillus nach allgemeiner Sitte seinem Unterricht die lateinische Uebersetzung der Odyssee von dem merkwürdigen Poeten, Schauspieler und Schulmeister Livius Andronikus zu Grunde legte. Die roh gezimmerten und harten saturnischen Verse derselben wurden den Knaben vorgesprochen und diktirt, auswendig gelernt und im singendem Tone stehend wiederholt. Dabei sah der Lehrer nicht blos auf die Rechtschreibung, auf Grammatik und Metrik, sondern knüpfte auch an die Erklärung geschichtliche, mytholo-

gische, geographische Notizen. Ob Orbilius das philologische Gebiet überschritt und auch rhetorische Uebungen vornahm, wissen wir nicht; wenn wir es aber auch annehmen, so waren letztere gewiß nur propädeutischer Natur und beschränkten sich auf die ersten Versuche im Freisprechen und Stilisiren.

Trotz des rühmlichen Namens, den sich Orbilius bei den Zeitgenossen errang, hat ihn die Nachwelt zu einem abschreckenden Beispiel gestempelt, indem sie sich unter einem Orbilius einen allezeit schlagfertigen, gefühllosen Schultyrannen dachte. Und allerdings hat Sueton einen Vers von Domitius Marsus aufbewahrt, welcher lautet:

„Wen Orbilius einst mit Ruth' und Peitsche gezüchtigt",

und noch gravirender ist die Aeußerung von Horaz:

„Nicht als wär' ich ein Feind von des Livius Versen und wünschte
Alles vertilgt, was Orbilius einst unter Schlägen — noch weiß ich's —
Vordeklamirt dem Knaben."

Aber es trifft ein guter Theil des Vorwurfs den ganzen römischen Lehrerstand, der sich, wie der griechische, von dem Gebrauch der Ruthe und sogar der Peitsche viel zu versprechen pflegte. Prügelten schon die dem Sklavenstande angehörenden Hofmeister die ihnen anvertrauten Knaben oft bei dem geringsten Vergehen, so war es in der Schule geradezu Regel, dem Verständniß mit dem Stocke nachzuhelfen. Quintilian sagt: „Wiewohl es gewöhnlich ist und von Chrysippus nicht getadelt wird, daß die Lernenden geschlagen werden, so mag ich doch nichts davon wissen." Seine Gründe drangen jedoch nicht überall durch. Noch Martial nennt den Stengel des Gartenkrauts „das Szepter der Pädagogen" und schilt auf einen neben ihm wohnenden Lehrer, der vom ersten Hahnenschrei an seine Prügeltrachten auszutheilen pflegte. Ja, die einzige Abbildung einer Schulstube, die wir aus dem Alterthum besitzen, ein pompejanisches Gemälde, stellt den Moment einer solchen *Strafexekution* dar. Niedergeschlagen sitzen drei Bildungsobjekte

an ihren Plätzen, hinter welchen, augenscheinlich gelangweilt, wartende Hofmeister und Diener stehen und lehnen. Im Vordergrunde aber saust die vergeltende Ruthe auf den Rücken eines Delinquenten herab, den ein vierter Mitschüler an den Armen über seinen Rücken gezogen hält, während der fünfte durch Emporheben der Beine die Kehrseite des Unglücklichen in eine prügelrechte schiefe Ebene verwandelt!

Was Orbilius betrifft, so kommen auch die sittlichen Zustände der Zeit in Anschlag, die in höchsten und niedrigsten Kreisen den schrecklichsten Verfall offenbarten und unfehlbar auf sein Schülerpublikum ihren Rückschlag äußern mußten. Die jüngeren Brüder jener Modeherren der Katilinarischen Zeit mögen die Bubenstücke ihrer Vorbilder nur zu bald zu üben begonnen und beim Schwinden aller erziehenden Unterstützung von Seiten des Hauses den Lehrer oft bis zum Verzweifeln geärgert haben! Wenn solchen verzogenen, keine Autorität achtenden Burschen gegenüber Orbilius zum Stocke griff, so ist ihm dies wohl um so eher zu verzeihen, als er durch seinen langjährigen Militärdienst an strengen Gehorsam und pünktliche Pflichterfüllung gewöhnt war. Es wäre überhaupt vollkommen ungerechtfertigt, wollte man ihn deshalb zu einem Lehrer machen, der im Schlagen und Strafen ein Vergnügen, eine Art von Erholung gesucht habe, ungefähr so, wie der von Friedrich Jakobs in seinem klassischen Brief an Döring geschilderte Professor oder wie der Schwabe Johann Jakob Häberle, welcher binnen einem halben Jahrhundert über 900,000 Stockschläge und 24,000 Ruthenhiebe, 18,000 Maulschellen und Ohrfeigen und 1,115,800 Kopfnüsse ausgetheilt haben soll! Doch läßt sich auch nicht leugnen, daß die Herbigkeit der Lehr- und Wanderjahre in dem Charakter des Orbilius ihren Nachgeschmack zurückgelassen haben muß. Er war reizbar, kurz angebunden und von göttlicher Grobheit. Kollegen, die andere Grundsätze als er befolgten und vertheidigten, nahm er auf das Bitterste mit und wehe überhaupt jedem, der ihm zu nahe trat! Einst diente er als Zeuge gegen einen Angeklagten vor

Gericht. Deſſen Vertheidiger, der Vater des nachmaligen Kaiſers Galba, wollte den ihm wohlbekannten Schulmeiſter verblüffen und ſich ſtellend, als kenne er den Beruf deſſelben nicht, fragte er malitiös: „Was treibſt Du und welches Handwerk haſt Du gelernt?“ — „Ich pflege Bucklige im Sonnenſchein zu frottiren!“ erwiederte barſch Orbilius; der Sachwalter war nämlich ſo mißgeſtaltet, daß ſchon ein anderer Zeitgenoſſe von ihm geſagt hatte, ſein Geiſt habe ſich ein ſchlechtes Quartier ausgeſucht! Dagegen zeugt es wieder von ſeiner Ehrlichkeit ebenſowohl als von wiſſenſchaftlichem Sinne, daß er, wie Sueton berichtet, ein in falſche Hände gerathenes Werk des gelehrten Grammatikers Pompilius Andronikus wieder auslöste und unter dem Namen des Autors herausgab (was ihm ſchon deshalb keinen Gewinn einbringen konnte, da die Buchhändler kein Honorar zahlten). Verſchiedene Andeutungen Sueton's beweiſen auch, daß Orbilius mit mehreren eigenen Schriften an die Oeffentlichkeit getreten iſt, und wie er überhaupt in Rom zu Ruf würde gekommen ſein, wie ihm Benevent, und noch dazu auf ſeinem Kapitole, eine Statue errichtet haben würde, wenn er nur als qualifizirter Stockmeiſter gewirkt hätte, iſt ſchwer einzuſehen. Wieland und viele, die ihm nachbeteten, hat daher über Orbilius ganz ſchief geurtheilt, indem er ſchrieb: „Orbil war ein abgedankter Soldat, der den Schulſzepter aus Noth ergriffen hatte, als der Knabe Horaz bei ihm leſen und ſchreiben lernte. Wahrſcheinlich reichte ſeine eigene Gelehrſamkeit nicht weit und er las mit ſeinen Schülern den Livius (Andronikus), weil es der Autor war, aus dem er ſelbſt leſen gelernt hatte.“

Die merkwürdigſte Schrift des Orbilius war ohne Zweifel diejenige, in welcher er ſeine eigenen langjährigen Erfahrungen niederlegte, insbeſondere über das Verhältniß der Schule zum Hauſe. Sie führte den bezeichnenden Titel: „Der Vielgeplagte“ und enthielt nach Sueton Klagen über die Kränkungen, die den Lehrern durch die Nachläſſigkeit und Eitelkeit der Eltern zu*gefügt würden*, „ein Thema“, ſagt Gottl. Lange, ein Ver-

theidiger des Orbilius, „das in neuerer Zeit oft wieder behandelt worden ist und immer wieder behandelt werden wird, worin aber auch der Aufschluß über die Grämlichkeit manches wackeren Schulmannes liegt."

Orbilius war natürlich auch in seiner derben und geraden Weise gar nicht der Mann dazu, so wie es die durch die devote Schmeichelei und Heuchelei der Griechen verwöhnten Vornehmen wollten, sich zu geben oder sich in wegwerfender Weise behandeln zu lassen. So wird er sich denn durch Wahrheit und Offenheit manchen Verdruß zugezogen haben, den ein Geschmeidigerer und Gefügigerer vermieden hätte. Dazu kam, daß man wohl die Lehrer der Wissenschaften benutzte und bewunderte, aber im sozialen Leben verachtete. Gelehrte Männer waren ja für Geld zu kaufen und wenn sie auch ungeheuere Summen kosteten, so waren sie eben weiter nichts als Sklaven. Auch die Schulinhaber waren mit wenigen Ausnahmen Freigelassene und nur Leute niedrigen Standes wagten es daher, sich ihnen beizugesellen und sich mit einem Berufe zu befassen, an dem auch, als einem Lohngewerbe, ein Makel haftete. So schreibt selbst Cicero in seinem Werke über den Redner: „Aber (sagt man) das Lehren verträgt sich nicht mit der Ehre! Gewiß, wenn es wie in der Schule getrieben wird; wenn aber auf dem Wege des Ermahnens, des Ermunterns, des Fragens — so weiß ich nicht, warum man nicht lehren wollte, falls man einmal dadurch die Leute besser machen kann." Orbilius erlebte es noch in seinem 69. Jahre, daß Cäsar die öffentliche Achtung des Lehrerstandes dadurch hob, daß er allen Dozenten das römische Bürgerrecht ertheilte. Er selbst war wohl seit dem Bundesgenossenkriege als Beneventer dieser Ehre theilhaftig geworden.

Endlich hatte es vielleicht Orbilius gerade seinen eckigen Manieren mit Schuld zu geben, wenn er, wie Sueton erzählt, „mit größerem Rufe als Gewinn" lehrte. Ueberhaupt durfte ja der Mittellehrer weniger fordern als der Rhetor und des letzteren Ehrensold betrug zu Juvenal's Zeit nicht

150 Thaler für jeden Schüler. Am beſten fuhren wohl diejenigen, welche, wie der gewandte und artige Zeitgenoſſe und Kollege des Orbilius, Antonius Gnipho, gar keine Uebereinkunft über das Schulgeld trafen, ſondern dies der Liberalität der Eltern anheimſtellten. Orbilius kam wenigſtens nicht dazu, ſich einen Sparpfennig für ſein Alter zurückzulegen und doch war es ihm beſchieden, beinahe das hundertſte Jahr zu erreichen! So dozirte er denn fort, bis die Kräfte abnahmen und die Zahl der Schüler ſich verringerte. Schon in der genannten Schrift erwähnte er, daß er „unter den Dachziegeln", alſo wahrſcheinlich mehrere Treppen hoch, wohnte, als einer von denen, „welchen," wie Juvenal ſagt, „allein vor Regen der Dachſtein Schirm verleiht, wo die zärtlichen Tauben niſten." Zuletzt verlor er ſein treffliches Gedächtniß gänzlich, ſo daß ein Vers des ſpitzigen Jambendichters Furius Bibakulus lautete: „Wo iſt Orbil, der Wiſſenſchaft Vergeßlichkeit?" Wie es heute noch ſo oft geſchieht, hatten die bitteren Erfahrungen des Vaters ſeinen Sohn dennoch nicht abgehalten, denſelben Beruf zu wählen. „Er hinterließ einen Sohn," heißt es bei Sueton, „der ebenfalls Lehrer der Grammatik war." Es ſcheint, als habe Sueton die Bildſäule des Orbilius Pupillus zu Benevent ſich ſelbſt zeigen laſſen; denn er weiß genau, daß ſie auf der linken Seite des Kapitols ſtand und daß der Gefeierte in ſitzender Geſtalt und im griechiſchen Mantel (wodurch man ihn wahrſcheinlich als zur griechiſchen Gelehrten- und Philoſophenzunft gehörig bezeichnen wollte) aus Marmor gebildet war, während zwei jener großen cylindriſchen Kapſeln, in denen die Bücherrollen verwahrt wurden, neben ihm ſtanden.

Orbilius ſtarb ungefähr ein Dezennium vor Chriſti Geburt. Der zweite Schulmann, dem wir Beachtung ſchenken, wird gerade zu Anfang unſerer Zeitrechnung das Licht der Welt erblickt haben. Es liegen alſo zwiſchen der Zeit, wo Orbilius aufhörte zu wirken und ſeinem Auftreten als Grammatiker kaum funfzig Jahre. Wie mancherlei änderte ſich dennoch in dieſer kurzen Periode im Schulweſen! Hatten die Bürgerkriege

am Ende des Freistaats auf alle literarischen Verhältnisse störend und hemmend gewirkt, so traten die Studien und wissenschaftlichen Interessen unter Begünstigung des Hofes bald so in den Vordergrund, daß geistige Kultur und Bildung schnell aufhörte das Besitzthum weniger zu sein. Natürlich gewannen dadurch Schulen und Lehrer an Schätzung und Umfang. Der Unterricht wurde rationeller und schmiegte sich passender an die verschiedenen Altersstufen an. Besonders aber wuchs das Material, indem man, von stümperhaften Uebersetzungen absehend, die Meisterwerke der eigenen Literatur den Schülern vorlegte und Cicero, Virgil, Horaz und andere nationale Schriftsteller zu traktiren begann. Andererseits freilich wurden diese Fortschritte paralysirt durch die wachsende Verderbniß und die Charakterlosigkeit der häuslichen Erziehung. Die Blasirtheit und Altklugheit der Jugend brachte den ungebundenen Ton des lasterhaften Hauses mit zu dem Lehrer und strebte auch bei vorhandenem Eifer immer mehr nach dem Genusse des prickelnden Schaumes als nach gründlicher Befriedigung des Wissensdranges. Besonders schwärmte das Zeitalter für die öffentlichen Produktionen einer sophistischen Rhetorik und die Examenprobe des römischen Schülers war ein deklamatorisches Schaustück. Viele Lehrer gingen aus Ehrgeiz oder Gewinnsucht auf die Thorheiten des Zeitalters ein. Namentlich zogen die Grammatiker die Künste der Rhetorik in ihren Bereich hinein, so daß Quintilian sagt: „Es ist doch höchst lächerlich, daß man einen Knaben nicht eher zum Lehrer der Deklamirkunst schicken zu dürfen glaubt, als bis er schon zu deklamiren versteht.“ Höchst ungünstig charakterisirt die Nachgiebigkeit und Unselbständigkeit der Lehrer Tacitus in seinem Gespräche über die Redner. Nachdem davon die Rede gewesen ist, daß die jungen Leute zu Hause und in der Schule von nichts sprächen als von Schauspielern, Gladiatoren und Pferden, fährt er fort: „Selbst die Lehrer unterhalten sich über keinen Gegenstand häufiger mit ihren Zuhörern. Denn sie sammeln sich Schüler nicht durch Strenge der Zucht, noch durch Beweise von Talent, sondern durch

lakaienhafte Wohldienerei und durch den Köder des Schmeichelns."

Ein recht auffallendes Beiſpiel für die Möglichkeit, in jener Zeit bei der niedrigſten Geſinnung und dem unſittlichſten Lebenswandel ſein Glück als Lehrer machen zu können, liefert eben unſer Quintus Rhemmius Fannius Palämon, deſſen Blüte in die Regierungszeit der Kaiſer Tiberius, Kaligula und Klaudius fällt. Er ſtammte aus Vicenza im Venetianiſchen und war ein geborener Sklave. Die Arroganz und Zungenfertigkeit, welche er ſpäter entwickelte, ſtand vielleicht nicht außer Zuſammenhang mit ſeinen erſten Lebensumſtänden; denn die im Hauſe aufwachſenden Sklaven wurden theils von den Gebietern verhätſchelt, theils lernten ſie auch genau die Geheimniſſe und ſchwachen Seiten derſelben kennen und infolge deſſen war ihre Dreiſtigkeit und geſchmeidige Schlauheit ſprichwörtlich. Sein Herr, Rhemmius Fannius, ſcheint frühzeitig geſtorben zu ſein. Die Witwe verkannte oder mißachtete die Fähigkeiten des jungen Burſchen und ſteckte ihn in die Spinnſtube, wo die Spinnmädchen die Spindel drehten und die Weberſchiffchen durch den Aufzug ſchwirrten, begleitet von zeitverkürzendem Geſang der Weber und Weberinnen. Die Erlernung der Weberei, einer Kunſt, welcher in der guten alten Zeit die Hausfrauen ſelbſt im Atrium obgelegen hatten, wird dem anſtelligen Palämon nicht ſchwer gefallen ſein. Wer konnte auch wiſſen, wozu ihm einſt dieſe Kenntniſſe nützen ſollten? denn er lernte nichts umſonſt in ſeinem Leben, dieſer Egoiſt. Da geſchah es aber, daß das Söhnlein des Hauſes ſoweit heranwuchs, daß es zur Schule wandern mußte, und Palämon wurde ſeines Dienſtes enthoben und dem Knaben zukommandirt, um dieſem, der ſich nach dem guten Ton nicht mit dem großen Pennale, das Bücherrollen, Schreibmaterialien u. dgl. enthielt, befaſſen durfte, als Träger deſſelben zu dienen. Als literariſcher Handlanger ſeines Herrn bekam Palämon auch das Recht, unentgeltlich in deſſen Unterrichtsſtunden zu hoſpitiren. Hier ging ihm eine neue Welt auf und kein Schulmeiſter von Vicenza wird wohl

einen wissensdurstigeren Zuhörer gehabt haben, als der Schnurrant Palämon war! Wir wollen dem eigentlichen Rhemmius Fannius nicht Unrecht thun; aber wir glauben doch darin nicht zu irren, daß er weniger lernte als sein Famulus. Dieser wurde übrigens einige Zeit später, vielleicht durch Testament seiner Herrin, freigelassen (wobei er den Familiennamen seiner Herrschaft der Sitte nach zwischen den Sklavennamen Palämon und den neu gewählten Vornamen Quintus setzte) und widmete sich ganz der Philologie. Nachdem er sich vielleicht schon in Oberitalien im Lehramte geübt hatte, zog er unter Tiberius nach Rom. Hier gewann er bald pädagogischen und wissenschaftlichen Ruf und galt endlich für den ersten Grammatiker der Residenz. Eine ungemeine Gewandtheit im Sprechen und ein großes Sachgedächtniß fesselte die Leute. Er war wohl im Stande, den unverschämten Anforderungen an die Gelehrsamkeit der Lehrer, welche Juvenal in seiner siebenten Satire aufzählt, entsprechen zu können. Außerdem verfertigte er aber auch Gedichte aus dem Stegreife und schrieb in verschiedenen künstlichen Strophenarten. In der Grammatik war er scharfsinnig und seine Eintheilung der Redetheile, wie seine Definition der Pronomina, Konjunktionen und Präpositionen wurden von späteren Grammatikern adoptirt. Auch scheint er der Erste gewesen zu sein, der die Interjektion als besonderen Redetheil erkannt hat. Kurz, er galt als eine Autorität in seinem Fache. Als solche bezeichnet ihn auch Quintilian, indem er ihn neben dem berühmten Aristarch nennt, und Juvenal, indem er den Palämon figürlich für die ganze Grammatikerzunft setzt und an einer Stelle von den überbildeten Frauen sagt:

„Ich hasse auch jene,
Welche mir immer von neuem die Kunst des Palämon abhaspelt,
Stets beachtend den Brauch und die regelnde Satzung der Sprache,
Als Altforscherin mir unerkundete Verse bereit hält,
Und Ausdrücke, von uns überhört, der altfränkischen Freundin
Tadelt. Dem Eheherrn muß Sprachschnitzer zu machen erlaubt sein."

Zu seinen Schülern zählte der Satiriker Persius und der edle Quintilian. Wenn dieser in seiner Anweisung zur Redekunst

von einigen Schuleinrichtungen ſeiner früheren Lehrer ſpricht, ſo hat man volles Recht, dabei vorzüglich an Palämon's Schule zu denken. „Ich weiß," ſagte er, „daß eine recht nützliche Sitte von meinen Lehrern beobachtet wurde, indem ſie uns Knaben in Klaſſen getheilt hatten und nun nach den Kräften des Geiſtes die Reihe des Vortrags beſtimmten; ſo deklamirte jeder an einem höheren Platze, je nachdem ſeine Fortſchritte zuzunehmen ſchienen. Darüber wurden Urtheile ausgetheilt und es herrſchte unter uns ein außerordentlicher Wetteifer um den Preis; Oberſter der Klaſſe zu ſein, war das Herrlichſte. Jedoch wurde der Beſchluß nicht nur einmal gefaßt; der dreißigſte Tag gab es dem Beſiegten in die Hand, den Kampf zu erneuern. So wurde der Höhere durch den Erfolg nicht läſſig und den Beſiegten reizte der Schmerz, die Schmach von ſich abzuwenden. So weit ich dem Urtheile meines Geiſtes traue, möchte ich behaupten, daß jene Maßregel einen kräftigeren Sporn für unſeren wiſſenſchaftlichen Eifer abgegeben hat als die Ermahnungen der Lehrer, die Aufſicht der Hofmeiſter, die Wünſche der Eltern." Palämon hatte es um ſo nöthiger, ſeine Schüler nach Klaſſen zu ſondern, als er ungemein großen Zulauf gehabt zu haben ſcheint. Nach Sueton brachte ihm ſeine Schule jährlich 400,000 Seſterzen oder 29,000 Thaler ein. Dieſe Summe ergiebt ſchon 200 Schüler, wenn man das von Juvenal genannte Honorar der Rhetoren für dieſen Fall gelten laſſen will; ſo hoch (2000 Seſterzen jährlich) darf man aber ſchwerlich greifen und man kann daher getroſt ſeine Schülerzahl auf 300 ſtellen.

Wir denken nun bei den Klaſſen ſogleich an getrennte Schulzimmer und ebenſoviele Unterlehrer als Klaſſen. Wie man aber noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bei uns oft mehrere Schulklaſſen in einem Auditorium gleichzeitig unterrichtete, findet ſich für jene Zeit keine Spur von geſchiedenen Räumen; ja, auch die Unterlehrer, welche allerdings erwähnt werden, erinnern mehr an die aus reiferen Schülern gebildeten Monitoren der Lankaſterſchen Methode als an Kollegen des Direktors.

Es scheint, als ob der literarische und pädagogische Ruf unserem Palämon über den Kopf gewachsen sei. Er bekam allmählich einen so hohen Begriff von seinem Werthe, daß endlich seine Einbildung die zeitgenössischen Gelehrten mehr ergötzt als geärgert haben mag. Sueton hat uns einige Proben seiner thörichten Arroganz aufbewahrt. So soll er geprahlt haben, daß die Wissenschaften mit ihm auf die Welt gekommen wären und mit ihm auch untergehen würden! Auch rühmte er sich, daß ihn einst Straßenräuber nur um der Berühmtheit seines Namens willen verschont hätten (vielleicht glaubten sie eher, bei einem auf einer Ferienreise begriffenen Schulmeister sei nicht viel zu holen). Terentius Varro, den fleißigsten und gelehrtesten Römer (er soll 620 Bücher verabfaßt haben!), welchen er wahrscheinlich wegen seiner Systemlosigkeit und seines altfränkischen Festhaltens am nationalen Römerthum haßte, wagte er geradezu mit dem in Rom den höchsten Grad der Dummheit bezeichnenden Ehrennamen „Schwein" zu belegen. Endlich äußerte er — vielleicht doch nur in halbem Scherze! — schon Virgil habe auf ihn als den einstigen höchsten Kritiker aller Poeten und deren Produkte hingewiesen, weil nämlich in dessen dritter Idylle als Schiedsrichter des Wechselgesangs ein benachbarter Hirt, Namens Palämon, auftritt!

Diese Selbstüberhebung bildete jedoch noch nicht die schlimmste seiner Eigenschaften. Alle grobsinnlichen Neigungen der herabgewürdigten, sittlich erniedrigten Menschenklasse, welcher er ursprünglich angehörte, suchten in ihrer ganzen Gemeinheit Befriedigung, sobald der Erfolg in seiner Berufsthätigkeit die Mittel dazu bot. Er ergab sich allen Vergnügungen und Ausschweifungen, an denen das hauptstädtische Leben so widerlich reich war. An Unkeuschheit wetteiferte er mit den berüchtigsten Roués, so daß wir das, was Sueton darüber berichtet, nicht wiederzugeben vermögen. Als besonderes Zeichen seiner Ueppigkeit und Verschwendung erwähnt derselbe Autor nur, daß er mehrere Male am Tag sich zu baden pflegte, während hierzu eigentlich nur die Stunde nach der Siesta bestimmt war. Es

bekommt dieſe Notiz erſt ihr rechtes Licht, wenn man bedenkt, daß die zu jener Zeit mit der luxuriöſeſten Pracht ausgeſtatteten Thermen Orte der unſinnigſten Schwelgerei und Vergnügungsſucht waren. Das warme, bei zu häufiger Wiederholung entnervende Bad ſelbſt war eigentlich nur Nebenſache. Das Meiſte koſteten die theueren Salben, die Zechgelage, die Rendezvous, und ſchon im „Trinummus" des Plautus legt der rechnende Sklave ein Hauptgewicht darauf, was wurde „verſchmauſt, vertrunken, verſalbt, verwaſchen in den Bädern". Kurz wir müſſen es dem Sueton glauben, daß Palämon nicht im Stande war, mit ſeinen Einnahmen aus der Schule ſeinen Aufwand zu beſtreiten. Aber er wußte ſich zu helfen, indem er ſein induſtriell-ſpekulatives Talent zu Rathe zog. Zunächſt verwerthete er die in ſeiner Jugend erworbenen Kenntniſſe im Weberfache. Hatte ſeine Herrin in Vicenza, wie alle wohlhabenden Leute, für den Hausbedarf ſpinnen und weben laſſen, ſo errichtete er für weniger bemittelte Perſonen, die ihre Bedürfniſſe kaufen mußten, eine Fabrik von Stoffen und fertigen Kleidern, die dann in mehreren Magazinen in der Stadt zum Verkaufe ſtanden. Doch damit begnügte er ſich nicht. Wie mancher Präzeptor ſuchte er ſich wohl einen oft von der Konkurrenz angefeindeten Nebenverdienſt zu verſchaffen, indem er die Lieferung des nöthigen Schreibmaterials für ſeine Schüler übernahm. Dies wäre für Palämon zu kleinlich geweſen; auch bemalte ja meiſt die Jugend nur die Rückſeiten ſchon beſchriebener Blätter! Er legte, wenn auch nicht eine Papierfabrik, ſo doch eine Appreturanſtalt an, in welcher er eine bisher in einer Fabrik neben dem Amphitheater zu Alexandria in Aegypten gefertigte und danach benannte Papierſorte einer Umarbeitung nach eigener Erfindung unterwerfen ließ, wodurch das Papier aus einem Fabrikat vierten Ranges zur vorzüglichſten unter allen Sorten emporſtieg. Plinius, der Aeltere, ſchreibt hierüber: „Der nächſte Name, Amphitheaterpapier, ſtammt von dem Orte der Bereitung her. Dieſes übernahm zu Rom die ſcharfſinnige Werkſtätte des Fannius, verdünnte es durch eine ſorgfältige Zurichtung, machte

es aus einer geringeren Sorte zum feinſten Papier und gab ihm den Namen (es hieß „das Fanniſche"). Was eben nicht ſo umgearbeitet ward, blieb nach wie zuvor Amphitheaterpapier". Dieſes Unternehmen mag ihm großen Nutzen gebracht haben; denn erſt unter Klaudius kam ein nach dem Kaiſer benanntes Papier auf, welches nicht blos glatt und dünn war, ſondern das Fanniſche auch an Dichtigkeit übertraf.

Doch den beſten Wurf that er vermöge ſeines praktiſchen Blickes durch eine ökonomiſche Spekulation. Die Ländereien in der Nähe der Stadt ſtanden damals niedrig im Preiſe und viele von ihnen waren auch durch Nachläſſigkeit in der Kultur zurückgekommen. Nun hatte aber gerade ein gewiſſer Acilius Sthenelus, ein Menſch von niedriger Herkunft, aber ein tüchtiger Landwirth, auf dem ungefähr fünf Stunden von Rom entlegenen Gebiet von Nomentum, wo eine treffliche Weinſorte wuchs, ein Landſtück von ſechzig Morgen durch ſorgfältige Kultur ſo emporgebracht, daß er es für 29,000 Thaler wieder verkaufte. Palämon folgte dieſem Beiſpiel und erwarb ein Landſtück um 43,000 Thaler, worauf er nach der Theorie des Sthenelus den Weinbau begann. Wenn Plinius, der Aeltere, dem wir auch dieſe Nachricht verdanken, meint, Palämon habe das Unternehmen aus reiner Prahlerei und nicht aus kühner Entſchloſſenheit angegriffen, ſo irrt er wohl darin, daß er die bei Palämon im Dienſte des Egoismus ſtehende Energie unterſchätzt. Der Erfolg war kein Zufall, ſondern das Reſultat kluger Berechnung. Genau dem Sthenelus nachahmend im öfteren Umgraben des Bodens und Behacken der Pflanzen erzielte er von Jahr zu Jahr reichlichere Ernten und im achten Jahre verkaufte er die Weinleſe, wie ſie an den Reben hing, für 29,000 Thaler, alſo zwei Drittheile des Gutspreiſes! Die Leute ſtrömten zuſammen, um die Unmaſſe der Trauben zu ſehen — nach Sueton trug ein einziger Weinſtock deren 365! — während die benachbarten Oekonomen, ihrer eigenen Faulheit nichts vergebend, die Erfolge des Palämon ſeinen gelehrten Kenntniſſen zuſchrieben, vielleicht ſogar von geheimen

Zaubermitteln munkelten! Zuletzt wurde der reiche Philoſoph Annäus Seneka ſo lüſtern nach dem Beſitze des Grundſtückes, daß er ſeinen tiefen Widerwillen gegen Palämon und den Aerger darüber, daß er demſelben einen Triumph auch auf dieſem Gebiete einräumen mußte, überwand, mit ihm über den Kauf in Unterhandlung trat und endlich 174,000 Thaler, alſo das Vierfache des urſprünglichen Kaufgeldes, dafür bezahlte.

Daß Palämon zu der Zeit, wo Seneka als Gelehrter und Hofmann auf dem Gipfel ſeines Anſehens ſtand, noch lebte, beweiſt wenigſtens, daß er ſein Leben über fünfzig Jahre brachte. So alt wie Orbilius wird er ſeiner Lebensweiſe nach ſchwerlich geworden ſein und, wäre es geſchehen, ſo hätte er wohl nicht in einer Dachſtube geendigt. Palämon paßte zu allem mehr als zum Lehrer und Erzieher der Jugend; ja, die Kaiſer Tiberius und Klaudius hatten unverhohlen geäußert, er ſei der Letzte, dem man Knaben und Jünglinge anvertrauen dürfe. Aber alles half nichts; die Menge ließ ſich durch den Flitterſchein ſeines Wiſſens blenden und Palämon, wenn er ſeine Memoiren geſchrieben hätte, würde wohl nicht den Titel „Der Vielgeplagte“ gewählt haben, ſondern den paſſenderen: Mundus vult decipi!

XV.

Aus dem Leben eines griechiſchen Virtuoſen.

Wie die Gymnaſtik bei den Hellenen aus einem trefflichen Erziehungsmittel, das der geiſtigen Bildung ihre ergänzende andere Hälfte, die leibliche Vervollkommnung, hinzufügte, allmählich in die Athletik, dieſen handwerksmäßigen Betrieb der Turnkunſt, umſchlug, ſo war es auch kein Wunder, daß bei der eigenthümlichen Empfänglichkeit des Volkes für die Muſik und nach Aufnahme derſelben unter die nothwendigen Unterrichts-

disziplinen des heranwachsenden Geschlechts die Tonkunst zur verfeinerten Technik des Virtuosenthums führte. In beiderlei Hinsicht lag für solche, welche die Kunst als Lebensaufgabe oder als Erwerbsquelle sich wählten, ein hauptsächlicher Antrieb in der Menge von festlichen Gelegenheiten, bei denen man sich vor Tausenden von Zuschauern und Zuhörern hervorthun und neben dem hochehrenden Kranze aus dem heiligen Laube der Gottheit auch reellere Preise gewinnen konnte; ja, es läßt sich behaupten, daß das öffentliche Auftreten der Virtuosen ebenso wie der dramatischen Künstler nur in Festzeiten gewöhnlich war. Bei den delphischen Apollinarspielen hatten die musikalischen Wettkämpfe anfangs dem Charakter des Gottes als Musenvorstehers entsprechend, ausschließlich stattgefunden und der Hymnus auf Apollon nebst dem episch-lyrischen Drachenkampfe wurde mit und ohne Gesangbegleitung auf der Kithara und eine Zeit lang auch auf der Flöte variirt, bis endlich auch gymnische Agonen und Pferderennen von den Amphiktyonen hinzugefügt wurden. Auch bei der nemeischen und isthmischen Festfeier spielten musikalische Künstler um die Wette. Während eines solchen Konzerts in Nemea geschah es z. B., daß dem bekannten Feldherrn der Achäer, Philopömen, dadurch eine Ovation vom Publikum bereitet ward, daß bei einer politisch kräftigen Stelle im Gesange eines Kitharvirtuosen alle unter Beifallklatschen nach dem Platze des gefeierten Helden hinschauten. Bereits zu Perikles' Zeit hatte man musikalische Vorträge auf der Kithara und der Flöte, mit und ohne Gesang, auch mit den Panathenäen, dem Hauptfeste Athena's, der Göttin aller Kunstweisheit, in der heitern Hauptstadt Attika's verbunden. Der große Staatsmann selbst hatte diese Neuerung beantragt und fügte nach Annahme der Bill von Seiten des Volkes seinen übrigen Prachtbauten ein besonderes Konzerthaus hinzu, dessen Plan rasch allenthalben Nachahmung fand, weil es in praktischer Weise seinem Zwecke entsprach. Man begreift überhaupt nicht, wie in den riesig ausgedehnten, nach oben sich erweiternden und ganz offenen Räumen der Theater ein Saiteninstrument im Solospiel irgend

welchen Effekt hervorbringen konnte, wenn man auch annimmt, daß der Schallkasten der Kithara meist aus Metall bestand. Perikles half diesem Uebelstande ab, indem er zu seinem Odeion (eigentlich: „Gesanghaus") nur den vierten Theil des üblichen Theatermaßstabs nahm und den Raum mit Rücksicht auf die Akustik durch ein Dach schloß. Dieses war kegelförmig und weil man nach Plutarch gleich anfangs eine Aehnlichkeit zwischen dem Gebäude und dem Zelte des persischen Königs (nebenbei auch mit dem spitzen Kopfe des Perikles!) erblicken wollte, entstand in der Folge die von Vitruv überlieferte unglaubliche Sage, das Dach sei aus den Mastbäumen und Segelstangen der bei Salamis erbeuteten persischen Schiffe gebildet worden!

Die Kitharasänger traten bei allen feierlichen Gelegenheiten — auch Nero in seiner musikalischen Verrücktheit ahmte dies nach — in derselben festlichen Tracht auf, in welcher einst Apollon selbst, ihr Schutzgott, der Sage nach in Delphi als Sänger an der Spitze der aus Kreta berufenen Priester eingezogen war: „Schön und hoch schreitend, in göttliche, duftende Gewänder gekleidet; lieblich erklingt seine Laute unter dem goldenen Plektron." Schlegel faßt in seinem „Arion" die ganze Erscheinung in die bekannten Verse zusammen:

„Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar:
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen;
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.
Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein."

Ein deutliches Bild von einem musikalischen Wettkampfe liefert uns die Schrift Lukian's gegen die Büchernarren, wo unter anderem folgende Erzählung vorkommt: „Ein Tarentiner namens Euangelos, ein in seiner Vaterstadt nicht unangesehener Mann, wünschte in den pythischen Spielen zu siegen. An den

dazu nöthigen Leiſtungen in der Gymnaſtik verzweifelte er zwar, da es ihm an Körperkraft und Schnelligkeit gebrach; mit der Kithara aber und dem Geſange glaubte er leicht den Preis erwerben zu können, beſtärkt von verwünſchten Schmeichlern, die laut ſchrieen und lobten, ſobald er nur das Geringſte zum Beſten gab. Er kam alſo nach Delphi und trat ſonſt dort glänzend auf, hatte ſich aber auch ein mit Gold geſticktes Gewand machen laſſen und einen Kranz aus goldenen Lorbeerblättern, in welchem Smaragde die Stelle der Beeren vertraten. Die Kithara ſelbſt war ein Wunder der Schönheit und Koſtbarkeit, ganz aus Gold, mit Gemmen und blitzenden Edelſteinen beſetzt, während mitten darauf die Muſen nebſt Apollon und Orpheus in Relief ausgeführt waren. Als nun der Tag des Wettſtreites herankam, waren drei Künſtler vorhanden. Den Euangelos traf das Loos, in der Mitte zu ſingen und zwar nach dem Thebaner Theſpis, der ſeine Sache nicht ſchlecht machte. Von Gold und Brillanten ſtrahlend, trat der Tarentiner auf und prächtig ſchimmerte der Purpur des Gewandes unter der goldenen Stickerei hervor. Durch alles dies verblüffte er das Theater und verſetzte die Zuhörer in wunderbare Erwartung. Als aber endlich das Spielen und Singen angehen ſollte, präludirte er in unharmoniſcher und unrythmiſcher Weiſe und ſprengte gleich drei Saiten, indem er zu ungeſtüm hineingriff; darauf begann er einen ſo ſchwächlichen und ungeſchulten Geſang, daß alle Anweſenden in ein Gelächter ausbrachen und die Kampfrichter, unwillig über die Dreiſtigkeit, ihn unter Ruthenſchlägen aus dem Theater treiben ließen. Da bot der goldene Euangelos einen lächerlichen Anblick, indem er weinte und von den Peitſchenträgern über die Bühne gezerrt wurde, mit Blut beſudelt infolge der Schläge und die Edelſteine ſeiner Zither vom Boden aufleſend. Kurz nach ihm trat ein gewiſſer Eumelos aus Elis vor, eine alte mit hölzernen Wirbeln verſehene Kithara in der Hand haltend und in einem Gewande, das ſammt dem Kranze kaum zehn Drachmen werth war; da er aber gewandt ſang und kunſtgerecht ſpielte, ſo ſiegte er." — Wie die Virtuoſen ſich

zuweilen auch zankten und an das Publikum appellirten, erſieht man aus einer Stelle Strabon's, wo derſelbe dem Geſchichtsſchreiber Timäos nacherzählt. Bei einem pythiſchen Feſte war der Kitharöde Eunomos aus Lokri in Unteritalien mit ſeinem Kollegen Ariſton aus dem benachbarten Rhegium in Streit über das Looſen gerathen. Ariſton bat die Delphier, ihm beizuſtehen, indem er ſich auf die von Apollon veranlaßte Koloniſirung Rhegium's berief und ſeine Vorfahren als dem Gotte geweiht bezeichnete. Eunomos dagegen, ein witziger Kopf, ſagte, ſolche Leute wie die Rheginer dürften ſich gar nicht bei Vokalkonzerten betheiligen, da bei ihnen ſogar die Grillen ſtumm wären, die geſangreichſten unter den Thieren. Als hierauf die Vorträge begannen, gefiel Ariſton recht gut und hatte Hoffnung den Sieg zu erlangen. Dennoch wurde ſeinem Gegner der Lorbeerkranz zu theil; denn nachdem ihm eine Saite geplatzt war, ſetzte ſich eine Grille auf das Inſtrument und ergänzte den fehlenden Ton — ein Mythus, der dadurch entſtanden zu ſein ſcheint, daß auf der Kithara, welche die Statue des Eunomos zu Lokri trug, eine Grille abgebildet war!

Außer den zahlreichen Feſten übten aber auch ſpäter die Höfe kunſtliebender Fürſten viel Anziehungskraft auf die wanderluſtigen, zum Theil auch genußſüchtigen und geldgierigen Virtuoſen, beſonders da man dort im engeren Kreiſe die Muſik als Zugabe bei Schmäuſen und Gelagen betrachtete. Freilich das hohe Anſehen, das im heroiſchen Zeitalter die Barden wie Demodokos und Phemios, bei den Königen genoſſen hatten, kehrte deshalb nicht zurück. Man erblickte nicht mehr die Spur des Gottes ſelbſt in dem begeiſterten Geſange, man lauſchte nicht mehr mit Stolz und Schmerz den nationalen Heldenſagen: man ſchätzte die Kunſt als angenehmes Mittel des Zeitvertreibs, aber man ſah den Künſtler über die Achſel an als einen bezahlten Lohnarbeiter, Banauſen. Das Verwerthen, Ingeldumſetzen der gelernten Fertigkeit war es, was die Muſiker in der Achtung beeinträchtigte, nicht etwa die oben berührte Möglichkeit, bei den Kampfſpielen wegen Mangel an Befähigung und

wegen Ueberschreitung der Festordnung körperlicher Züchtigung anheimzufallen, was jedem Hellenen bei solchen Gelegenheiten passiren konnte.

Zwischen der Musik als erziehendem Mittel und dem Virtuosenthum unterscheidet auch Aristoteles fein und scharf. „Es ist offenbar," sagt er, „daß die Musik als Unterrichtszweig der späteren Lebenspraxis nicht hinderlich sein darf und den Körper nicht herabwürdigen und zu kriegerischen und staatlichen Leistungen unbrauchbar machen. Und es ginge dies auch beim Erlernen, wenn man weder auf kunstgerechte Wettkämpfe abzielende Uebungen anstellte, noch Kunststücke und Schnörkeleien sich anzueignen suchte, welche jetzt sich in die Wettkonzerte eingeschlichen haben und von da in den Unterricht;" und noch stärker äußert er sich später: „Wer sich mit der Musik, welche auf die Wettkämpfe ausgeht, befaßt, thut es nicht der Ausbildung seiner eigenen Trefflichkeit wegen, sondern um des noch dazu niedrigen Vergnügens der Hörer willen. Deshalb urtheilen wir, daß es keine Beschäftigung für Freie ist, sondern daß sich dies mehr für Miethlinge und Handwerker eignet. Der Zweck nämlich, weshalb sie geübt wird, ist ein schlechter. Denn der Zuhörer, der gewöhnlich ungebildet ist, pflegt bald dieses bald jenes Musikstück zu verlangen, so daß er auch die Künstler, die seinen Geschmacke folgen, verbildet."

Es war nothwendig, die antiken musikalischen Verhältnisse, welche hier und da eine Parallele mit den modernen zulassen, im allgemeinen kurz zu berühren, um für das Leben und Treiben unseres Künstlers im voraus mehr Verständniß zu schaffen. Wir würden von demselben nicht viel mehr wissen, als daß er ein berühmter Kitharaspieler gewesen, wenn nicht sein Humor und allezeit fertiger Witz beinahe nachhaltiger gewirkt hätten als seine musikalischen Leistungen, und wenn nicht die von ihm erzählten Anekdoten besonders von dem Dichter Machon (um 280 v. Chr.) und von dem Grammatiker Athenäos (um 225 n. Chr.) gesammelt worden wären. Wer also seine große Tour durch die hellenische Welt verfolgen will, muß auch heute noch die Produkte seiner scharfen Zunge mit in Kauf nehmen!

Stratonikos war ein jüngerer Zeitgenoſſe des Philoſophen Ariſtoteles und wird, da er in ſeinen beſten Jahren zwiſchen 322 und 310 geſtorben iſt, wahrſcheinlich nur wenige Jahre älter als der große Alexander geweſen ſein. Nach einer von Athenäos angeführten Notiz des Philoſophen Phanias ſtammte er aus dem kunſtſinnigen Athen; wir wiſſen aber weder etwas von ſeinen Eltern, noch ob es ihm verſtattet war, das ihm angeborene Talent ſogleich in der Jugend durch guten Unterricht zu fördern und ohne Hinderniſſe die muſikaliſche Laufbahn einzuſchlagen. Uebrigens mag ſeine Stimme nicht von beſter Qualität geweſen ſein; denn er wurde nicht Kitharöde oder Kitharaſänger, ſondern nur Kitharift oder Kitharaſpieler. Dieſe Richtung der Kunſt, die ſich bereits in der Mitte des 6. Jahrhunderts bei den pythiſchen Spielen als beſonderer Zweig des Wettkampfes eingebürgert hatte, erforderte natürlich mehr techniſche Fertigkeit in der Behandlung des Inſtruments, das vor dem Geſange zurücktrat. Stratonikos ſcheint ſeinen Unterhalt im Anfange durch dieſelbe Beſchäftigung erworben zu haben, mit welcher er auch ſpäter die Zeit zwiſchen ſeinen öffentlichen Vorſtellungen ausfüllte, nämlich durch Unterrichten. Ehe er in Ruf kam, war der Zulauf eben nicht groß. Als er einſt in dieſer Periode von Jemand gefragt wurde, wie viele Schüler er denn habe, antwortete er: „Mit den Göttern zwölf.“ Es befanden ſich aber in ſeinem Lehrzimmer die Statuetten der neun Muſen und Apollon's! Später ſtieg dagegen die Zahl ſeiner Schüler ſehr bedeutend. Wenigſtens kam in einer Komödie ſeines Zeitgenoſſen Philetäros in Bezug auf einen renommirten Koch die Stelle vor: „Er ſcheint mir mehr Schüſſeln zu haben als Stratonikos Schüler.“ Aus ſeiner Lehrerpraxis ſelbſt aber bringt Athenäos eine Probe, die gerade nicht auf die ſogenannte „himmliſche Geduld“ hindeutet. „Zu einem Makedonier, der bei ihm das Kitharaſpiel lernte, aber nichts von dem ihm Geheißenen that, ſagte er endlich erbittert: Nach Makedonien!“ Daß er auch in fremden Städten Unterricht ertheilte, erhellt aus *folgender* Stelle des Athenäos: „Als er in einer kleinen Stadt

Stunden gab, ſagte er: Das iſt keine Stadt (polis), ſondern ein Kaum (molis)." Sein Unterricht beſchränkte ſich aber keineswegs auf die techniſche Handhabung der Kithara, ſondern, wie Phanias verſichert, war er der Erſte, der ſeine Schüler auch in der Theorie der Tonkunſt unterwies. Außerdem machte er die Kithara vielſaitiger und ſtellte eine neue Tonleiter auf. Der Künſtlerſtolz des Stratonikos ſcheint im Verhältniſſe zu ſeinen Leiſtungen geſtanden zu haben und ſeine Aeußerungen treten uns um ſo rückſichtsloſer entgegen, je weniger überhaupt die konventionelle Höflichkeit bei den Alten bis zur überbeſcheidenen Selbſtverleugnung getrieben zu werden pflegte, von der ſich freilich auch bei uns gerade die Virtuoſen immer mehr emanzipiren. Zunächſt ſchonte er ſeine muſikaliſchen Kollegen nicht im geringſten. Als er auf Rhodos den Kitharafänger Propis geſehen und gehört hatte, der eine vielverſprechende Geſtalt, aber eine ſchlechte Stimme beſaß, und man ihn nach ſeinem Urtheile fragte, antwortete er lakoniſch: „Kein übler, großer — Fiſch!" In Byzanz wohnte er zur Feſtzeit den Wettkämpfen im Theater bei. Ein Kitharaſänger hatte den Eingang ſeiner Partie gut geſungen, machte aber mit den übrigen Theilen Fiasko. Kaum war er fertig, ſo ließ Stratonikos durch den Herold ausrufen: „Wer den Sänger anzeigt, der das Vorſpiel geſungen hat, wird 1000 Drachmen erhalten!"

Bei einer andern Gelegenheit, wo er zum Konzert eines Kitharöden eingeladen worden war, ſagt er am Schluſſe:

„Dieſem verlieh der Vater das Eine, das Andre verſagt' er,"

und als man ihn fragte, was er denn mit dieſem Homeriſchen Verſe meinte, war ſeine Antwort: „Schlecht die Kithara zu ſpielen hat er ihm verliehen, ſchön zu ſingen aber ihm verſagt." Noch ſchlimmer machte er es einem Kollegen, der freilich auch neben ſeinem ehrlichen Namen Kleon den ominöſen Beinamen „Ochſe" führte. Da dieſer beim Singen abſcheulich detonirte und die Lyra nicht zu behandeln verſtand, ſagte er: „Bis jetzt ſagte man: Was verſteht der Eſel von der Lyra?

jetzt heißt es aber: Was hat der Ochse mit der Lyra zu schaffen?" Höchst komisch ist auch die Art, auf welche er sich aus einer Verlegenheit zog, wie sie auch heute noch Leuten von Fach zustoßen kann. Ein reicher Mann, der Dilettant auf der Harfe war, hatte ihn einst zu Tische geladen. Die Bewirthung war lecker und fein; aber der eitle Hausherr konnte kaum die Zeit erwarten, wo die Tafel aufgehoben wurde und das Trinkgelage begann, um den Meister mit seinen eigenen Leistungen zu regaliren. Leider spielte er herzlich schlecht und unser Musiker, der nicht einmal jemand zur Unterhaltung hatte, fing bald an, unheimliche Langeweile zu empfinden. Was sollte er aber thun? Entfliehen konnte er seinem Peiniger nicht und allzu grob auszufallen verbot ihm die Rücksicht auf die genossene Gastfreundschaft. Er zerbrach also absichtlich seine Trinkschale, verlangte vom Sklaven eine größere und leerte sie hastig ein Mal um das andere, bis er süß entschlummerte, die Entwickelung dem Zufall anheim stellend. Bald darauf aber kamen andere Gäste, die bereits an einem Konvivium theilgenommen hatten und nun nach griechischer Sitte weiter zogen, in dasselbe Haus und fanden Stratonikos berauscht. Sie fragten ihn also später, woher es gekommen wäre, daß er sich so schnell bezecht hätte, worauf er entgegnete: „Der hinterlistige und verruchte Harfenspieler hat mich wie einen Stier gefüttert und dann an der Krippe todtgeschlagen." Man könnte in der Mitleidlosigkeit und Bitterkeit des Künstlers gegen seinesgleichen nur Aeußerungen des Brodneides finden wollen, in bezug auf welchen ja schon der Menschenkenner Hesiod singt:

„Töpfer zürnet dem Töpfer, den Zimmerer hasset der Zimm'rer,
Und so neidet den Bettler der Bettler, den Sänger der Sänger."

Allein das stolze Selbstgefühl, dessen Ausfluß sein herbes Urtheil über alles war, das unter dem Niveau der Künstlerschaft stand, bewährte er auch in anderen Aeußerungen und Handlungen. „Als er in Sikyon seine Nebenbuhler besiegt hatte," schreibt Athenäos, „weihte er in dem dortigen Asklepiostempel eine Trophäe mit der Inschrift: „Stratonikos zum

Andenken des Siegs über die ſchlechten Kitharaſpieler.“ Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Wettſtreit an den von Pindar erwähnten ſikyoniſchen Pythien ſtattgefunden hat, wo die Sieger Kränze und ſilberne Schalen empfingen. Die Selbſtändigkeit ſeines Urtheils ſoll er aber auch in kühner Weiſe dem Könige von Aegypten Ptolemäus I. gegenüber gewahrt haben. Denn als dieſer ſich über die Zitherſpielkunſt mit ihm unterhielt und manches durchaus beſſer wiſſen wollte, wird dem Virtuoſen die Aeußerung in den Mund gelegt: „Etwas anderes, o König, iſt das Skeptron, etwas anderes das Plektron.“ Aehnlicherweiſe ſagte er zum kritiſirenden Schuſter Mynnakos: „Was über den Knöchel hinaufgeht, darüber haſt Du kein Urtheil!“ Eine weitere Probe ſeiner Empfindlichkeit gab er der reichen und kunſtfreundlichen Stadt Rhodos. Als er ſich hier hören ließ und niemand die Hand zum Beifall rührte, verließ er das Theater mit den Worten: „Wenn Ihr nicht einmal das ſpendet, was Euch nichts koſtet, wie kann ich hoffen, von Euch eine Beiſteuer zu erhalten?“ Dieſe Anekdote iſt auch deshalb intereſſant, weil ſich aus ihr ergiebt, daß die Virtuoſen, wie es auch von den Athleten feſtſteht, bei dem Publikum Kollekten veranſtalteten, wenn nicht vorher ein beſtimmtes Honorar ſtipulirt worden war (nach Athenäos bekam der Kitharöde Amoibeus in Athen für jeden Tag ſeines Auftretens 1500 Thlr.). Es wird dies auch dadurch beſtätigt, daß Stratonikos zu Einem, der ihn nur lobte, um, wie es ſchien, ein Geſchenk von ihm zu bekommen, ſprach: „Ich bin ſelbſt ein Bettler, und zwar ein größerer als Du.“ Endlich ſtimmt aber auch damit der übermüthigſte Ausſpruch, welcher ſich von ihm bei Athenäos findet. Als er gefragt wurde, warum er in ganz Griechenland herumreiſe und nie in einer Stadt bleibe, erwiederte er: „Von den Muſen ſind mir alle Hellenen tributpflichtig gemacht worden, damit ich eine Abgabe für ihren Mangel an Muſenſinn eintreibe!“ Wie wäre es auch ſonſt zu erklären, daß, wie der ältere Plinius erwähnt, drei Virtuoſen aus demſelben Jahrhundert: Iſmenias, Dionyſodoros und Nikomachos, ſich durch

den Besitz von kostbaren Gemmen und Edelsteinen hervorthaten, mit denen sie wahrscheinlich, wie jener Tarentiner Euangelos, in ihren Konzerten prahlten? Plinius fügt in Bezug auf seine Zeit hinzu: „Zufällig haben sich mir beim Anfange dieses Abschnittes gerade diese Beispiele dargeboten solchen Leuten gegenüber, welche sich diese Prahlerei aneignen, so daß es sich zeigt, daß sie von Musikanteneitelkeit aufgeblasen sind." — Stratonikos war jedoch trotz aller Ueberhebung nicht so verblendet, daß er nicht tüchtige Meister in seinem Fache anerkannt und sogar in Schutz genommen hätte. Wenigstens gilt dies von Timotheos, dem berühmten Dichter, Komponisten, Flöten- und Kitharaspieler, welcher auch die Ehre hatte, bei der Hochzeitsfeier Alexander's zur Susa mitzuwirken. Als ein gewisser Polyides sich brüstete, daß sein Schüler Philotas den Timotheos besiegt hätte, sagte Stratonikos, jener scheine gar nicht zu wissen, daß er wohl (als Plebs) Abstimmungen zu Stande bringe, Timotheos aber die Gesetze (im Griechischen ein Wortspiel mit „Tonweisen")! Ueberhaupt war sein Witz mit viel Welt- und Menschenkenntniß gepaart. So begegnete er z. B. einst einem Bekannten, und sprach sein Bedauern gegen ihn aus, daß er sich in schlechten Umständen befände, und als dieser sich wunderte, woraus er dies schließen wollte, sagte er: „Dein Schuhwerk würde nicht so blank sein, wenn Du es nicht selbst gewichst hättest."

Seine Reisen machte Stratonikos, wie es Sitte war, in Begleitung eines Sklaven. Wiewohl es damals an Wirthshäusern an den Landstraßen nicht fehlte, so zog man doch stets (wie auch noch später in Griechenland und Italien) gastfreundliche Aufnahme in einem Privathause, die jedoch selten mit voller Bewirthung verknüpft war, dem Unterkommen in der Herberge vor, wo man Gesellschaft der bunteſten Art antraf und mit dem betrügerischen Wirth um jeden Bissen feilschen mußte. Dies erklärt den Aerger unsers Freundes über einen allzu freigebigen Gastfreund, von dem er anfangs geglaubt hatte, daß er sein Haus nur ihm, dem berühmten Virtuosen,

geöffnet habe. Die einzige Begebenheit nämlich, die Aelian, der Zeitgenoſſe Plutarch's, von Stratonikos erzählt, lautet alſo: „Der Kitharöde Stratonikos war von jemand ſehr gefällig aufgenommen worden und freute ſich über die erhaltene Einladung um ſo mehr, als er ſich in einem fremden Lande befand, wo er keine ihm ein Unterkommen ſichernde Verbindung hatte. Er fühlte ſich daher dem Manne höflich verbunden, der ihm ſo bereitwillig eine Wohnung in ſeinem Hauſe gewährt hatte. Als er aber noch einen Zweiten und einen Dritten eintreten ſah und bemerkte, daß das Haus für keinen verſchloſſen war, der dort einkehren wollte, ſagte er zu ſeinem Diener: „Gehen wir fort von hier; denn es ſcheint, wir haben eine Holztaube ſtatt einer Haustaube, ein Wirthshaus ſtatt eines Gaſtfreundes Wohnung gefunden!“ Als ein in Land- und Seereiſen erfahrener Mann wurde er einſt von einem Haſenfuß gefragt, welcherlei Art von Schiffen er für die ſicherſten hielte, die ſcharf gebauten oder die bauchigen? „Die auf der Werfte liegenden,“ war die Antwort.

Doch ſehen wir uns etwas genauer ſeine Reiſeziele an! Aus dem eigentlichen Griechenland werden bei Athenäos blos die Städte Sikyon und Korinth genannt; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß er auch an den Nationalfeſten zu Olympia, Nemea und Delphi ſich betheiligt haben wird. In Elis und Theſſalien war er gewiß; denn als man ihn fragte, ob die Böotier oder die Theſſalier ungebildeter und bäuriſcher wären, ſagte er: „Die Elcer.“ Im üppigen Korinth paſſirte ihm etwas unangenehmes. Eine alte Frau ging ihm lange nach und ſchaute ihn immer ſtaunend an, bis endlich Stratonikos ihr zurief: „Bei den Göttern, Mutter, ſage mir doch, was Du willſt und warum Du mich immer ſo anblickſt?“ „Ich berechnete,“ ſprach ſie, „wie ſchwer Du Deiner Mutter geweſen ſein mußt, da Du der Stadt Schmerz verurſachſt, wenn ſie Dich einen Tag beherbergt!“ Hier war alſo der Spötter ſelbſt der Gefoppte und zugleich wirft die Anekdote kein eben ſchmeichelhaftes Licht auf ſein Aeußeres. Dennoch braucht man ſich

deshalb nicht gleich eine Falſtaffgeſtalt vorzuſtellen. Bei der bis ins Mannesalter fortgeſetzten gymnaſtiſchen Durcharbeitung des Körpers und bei der im eigentlichen Hellas herrſchenden Sitte, mehr Gewicht auf die Zubereitung als auf die Menge der Speiſen zu legen, war der Silenentypus überhaupt viel ſeltener als bei uns Nordländern, und jeder Inhaber eines Embonpoints lief Gefahr, beſonders bei öffentlichem Erſcheinen, dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen. Als z. B. der Byzantiner Leon, ein Zeitgenoſſe des Stratonikos, als Geſandter ſeiner Vaterſtadt nach Athen kam und in der Volksverſammlung auftrat, entſtand ein ſchallendes Gelächter; denn er hatte ein umfängliches Bäuchlein. Ohne in Verlegenheit zu gerathen, ſagte er: „Was lacht Ihr, Athener? Vielleicht, weil ich ſo ſtark und dick bin? Ich habe eine noch viel dickere Frau zu Hauſe und wir vertragen uns doch zuſammen in einem kleinen Hauſe, ſo lange wir einig ſind!“ Aber, wird man ſagen, es läßt ſich doch aus jener Hypertrophie der Schluß ziehen, daß der luſtige fahrende Meiſter den Genüſſen des Gaumens in zu reichem Maſſe ergeben war? Darauf geſtehen wir allerdings, daß Stratonikos viel Furcht vor dem Durſte gehabt zu haben ſcheint; denn nach Athenäos erzählte Klearchos, ein Schüler des Ariſtoteles, in ſeinem Buche über die Freundſchaft, Stratonikos habe ſich nie zur Ruhe begeben, ohne ſeinem Sklaven aufzutragen, ihm zu trinken zu holen, „nicht weil er Durſt habe, ſondern damit er keinen bekomme.“ Doch ſo wie jeder, deſſen Schritte zuweilen das Zipperlein hemmt, viele Beiſpiele von Leidensgefährten, die wahre Muſter von Mäßigkeit ſind und geweſen ſind, in Bereitſchaft hat, ſo dürfte uns auch Stratonikos wegen des korinthiſchen Mütterleins das an ähnlicher Entſtellung leidende Porträt des weiſen Sokrates vorhalten und wir wagen deshalb keine weiteren Vermuthungen. Die nächſte Stadt, deren Beſuch ſeinerſeits man bezeugt, iſt die makedoniſche Reſidenz Pella, wo er möglicherweiſe noch an Philipp's Hofe gaſtirte, der ein großer Freund von Muſik und *von gutem* Witze war. Vor ſeiner Hinreiſe war er von mehreren

vor den dortigen Badeſtuben gewarnt worden, weil das Waſſer jener Gegend die Milzſucht erzeugte. Beim Beſuche des Bades ſah er ſich daher aufmerkſam um; aber er konnte nichts auffallendes entdecken. Im Gegentheil ſah er, wie die jüngeren Leute fleißig turnten und wohlgepflegte Glieder und geſunde Hautfarbe hatten. Schon glaubte er, man habe ihm etwas aufgeheftet; allein beim Herausgehen bemerkte er, daß der Garderobier eine hochaufgeſchwollene Milz hatte, und nun ſagte er: „Dieſer ſitzt offenbar da und bekommt bei Empfangnahme der Kleider auch ſogleich die Milz jedes Eintretenden zur Aufbewahrung, damit drinnen kein Mangel an Platz entſtehe.“ Zu dieſem von Machon verſificirten Geſchichtchen fügt Athenäos hinzu: „In Pella kam er an einen Brunnen und fragte, ob das Waſſer trinkbar wäre. Als nun die das Brunnenſeil Ziehenden antworteten: Wir wenigſtens trinken es, ſagte er: Dann iſt es nicht trinkbar. Die Leute hatten nämlich eine blaſſe Farbe.“ Pella zunächſt treffen wir ihn weiter nach Nordoſten in Abdera an der thrakiſchen Küſte. Stratonikos war eines Feſtes wegen zugereiſt; aber er ließ es ſich nicht nehmen, die von den Alten zu ihren Schildbürgern geſtempelten Einwohner der Stadt zu verſpotten. Bei allen Feſtſpielen war es Sitte, daß eine Anzahl von Herolden der dirigirenden Behörde zur Verfügung ſtand, da bei ſolchen Gelegenheiten gar mancherlei zur Kenntniß der Feſtverſammlung gebracht werden mußte. In Abdera hatte aber faſt jeder Bürger ſich einen Ausrufer angeſchafft und ließ allerhand Bagatellen verkündigen. Der Schalk Stratonikos ging alſo auf den Fußſpitzen langſam durch die Stadt, die Augen feſt auf den Boden geheftet. Natürlich dauerte es nicht lange, ſo fragte ihn ein Fremder theilnehmend, was ihm denn zugeſtoßen wäre, daß er ſich mit den Füßen ſo ſehr in Acht nähme? Darauf antwortete er: „Sie ſind ganz geſund, Fremdling, und ich laufe noch mit den Schmarotzern um die Wette zu Tiſche, aber ich bin in Angſt und Sorge, daß ich nicht einmal auf einen Herold trete!“ Auch das nicht weit von Abdera nach Oſten gelegene Maroneia bekam ſeinen Theil

vom Spötter ab. Die Gegend war berühmt durch einen überaus starken Rothwein, von dem schon Homer den König von Ithaka sagen läßt, daß man 20 Maß Wasser zu einem Becher mischen könne, ohne der Blume und dem Feuer des Gewächses Abbruch zu thun. Während sich nun Stratonikos bei einem Symposion dieses Getränk, wenn auch sicher in anderer Mischung, schmecken ließ, wettete er mit der Gesellschaft, daß er, mit verbundenen Augen in der Stadt herumgeführt, überall sagen wollte, wo er sich befände. Es geschah; aber als sie ihn eine Strecke weit geführt hatten und fragten, antwortete er, ohne sich zu besinnen: „Einer Schenke gegenüber; denn Eure ganze Stadt ist eine Schenke!“ Noch östlicher, am Ausflusse des Hebros (Maritza) berührte er die alte Handelsstadt Aenos; jedoch gefiel ihm hier, wie schon in Maroneia, das thrakische Klima nicht und er meinte, es wäre dort acht Monate lang Kälte und vier Monate Winter. Endlich treffen wir ihn auch in Kardia an der Westseite des Halses vom thrakischen Chersones. Dort hatte er wieder am Warmbade zu tadeln, dieser den Griechen und Römern zur Körperpflege so unentbehrlich gewordenen Einrichtung; der betrügerische Bader hatte ihm schlechte Seifenerde und salziges Wasser verabreicht. Der Zitherspieler erzählte später, er sei dort zu Land und zu Wasser blokirt gewesen. Möglich, daß auch eine andere das Bad betreffende Anekdote nach Kardia gehört. Athenäos erzählt nämlich: „Als er einst aus einem kalten und schlechten Bade herauskam und daneben eine prächtig geschmückte Heroenkapelle sah, rief er aus: Ich wundere mich nicht, hier so viele Dankinschriften zu erblicken; denn jeder, der dort badet, stiftet hier eine Tafel für seine Rettung.“ Seines Aufenthalts in Byzanz ist bereits gedacht worden. Er scheute sich aber auch nicht vor dem verrufenen Pontus. Dort besuchte er die bithynische Handelsstadt Herakleia, deren üppiges Leben ihn veranlaßte, beim Scheiden am Thore sich ängstlich umzuschauen, weil es ihm, wie er sagte, so vorkäme, als ginge er aus einem Freudenhause, wobei man doch nicht von den Leuten gesehen werden möchte. Ja, sogar

zu einem skythischen Könige in der Krim, namens Berisades (jedenfalls dem nach seinem Tode vergötterten Pärisades I., zwischen 349 und 311), der ein großer Musikfreund war, begab er sich und hielt sich lange an dessen Hofe auf. Als ihn endlich die Sehnsucht nach Griechenland übermannte und Berisades auf die Bitte, ihn zu entlassen, nicht eingehen zu wollen schien, sagte Stratonikos ganz trocken: „Du bist wohl gesonnen, hier zu bleiben?" und bewog dadurch jenen zu einer gnädigeren Miene. Die kleinasiatische Küste des Mittelmeeres durchstreifte er nach allen Richtungen. Er weilte in Ilion, Assos, Pergamon, Ephesos und Milet. In dem zu letzterem gehörigen, wegen seiner Seebarben gelobten Hafenort Teichius, der eine sehr gemischte Bevölkerung hatte, sah er auf der Begräbnißstätte lauter nichthellenische Gräber. „Komm," sagt er zu seinem Diener, „hier wollen wir ja fortgehen; denn da scheinen nur die Fremden zu sterben und niemand von den Städtern." Wenige Meilen von Milet, tiefer ins karische Land hinein, lag Mylassa am Fuße eines steilen Marmorberges, der den Einwohnern treffliche Gelegenheit geboten hatte, die Stadt mit herrlichen Tempeln und Säulenhallen zu schmücken. Da aber, wenigstens damals, die Bewohnerzahl nicht im Verhältniß zur Größe der Gebäude stand, so trat der Spötter Stratonikos mitten auf den Markt und rief: „Höret mich an, Ihr Tempel!" Von seinem Aufenthalte in Rhodos ist die Rede gewesen. Er war der Insel gar nicht hold und nannte die Rhodiser wegen ihrer Unmoralität „weiße Kyrenäer". Rhodos gegenüber lag die den Rhodiern botmäßige karische Stadt Kaunos, berühmt durch ihre Feigen, aber berüchtigt durch ihre ungesunde Lage. Auf ihre Einwohner wendete Stratonikos den Vers an:

„Wie die Geschlechter der Blätter, gerade so sind die der Menschen."

Vater Homer hatte damit die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit der Sterblichen bezeichnen wollen; Stratonikos aber meinte den krankhaften Teint, der bei den dunkleren Südländern ins Olivengrüne zu spielen pflegt. Als man ihn nun darüber tadeln wollte, daß er die Stadt als ungesund ver-

ſpottete, erwiederte er mit erheucheltem Erſtaunen: „Wie ſollte ich es wagen, dieſe Stadt ungeſund zu nennen, wo ſelbſt die Todten herumwandeln?“ Noch weiter von da nach Oſten zu beſuchte unſer Virtuos die Städte in Lykien und Pamphylien. In Phaſelis zankte ſich ſein Sklave mit dem Bader über das Badegeld; denn es herrſchte dort die Sitte, daß die Fremden ein höheres Entree zahlten als die Einheimiſchen. Da fuhr er ihn mit den Worten an: „Du Schurke! Um einen Dreier hätteſt du mich beinahe zu einem Bürger von Phaſelis gemacht!“ Auch in Side, wo pythiſche und olympiſche Spiele abgehalten wurden, iſt Stratonikos aufgetreten. Während er aber die Phaſeliten die elendeſten Menſchen in Pamphylien nannte, erweiterte er bei den Sideten dieſes Prädikat auf die ganze Welt.

Wir nähern uns nun dem Orte, wo Stratonikos ſeiner Spottſucht zum Opfer fallen ſollte, der Inſel Cypern. Dieſelbe hatte Alexander der Große unter dem Regiment einheimiſcher Vaſallenfürſten gelaſſen, unter denen Nikokreon oder Nikokles*) die hervorragendſte Rolle geſpielt und ſich auch durch ſein Verfahren gegen den Schüler Demokrit's, Anaxarchos aus Abdera, den Ruf eines unverſöhnlichen, grauſamen Menſchen erworben hat. Dieſer Philoſoph, welcher das höchſte Gut in Seelenruhe und Leidenſchaftsloſigkeit ſetzte, war ein beſtändiger Begleiter Alexander's und zeichnete ſich durch ſeine Freimüthigkeit aus.

Bei einem Gaſtmahle, wahrſcheinlich während des glänzenden Siegesfeſtes in Phönizien, wo die cypriſchen Fürſten Niko-

*) Die Identität der beiden Namen ſcheint gerade daraus zu erhellen, daß nicht blos Diodor (XIV., 59 und 79; XX., 21) ſie verwechſelt, ſondern auch noch, und zwar viel auffallender Athenäos (VIII., 41 und 46) und daß die Gemahlin des Nikokreon bei Machon Biothea, die des Nikokles bei Diodor Axiothea heißt, was wohl mehr als zufällige Aehnlichkeit iſt. Daß Diodor den Nikokles Fürſten von Paphos nennt, iſt irrelevant, da er im Jahre 313 von Ptolemäos die Satrapie *von ganz* Cypern erhielt.

kreon und Pasikrates die Ausrichter der Wettkämpfe waren, wendete sich Alexander an den als Gourmand bekannten Gelehrten mit der Frage, was er über die Gerichte der Tafel urtheilte. „Es ist alles prächtig," antwortete dieser, „nur hätte noch der Kopf eines Satrapen aufgetischt werden sollen." Von diesem Moment an warf Nikokreon, der das Wort auf sich bezog, einen bittern Haß auf Anaxarch. Das Unglück wollte, daß der Philosoph auf einer Seereise durch den Sturm an die Küsten von Cypern verschlagen wurde. Nikokreon ließ ihn in einem Mörser mit eisernen Keulen zerstampfen, wobei Anaxarchos ausgerufen haben soll: „Stampfe nur die Hülse des Anaxarch! Ihn selbst triffst Du nicht!" Es läßt sich nicht berechnen, ob dies vor oder nach der Anwesenheit des Stratonikos auf Cypern geschehen sei. Nikokreon scheint die Musik überhaupt sehr geliebt zu haben. Diogenes, der Laertier, erzählt, daß der eretrische Philosoph Menedemos mit seinem Freunde Asklepiades einst der Einladung Nikokreon's zu einem solennen Opferfeste gefolgt sei. Menedemos war so unvorsichtig den reizbaren Tyrannen durch Freimüthigkeit zu verletzen, indem er sagte, wenn die Zusammenkunft sovieler Gelehrten und Künstler etwas schönes sei, so müsse das Fest alle Tage stattfinden, wenn aber nicht, so sei es auch jetzt überflüssig, und auf die herablassende Aeußerung Nikokreon's, daß er nun einen ganzen Tag den Philosophen widmen wollte, erwiederte, man müßte zu jeder Zeit die Philosophen hören. Nur das diesem Gespräche folgende ausgezeichnete Spiel eines Flötisten besänftigte den aufsteigenden Zorn des Fürsten. Die beiden Freunde machten sich aber schnell aus dem Staube und als unterwegs das Schiff vom Sturm geschüttelt ward, seufzte Asklepiades: „Die Virtuosität des Flötenspielers hat uns gerettet, die Freimüthigkeit des Menedemos aber an den Rand des Verderbens gebracht." Vielleicht war der Flötenspieler jener Dorion, von dem Athenäos erzählt: „Während Dorion bei Nikokreon auf Cypern speiste, lobte er einen Pokal. Und Nikokreon sprach: „Wenn Du willst, wird Dir derselbe Künstler

einen zweiten fertigen." Dorion aber erwiederte: „Dir wohl; mir aber gib doch dieſen da!" Zwiſchen 322 und 310 muß Stratonikos zu Nikokreon gekommen ſein, da er vorher noch mit Ptolemäos Lagi zuſammen war und der Tyrann von Cypern 310 ſelbſt ums Leben kam. Ueber die Veranlaſſung zum Tode des Virtuoſen und über die Todesart ſelbſt ſtimmen Phanias und Machon nicht überein, wiewohl ſie beide nicht lange nach dem Ereigniſſe geſchrieben haben. Phanias ſagt, Stratonikos ſei durch Gift von Nikokreon umgebracht worden, weil er die Söhne des Fürſten lächerlich gemacht habe. Da aber nach Diodor Nikokreon keine Prinzen hatte, möchte man eher dem andern Gewährsmann Glauben ſchenken, der auch ſeine Sache umſtändlicher vorträgt. Als die Abendtafel vorüber war und das Sympoſion begann, trat die Gemahlin des Fürſten, Biothea, in Begleitung ihrer Kammerzofe ins Zimmer, um dem Spiele des Stratonikos zu lauſchen. Leider begegnete ihr etwas, das erſt viel ſpäter der Kaiſer Klaudius durch ein beſonderes Edikt für ſolche Gelegenheiten zu erlauben ſich vorgenommen haben ſoll, und als ſie kurz darauf, vielleicht um ihre Verlegenheit zu verbergen, auf eine Knackmandel trat, war der Muſikus ſo ungalant und impertinent zu ſagen: „Dies war jetzt ein anderer Ton!" „Und in der Nacht," heißt es weiter, „bezahlte er dieſes Wortes wegen im tiefen Meere ſeine Freimüthigkeit."

Diejenigen, welche das Schickſal des munteren Künſtlers intereſſirt, wird es beinahe zum Troſte gereichen, das ſchreckliche Ende ſeiner Mörder kennen zu lernen. Diodor ſchreibt hierüber: „Als Ptolemäos erfuhr, daß Nikokles, der Fürſt der Paphier, insgeheim ſich mit Antigonos verbündet hatte, ſandte er von ſeinen Vertrauten den Argäos und Kallikrates dahin, mit dem Auftrag, den Nikokles aus dem Wege zu räumen. Dieſe fuhren nach der Inſel, zogen von dem Feldherrn Menelaos Truppen an ſich und ließen das Haus des Fürſten mit Soldaten umſtellen, eröffneten ihm den Beſchluß und geboten ihm, ſelbſt ſeinem Leben ein Ende zu

machen. Er verſuchte es zuerſt, ſich gegen jene Vorwürfe zu vertheidigen; als aber niemand ihm Gehör ſchenkte, ſo tödtete er ſich ſelbſt. Da nun ſeiner Gattin Axiothea der Tod ihres Gemahls gemeldet wurde, ermordete ſie ihre eigenen Töchter, die noch Jungfrauen waren, und bewog auch die Frauen der Brüder des Nikokles, mit ihr den Tod zu wählen, ungeachtet Ptolemäos den Frauen Sicherheit zugeſtanden hatte. Während ſo der Palaſt voll Mord und unerwarteter Trauerfälle war, verſchloſſen die Brüder die Thore, ſteckten das Gebäude in Brand und tödteten ſich ſelbſt."

Es iſt Schade, daß wir nichts darüber erfahren, ob Stratonikos mit dem großen Alexander zuſammengetroffen iſt oder nicht. Allerdings zog dieſer die Unterhaltung der Schauſpieler und Muſiker bei weitem den gymniſchen Agonen vor, liebte das Flötenſpiel und hatte ſelbſt in ſeiner Jugend ſo kunſtfertig die Zither geſchlagen, daß ſein Vater ſich einſt zu der Aeußerung hinreißen ließ: „Schämſt Du Dich nicht, ſo ſchön zu ſpielen? Ehre genug für die Muſen, wenn Könige zuhören!" Unter den bei der Hochzeit Alexanders konzertirenden Meiſtern, die Athenäos nach Chares aus Mitylene anführt, befand ſich unſer Virtuos nicht. Doch waren, wie Plutarch erzählt, dreitauſend Künſtler aller Art aus Griechenland dazu verſchrieben worden, und wer kann wiſſen, ob nicht Stratonikos auf der Nachfeier zu Ekbatana unter den Auftretenden war? Wenn er nicht in die Nähe des Königs gekommen iſt, ſo beweiſt wenigſtens gerade dieſer Umſtand, wie reich damals Griechenland an hervorragenden Virtuoſen geweſen ſein muß.

XVI.

Griechiſches und römiſches Badeleben.

Die alten Hellenen kannten kein beſſeres Mittel den Körper von Müdigkeit zu befreien als ein warmes Bad. Schon die Homeriſchen Recken, wenn ſie mit Schweiß und Staub bedeckt aus der Schlacht oder von der Reiſe kommen, geben ſich ſtets dieſem Genuſſe hin und beanſpruchen ihn als Gäſte im fremden Hauſe. Nicht anders war es in der hiſtoriſchen Zeit. Ariſtophanes läßt den Dionyſos in ſeinen „Fröſchen" ausrufen:

„O König, o Zeus! Ha, dieſer Schmerzen Zahl, wie groß!
Ich will ſogleich zum nächſten Badehauſe geh'n:
Vor all der Mühſal laufen mir die Nieren auf!"

und Ariſtoteles wirft in ſeinen Problemen die Frage auf: „Warum muß man die Folgen körperlicher Anſtrengung im Sommer durch Baden vertreiben, im Winter durch Einſalben?" Es iſt alſo kein Wunder, daß man die natürlichen warmen Quellen, deren heilende Kräfte man außerdem bald wahrnehmen mußte, ſchon früh zu demſelben Zweck benutzte, wenn auch der zum täglichen Bedürfniß werdende Gebrauch der warmen Bäder in älterer Zeit den Vorwurf der Verweichlichung und Ueppigkeit nach ſich zog. Im Zuſammenhang mit dieſer Benutzung der warmen Quellen als Stärkungsmittel ſteht es, daß ſie ſämmtlich dem Herakles geheiligt waren und den Namen „Heraklesbäder" führten. Der gewaltige Heros bedurfte nach ſeinen außerordentlichen Kämpfen und Arbeiten auch ein übermenſchliches Maß von Erquickung. In den „Wolken" des Ariſtophanes fragt der Vertreter des Unrechts den des Rechts und der alten Sitte, aus welchem Grunde er die warmen Bäder verbiete, und als er die Antwort erhält:

„Weil ſie, verderblich durch und durch, den Mann zur Memme machen,"

entgegnet er:

„Nun ſahſt Du kalte Bäder je, die Herakleiſch heißen?
Und doch, wo war ein ſtärk'rer Held?"

Bei den heißen Quellen der Thermopylen ſtand nach Herodot ein Altar des Herakles. Bei Himera und Egeſta auf Sizilien ließen der Sage nach die Nymphen zur Erholung des Helden die warmen Bäder entſtehen. Die Quellen des ciminiſchen Sees öffnet er ſelbſt, indem er eine Stange in die Erde ſtößt. Im etruskiſchen Cäre führte die Hauptquelle im Warmbade ſeinen Namen. Selbſt in Ungarn hat man bei heißen Quellen eine Inſchrift gefunden, die ihn den Schutzgeiſt des Ortes nennt.

Die Wildbäder Griechenlands waren alle Schwefel- oder Salzquellen. Schwefelhaltig waren zunächſt die Sprudel in dem Thermopylenpaſſe, von den Eingeborenen recht bezeichnend „Kochtöpfe" genannt. Daß es hier Vorrichtungen zu bequemer Benutzung des heilkräftigen Waſſers gab, iſt aus Pauſanias und Philoſtratos erſichtlich. Jener behauptet, das blaueſte Waſſer in den Thermopylen geſehen zu haben, und zwar habe es der Quelle angehört, „die ſich in das Baſſin ergießt, das die Eingeborenen den Weiberkochtopf nennen". Philoſtratos aber erzählt von dem reichen Sophiſten Herodes Attikus, er habe „die für Kranke heilſamen Badeanſtalten bei Thermopylä" reſtaurirt. Etwas über eine Meile von dem berühmten Olympia lag das eliſche Dorf Heraklea mit einer Heilquelle, „die," wie Pauſanias ſagt, „von allerlei Krankheiten und Beſchwerden des Leibes befreite." So gab es auch warme Quellen bei Phigalia in Arkadien, zu Lebedos, Teos und Klazomenä in Kleinaſien, zum Theil mit prächtigen Einrichtungen ausgeſtattet.

Das berühmteſte Wildbad Griechenlands war aber unſtreitig Aedepſos, auf der Inſel Euböa am Euripus gelegen. Seine Quellen, die heute noch von Kranken beſucht werden, hatten, wie Plinius erzählt, verſteinernde Kraft und wurden ſchon lange vor der römiſchen Periode von Leuten, die Hilfe verlangten oder dem Vergnügen nachgingen, frequentirt. Der Grammatiker Athenäos hat uns darüber folgende intereſſante Notiz aufbewahrt: „In Aedepſos erſchien einſt, geſondert von den anderen Sprudeln, eine Quelle, die hart am Meere kaltes

Waſſer führte. Und die Leidenden, welche davon tranken, verſpürten danach große Beſſerung. Daher ſtrömten weit und breit die Menſchen herbei, um das Waſſer zu gebrauchen. Deshalb legten die Beamten des Königs Antigonos, die recht haushälteriſch ſein wollten, eine Abgabe für die Trinkenden auf die Quelle; aber ſie vertrocknete in folge deſſen!" Unter den Römern, die Aedepſos beſuchten, ſteht Sulla oben an. Als dieſer nach dem Frieden mit Mithridates noch eine Zeit lang in Athen verweilte, fühlte er in den Füßen jene mit Schwere verbundene Taubheit, die Strabo in ſeinem verloren gegangenen Geſchichtswerk, wie Plutarch erzählt, „das Stammeln des Podagra" genannt hat. Sogleich begab er ſich nach dem Badeorte und gebrauchte die warmen Quellen, indem er dabei nach ſeiner Weiſe vergnügt und guter Dinge war und ſeine Zeit in Geſellſchaft von Schauſpielern zubrachte, die er jedenfalls dort vorgefunden hatte. Plutarch fügt hinzu, daß ihm, als er einſt am Geſtade des Meeres promenirte, einige Fiſcher ſehr ſchöne Fiſche als Geſchenk brachten. Er freute ſich darüber, und als er erfuhr, daß ſie aus dem böotiſchen Flecken Halä ſtammten, ſagte er: „Lebt denn noch jemand von den Haläern?" Die armen Leute wurden ſprachlos vor Furcht; denn er hatte nach der Schlacht bei Orchomenos die Stadt zerſtören laſſen. Allein Sulla hieß ſie getroſten Muthes heimkehren, weil ſie „mit keineswegs ſchlechten und verächtlichen Fürſprechern" zu ihm gekommen wären. Zu Plutarch's Zeit ſcheint Aedepſos noch in höherem Flor geſtanden zu haben als früher. Er ſagt in der Schrift über die Bruderliebe, daß die Vorzüge der verſchiedenen Waſſerbaſſins, Wohnungsräume und Säulenhallen ebenſo den Stoff zum Disputiren unter den vornehmſten Ständen geboten hätten, wie die Leiſtungen der Sänger und Kitharſpieler. Auch in ſeinen „Tiſchgeſprächen" lobt er Aedepſos, das er natürlich ſehr genau kannte, weil er aus dem benachbarten Chäronea gebürtig war. Dort heißt es: „Aedepſos auf Euböa, deſſen Warmbäder ein Werk der Natur ſind, das viel Stoff zu anſtändigen Vergnügungen in ſich birgt und mit Wohnhäuſern und Zimmern

Der heiße Schwefelquell Aponus befand sich in der Nähe von Padua. Er ist vom Dichter Klaudian in einem besonderen Idyll befungen worden und soll der weiblichen Sittsamkeit gefährlich gewesen sein. Eben so stark besucht, wie dieser Kurort, war Sinuessa in Kampanien, gleichfalls mit warmen Quellen versehen, die gegen Podagra, Wahnsinn und Hysterie vorzügliche Dienste leisten sollten. Während der allmächtige Freigelassene des Klaudius, Narcissus, hier seine gichtigen Füße kurirte, schaffte Agrippina den schwachen Kaiser durch vergiftete Pilze aus dem Wege und ebendaselbst machte der abscheuliche Helfershelfer Nero's, Tigellinus, auf des Kaisers Otho Geheiß seinem Leben mit dem Rasirmesser ein Ende. Daß es auch in Sinuessa Gäste gab, die nur zum Vergnügen hingekommen waren, beweist ein anderes Epigramm Martial's:

„Als Philostratos einst am Quell Sinuessa's vom Schmause
In sein Miethquartier kehrte, gedrängt von der Nacht,
Wär' er beinah dem bösen Geschick Elpenors*) verfallen:
Denn er stürzete jäh sämmtliche Stufen hinab.
Keine so große Gefahr, Ihr Nymphen, hätt' er erlitten,
Wenn an der Stelle des Weins Eure Gewässer er [illegible]!"

Die Quellen des Passer befanden sich ebenfalls in Kampanien. Dieses Bad sowohl, als das zu Anxur oder Tarracina scheinen gerade zu Martial's Zeit in Mode gekommen zu sein. Nach einer anderen Andeutung von ihm [illegible] Domitian gern in Anxur auf. Der Geschmack [illegible] haupt und das Ansehen der Badeorte war [illegible] kungen unterworfen. „Als ich jünger war," sagt Martial, „machte es mir Vergnügen, dahin zu eilen, wo ein Wasser gepriesen ward, und ich scheute nimmer den Weg, wie lang er auch war."

Das „Wasser des Phöbus" ist das dem Apoll geheiligte Warmbad von Cäre, das bereits erwähnt worden ist. Zu Anfang des zweiten punischen Krieges [illegible] sich plötzlich [illegible]

*) Elpenor, ein Gefährte des Odysseus, stürzte im Rausche vom [illegible] Dache der Zauberin Circe.

Kanobus selbst lag unweit der westlichsten Nilmündung, war mit wohl eingerichteten und herrlich gelegenen Hotels reichlich versehen und machte vermöge seines durch erfrischende Seewinde gemäßigten Klimas einen so bezaubernden Eindruck, daß Ammianus Marcellinus meint, man könnte dort glauben, nicht mehr innerhalb der Grenzen unserer Welt zu weilen! Die Kranken konnten sich in dem dortigen berühmten Serapis-Tempel orakelhafte Anweisungen für ihre Kuren holen. Die Gesunden stürzten sich in den Strudel des wegen seiner Zügellosigkeit sprichwörtlich gewordenen Vergnügungslebens. „Niemals wird jemand," schreibt Seneka, „der an ländliche Zurückgezogenheit denkt, sich Kanobus auswählen, wiewohl Kanobus niemandem verbietet, mäßig zu sein." Juvenal endlich sagt von den südlichen Grenzbewohnern Aegyptens: „Zwar ist dort das Land uncivilisirt; was aber Schwelgerei betrifft, steht, so viel ich selbst bemerkt habe, der Barbarenhaufe hinter dem berüchtigten Kanobus keineswegs zurück."

Von den außeritalischen Badeorten sei hier noch Baden bei Zürich erwähnt, dessen Tacitus bereits im ersten Jahrhundert n. Chr. als eines nach Art einer Landstadt gebauten und durch den anlockenden Gebrauch der Heilquellen stark besuchten Ortes gedenkt. Unser Baden-Baden ist besonders durch die Kaiser aus dem Severischen Hause in die Höhe gekommen. Unter den italischen Landschaften waren an Mineralquellen vorzüglich Kampanien und Etrurien reich. Aus der großen Zahl derselben nennen wir nur die berühmtesten und folgen dabei der Aufzählung Martial's, der über die prächtigen Badeeinrichtungen eines gewissen Etruskus schreibt:

„Wenn Du nicht in Etruskus' Thermen badest,
Oppianus, so stirbst Du ungebadet,
So wird Dir nie ein andres Wasser wohlthun,
Kein aponischer Quell, der Mädchen fremd ist,
Nicht der See Sinuessa's und des heißen
Passer, oder des stolzen Anxur Fluthen,
Phöbus' Wasser und Bajä nicht, die Krone."

Der heiße Schwefelquell Aponus befand sich in der Nähe von Padua. Er ist vom Dichter Klaudian in einem besonderen Idyll besungen worden und soll der weiblichen Sittsamkeit gefährlich gewesen sein. Eben so stark besucht, wie dieser Kurort, war Sinuessa in Kampanien, gleichfalls mit warmen Quellen versehen, die gegen Podagra, Wahnsinn und Hysterie vorzügliche Dienste leisten sollten. Während der allmächtige Freigelassene des Klaudius, Narcissus, hier seine gichtigen Füße kurirte, schaffte Agrippina den schwachen Kaiser durch vergiftete Pilze aus dem Wege und ebendaselbst machte der abscheuliche Helfershelfer Nero's, Tigellinus, auf des Kaisers Otho Geheiß seinem Leben mit dem Rasirmesser ein Ende. Daß es auch in Sinuessa Gäste gab, die nur zum Vergnügen hingekommen waren, beweist ein anderes Epigramm Martial's:

„Als Philostratos einst am Quell Sinuessa's vom Schmause
In sein Miethquartier kehrte, gedrängt von der Nacht,
Wär' er beinah dem bösen Geschick Elpenors*) verfallen;
Denn er stürzete jäh sämmtliche Stufen hinab.
Keine so große Gefahr, Ihr Nymphen, hätt' er erlitten,
Wenn an der Stelle des Weins Eure Gewässer er trank."

Die Quellen des Passer befanden sich ebenfalls in Kampanien. Dieses Bad sowohl, als das zu Anxur oder Tarracina scheinen gerade zu Martial's Zeit in Mode gekommen zu sein. Nach einer anderen Andeutung von ihm hielt sich der Kaiser Domitian gern in Anxur auf. Der Geschmack wechselte überhaupt und das Ansehen der Badeorte war bedeutenden Schwankungen unterworfen. „Als ich jünger war," sagt Martial, „machte es mir Vergnügen, dahin zu eilen, wo ein Wasser gepriesen ward, und ich scheute nimmer den Weg, wie lang er auch war."

Das „Wasser des Phöbus" ist das dem Apoll geheiligte Warmbad von Cäre, das bereits erwähnt worden ist. Zu Anfang des zweiten punischen Krieges färbten sich plötzlich die

*) Elpenor, ein Gefährte des Odysseus, stürzte im Rausche vom flachen Dache der Zauberin Circe.

dortigen Quellen blutroth, was man für ein sehr böses Vorzeichen ansah.

Auch Bajä, das zwischen Misenum und Puteoli am Golfe von Neapel lag, besaß heiße Schwefelquellen, aber in so reichem Maße, daß sich kein anderes Bad mit ihm messen konnte. Das weißlich-trübe Wasser war an manchen Stellen so heiß, daß man bequem Fische darin sieden konnte. Von vorzüglichem Nutzen waren aber außerdem die Schwefeldämpfe, welche an mehreren Orten dem vulkanischem Boden entstiegen, wo man heute noch in Gruben von geringer Tiefe den erstickenden Dunst erhalten kann. Man benutzte denselben zu Schwitzbädern. Seneka sagt deshalb verächtlich von Bajä: „Was sollen mir jene heißen Bassins? was jene Schwitzkammern, in welche der trockene Dampf eingeschlossen wird, der den Leib schwächen soll?" Auch Horaz, dem der berühmte Arzt Antonius Musa die Vertauschung Bajäs mit einem Kaltwasserbad angerathen hatte, singt in Bezug auf die Schwitzkur:

„Freilich das Myrtengebüsch mit dem schwefligen Dampfe verschmähen,
Ihn, der den Krankheitsstoff, so fest er auch sitze, vom Körper
Austreibt, ja, das empfindet der Badeort, zürnet dem Kranken,
Der sich erfrecht, nun Magen und Kopf einer klusischen Quelle
Unterzuhalten, nach Gabii zieht, in die kältere Gegend."

Die bauliche Einrichtung eines solchen Schwitzbades, wie das auch vom Arzt Celsus erwähnte „im Myrtenhain" war, lernt man noch genauer aus einer kurzen Schilderung des Dio Kassius kennen. „Das warme Wasser," schreibt er, „läuft vom Fuß der Berge nach dem Meere zu in die Bassins und der Dampf wird durch Röhren in hoch gelegene Zimmer geleitet, wo man schwitzt. Auf beiden Seiten sind prächtige Gebäude aufgeführt und zum Aufenthalt für Gesunde und Kranke auf's Bequemste hergerichtet." Ganz dieselbe Art und Weise, durch Bleiröhren den Dampf über den hohlen Boden der Badestuben zu führen, erwähnt übrigens auch Klaudian von der aponischen Schwefelquelle. Ueber die Wirkungen der Bäder spricht sich Plinius folgendermaßen aus: „Im Allgemeinen sind sie den

Muskeln von Nutzen, speziell den Füßen und Hüften, auch bei Verrenkungen und Brüchen; sie entleeren die Eingeweide und heilen Wunden. Besonders helfen sie gegen Kopf- und Ohrenschmerzen, die Quelle Cicero's auch gegen Augenleiden." Genießbar waren die Quellen zu Bajä nicht.

So unzweifelhaft aber auch die heilende Naturkraft in Bajä sich offenbarte: sie allein wäre nicht hinreichend gewesen, um jenem Badeort einen so glänzenden Vorrang vor allen anderen zu verschaffen und das Städtchen zum berühmtesten Modebad der alten Welt zu erheben. Strabo sagt von Neapel: „Es besitzt auch Neapel heiße Quellen und die Bädereinrichtungen sind nicht schlechter als die zu Bajä. An Frequenz aber steht es weit nach; denn dort wächst eine zweite Stadt, nicht kleiner als Puteoli, empor, indem sich ein fürstlicher Palast an den andern reiht." So heilsam auch Bajä für die Kranken sein mochte, dieselben bildeten wohl stets die Minderzahl der Kurgäste. Die Mehrzahl begab sich an jenen Strand des milden Klima's, der herrlichen Gegend, der Heiterkeit und Ungezwungenheit wegen, die im Verkehre dort herrschte. Die paradiesische Anmuth der Lage von Bajä preist mit beredten Worten Martial, wenn er singt:

„Bajä, der holden Venus goldnes Uferland,
Das lieblichste Geschenk der gütigen Natur,
Bajä, schon, Flakkus, tausendfach von mir gelobt,
Wird nie genug gelobt, der wunderschöne Ort."

Schon Marius, Cäsar und Pompejus hatten sich auf den grünenden Bergen, die den Strand umsäumten, burgartige Landhäuser bauen lassen. Später liebte man es dagegen, so nahe als möglich an das Meer oder in dasselbe hinaus zu bauen. Bereits Horaz schreibt:

„Kaum hat der Reiche gesagt: Nichts schöneres giebt es als Bajä's
Reizende Bucht! so empfinden des ruhlos strebenden Herren
Baulust See'n und Meere."

Der jüngere Plinius besaß zwei Villen am Lago di Como, die er mit den römischen Bauten bei Bajä vergleicht; denn die

eine lag nach dem älteren Geschmacke auf der Höhe und hatte die Aussicht auf den See; die andere berührte dessen Wasser, so daß man die Angel vom Fenster aus werfen konnte. Die Kaiser überboten einander in der Pracht ihrer bajanischen Marmorpaläste und Hadrian starb auf seinem dortigen Gute. Noch Alexander Severus führte in Bajä herrliche Bauten auf und legte mit Meerwasser gespeiste Teiche an und Kaiser Tacitus besaß eine eigene Villa ebendaselbst. Das blaue vom Wohlgeruche der zu jeder Jahreszeit blühenden Blumen überhauchte Meer belebte sich täglich und besonders gegen Abend mit buntbemalten Gondeln, voll fröhlicher Passagiere, die da mit Rosen bekränzt zechten und schmausten, ertönte von den Klängen rauschender Musik. Die meisten Lustfahrten fanden auf dem lukriner See statt, einem nur durch einen schmalen Damm vom Meere getrennten Busen, und seit Agrippa's Zeit auch auf dem mit demselben in Verbindung gesetzten averner Landsee.

Martial zählt unter den Vermuthungen über das Thun und Treiben des Kanius Rufus mit auf:

„Ob er zum heißen Bajä jetzt gereist sein mag,
Und faul sich im lukriner See dort kahnfahret?"

und beweint in einem andern Epigramme den Tod des im lukriner See ertrunkenen Knaben Eutychus.

Ueber das Leben im Badeort selbst und zwar in der Nähe der Kursäle besitzen wir glücklicherweise eine recht lebendige Schilderung aus der Feder des Philosophen Seneka. Er schreibt an Lucilius aus Bajä: „Du kannst mir glauben, es ist für einen, der den Studien obliegt, die Stille gar nicht so nothwendig als es scheint. Siehe, der verschiedenartigste Lärm umgiebt mich hier von allen Seiten; denn ich wohne gerade über dem Bade. Stelle dir nun alle Arten von Stimmen vor, welche die Ohren in Zorn zu setzen vermögen. Wenn die Stärkeren sich üben und die mit Blei beschwerten Hände schwenken, wenn sie sich abarbeiten oder einem Arbeitenden nachahmen, höre ich ihr Stöhnen, so oft sie den angehaltenen Athem ausströmen lassen, ihr Pfeifen und rauhes Keuchen; wenn ein fauler Salber

dazwiſchen kommt, ſo höre ich das Geräuſch der auf die Schultern klatſchenden Hand, welche den Ton ändert, je nachdem ſie flach oder hohl auffällt. Wenn aber der Ballſchläger hinzutritt und die gemachten Bälle zu zählen anfängt, dann iſt alles vorbei. Laß nun noch einen Skandalmacher erſcheinen und einen ertappten Dieb und den Mann, welchem ſeine Stimme im Bade ſo gefällt. Füge dann diejenigen hinzu, welche mit ungeheurem Rauſchen des Waſſers in das Baſſin hineinſpringen. Außer jenen, deren Stimmen doch wenigſtens natürlich ſind, denke Dir nun noch den Haarrupfer, der ſeine Stimme immer und immer wieder dünn und gellend ertönen läßt, um ſich recht bemerkbar zu machen, und nie ſchweigt, außer wenn er die Achſelhaare ausreißt und einen Andern an ſeiner Stelle zu ſchreien zwingt. Weiter kommen dann die verſchiedenen Ausrufe des Konditors und der Wurſthändler und aller Colporteure der Speiſehäuſer, die ihre Waaren mit einer auffallenden Modulation der Stimme feilbieten." Selbſt in der Nacht wurde man geſtört durch die Serenaden der Verliebten und deren rivaliſirendes Gezänk. Wahrſcheinlich lagen auch die Speiſewirthſchaften ſelbſt ganz in der Nähe der Badeanſtalten; denn der Philoſoph ſagt ferner, er wolle ebenſo wenig mitten unter den Garküchen wohnen, wie unter Folterknechten.

Ueber die Ueppigkeit und ſittliche Laxheit des bajaniſchen Lebens fällt Seneka von ſeinem ſtoiſchen Standpunkte aus ein ſehr ſtrenges Urtheil, indem er ſagt, der Ort habe angefangen, „eine Herberge der Laſter" zu ſein. Was er freilich als Merkmale dieſer Depravation angiebt: die bezechten Schwärmer, die bekränzten Barken voll gefallſüchtiger Damen, die luſtige Muſik, kurz, der ganze Apparat des berauſchenden Vergnügens, — ſie finden ſich bereits 100 Jahre früher unter den Vorwürfen, welche die Ankläger dem von Cicero vertheidigten Cölius gemacht haben, der mit der berüchtigten Klodia zuſammen in Bajä geweſen war; Cicero nennt: „Ausſchweifungen, Liebſchaften, Ehebruch, Ausgelaſſenheit am Meeresgeſtade, Gaſtmähler, Nachtſchwärmereien, Geſang, Muſik, Gondelfahrten," alſo lauter

Dinge, die ſpäter auch im Schwange waren und die auch Cicero's Zeitgenoſſen, Varro, veranlaßten, eine ſcharfe Satire auf Bajä zu ſchreiben. Auch genirt ſich der große Redner, zur Zeit des öffentlichen Unglücks nach Bajä zu gehen, weil er fürchtet, es möge ihm übel ausgelegt werden. Der ganze Unterſchied zwiſchen Seneka's und Cicero's Zeit wird daher in Bezug auf das Badeleben von Bajä ſich darauf beſchränken, daß die Zügelloſigkeit deſſelben bis zu Nero's Regierung in demſelben Maße geſtiegen iſt, wie die Unſittlichkeit der Römer überhaupt bis dahin zugenommen hat. Nur trat allerdings in Bajä zu allen Zeiten an die Stelle des konventionellen Tones der Reſidenz eine größere Ungezwungenheit im Umgang beider Geſchlechter und ein Sichgehenlaſſen, das von den herbeiſtrömenden Roués*) und Hetären natürlich bis zur Frechheit geſteigert wurde. Darum iſt es wohl ſehr richtig, wenn Seneka ferner ſagt: „In Bajä erlaubt ſich die Schwelgerei ſehr viel; dort entfeſſelt ſie ſich mehr, gleich als ob die Ungebundenheit von dem Orte abhinge.“ Als Beiſpiel hierzu paßt, was Cicero von Klodia ſpricht: „Munkelt denn nicht die Nachbarſchaft, das Gerede der Leute von ihr? Spricht nicht Bajä ſelbſt darüber? Ja es ſpricht nicht blos, ſondern es ſchreit laut, die Zügelloſigkeit der einen Frau ſei ſo tief geſunken, daß ſie ſich nicht einmal nach Einſamkeit, Finſterniß und dergleichen Hüllen der Unehre umſehe, ſondern bei den ſchändlichſten Dingen ſich über ein zahlreiches Publikum und das helle Tageslicht freue.“ Der Knüpfung zärtlicher Verhältniſſe leiſtete natürlich Bajä großen Vorſchub. Deshalb vergißt auch Ovid nicht, den Ort als Gelegenheitsmacher zu empfehlen, und meint, ſchon mancher ſei mit einer Herzenswunde nach Hauſe zurückgekehrt und habe geſeufzt: „Keineswegs ſo heilſam, wie die Fama ſagt, iſt dies Gewäſſer.“ Der eiferſüchtige Dichter Properz ſchreibt an ſeine in Bajä weilende, leichtfertige Geliebte Cynthia:

*) Juvenal erwähnt, daß ſelbſt bankerotte Schuldner der Reſidenz *den Rücken kehrten* und zu den Auſtern von Bajä eilten.

„Hat vielleicht ein Schelm Dir Liebe geheuchelt und feindlich
Cynthia's Namen sogar meinen Gedichten entrückt?
Lenktest Du lieber in keckem Vertrauen auf niedliche Ruder
In dem lukrinischen See emsig den winzigen Kahn,
Oder umschlöß' ein Bad Dich im seichten Gewässer des Flusses
Und die gefällige Flut wiche der rudernden Hand,
Eh' Du dem schmeichelnden Kosen von andern ein williges Ohr leihst,
Am schweigsamen Gestad' traulich zum Plaudern geschmiegt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nicht als kännt' ich Dich nicht und vergäße, wie hohl ein Gerücht sei,
Aber in Bajä schreckt leichtes Getändel sogar.

— — — — — — — — — — — — — — —

Aber verlasse auch, bitte, nur bald das verrufene Bajä!
Manches Verhältniß noch löst das verruchte Gestad.
Pfui des Gestades, dem immer ein züchtiges Mädchen verhaßt war!
Bajä, Aergerniß Liebender, sei mir verflucht!"

So läßt sich denn auch annehmen, daß ein Fall, über welchen sich Martial lustig macht, nicht vereinzelt dastand. Eine gewisse Lävina war als keusche Penelope nach dem Badeorte gekommen und hatte sich als Helena von einem jungen Manne entführen lassen! Die freilich vergebliche Sorge für den guten Ruf seiner Tochter Julia veranlaßte auch August, es dem L. Vinicius, einem Jüngling von tadelloser Aufführung, zu verweisen, daß derselbe nach Bajä kam, um der schönen Kokette seine Aufwartung zu machen.

Das fröhliche Treiben in Bajä überdauerte die Macht- und Glanzperiode des römischen Kaiserreichs. Noch der Konsul Symmachus unter Theodosius besuchte das Bad öfter und schreibt einmal an seinen Freund Marcianus aus Bajä, wo er mit seiner Familie verweilte: „Ich fürchte nicht, daß Du glaubst, ich möge in so anmuthiger Gegend und bei solcher Fülle von Genüssen üppig werden. Ich führe allenthalben ein dem Konsularen geziemendes Leben und bleibe ernst selbst auf dem Lukrinersee. Kein Gesang kommt auf den Barken vor, keine Schwelgerei bei Tische. Auch finden weder häufige Besuche der Bäder noch ausgelassene Schwimmübungen von Seiten der jungen Leute statt. Du mußt wissen, daß man bei der Ueppig-

keit gegen den Ort, wo man sich befindet, keine Anklage erheben darf." Dies hieß allerdings muthiger gehandelt, als Seneka that, der nach kurzem Aufenthalte dem verführerischen Platze Adieu sagte. Ammianus Marcellinus, der um dieselbe Zeit lebte, erwähnt ebenfalls der zwischen dem averner See und Puteoli herumfahrenden „buntbemalten Gondeln" der Vornehmen. Ja, die Bäder von Bajä sind bis über das Mittelalter hinaus besucht worden. Und jetzt? Nur Trümmerhaufen bezeugen die Stätten, wo Bajä mit seinen prächtigen Bädern und Villen gestanden hat; der einst so belebte Hafen ist versandet; die Umgegend verödet und versumpft und von der Malaria vergiftet. Diese traurige Verwilderung steht freilich mehr als die einstige Herrlichkeit in Einklang mit den historischen Schauerszenen, die sich zu Anfang der Kaiserzeit daselbst abspielten. Dort verschied Marcellus, der hoffnungsvolle Neffe und Schwiegersohn des Augustus, wie man allgemein glaubte, vergiftet durch die ränkesüchtige Livia. Dort ließ Nero seine Mutter Agrippina zuerst auf einer dazu vorgerichteten Prachtgaleere im Meere Schiffbruch leiden und dann auf ihrer Villa am lukriner See mit Schwertern und Knitteln erschlagen.

Nachträge und Berichtigungen.*)

Band I.

S. 15. Man hat es dem Verf. verdacht, daß er die Geschichten von der eine Schule am Forum besuchenden Virginia und vom Schulmeister in Falerii, als ins Fabelbuch gehörig, nicht aus dem Spiele gelassen hat. Kann man aber nicht schon daraus, daß das sagenbildende Zeitalter — und dieses war doch jedenfalls ein frühes — das bürgerliche Leben der Voreltern sich gar nicht ohne Schulunterricht denken konnte, auf das hohe Alter der Schulen in Rom schließen?

S. 22, Z. 13 v. u. statt „Herkulanum" lies: „Pompeji".

Ebendas. Z. 11 v. u. statt „Aalhaut" lies: „Ruthe".

S. 55, Z. 9 v. u. statt „Elis" lies: „Pylos".

S. 67, Z. 8 v. o. statt „in der späteren Zeit" lies: „seit Hipparch's Zeit (um 500 v. Chr.)".

S. 93, Z. 8 v. o. statt „Karistier" lies: „Karystier".

S. 135. Zu dem unter Nero von Ikarus unternommenen Flugversuch bemerken wir der Deutlichkeit wegen noch, daß jene Katastrophe im Theater vorgekommen ist, wo der die Rolle des Ikarus spielende Akteur aus einer Flugmaschine herabstürzte.

S. 214, Z. 2 v. o. statt „Europas" lies: „des Festlands von Europa".

S. 229 ist der Satz „Polygnot malte nie für Geld" so zu verstehen: Er malte nie um des Geldes willen (vergl. Plut. Cimon 4).

Band II.

S. 80. Pausanias ließ sich von den Orchomeniern in Böotien erzählen, daß vormals das Gespenst des unglücklichen Jägers Aktäon in einem Felsen gehaust und das Land sehr beläftigt habe. Vom Orakel

*) Der Verf. verdankt dieselben größtentheils der bereits im Vorwort erwähnten Rezension im Literar. Centralbl. 1870, Nr. 45.

zu Delphi sei dann der Rath ertheilt worden, alle etwaigen Ueberreste des Aktäon aufzusuchen und zu vergraben, vom Spukgeiste aber ein ehernes Bild an den Felsen zu schmieden. Letzteres will der Tourist noch selbst gesehen haben.

S. 89, Z. 9 v. o. statt „Schatten" lies: „Spalten".

Ebendas. Z. 12 v. u. statt „Kallodnes" lies: „Kallondas".

S. 100, Z. 1 v. u. statt „an zwei auf einander folgenden Tagen" lies: „später an vier" a. e. s. T.

S. 101. Die letzten 16 Zeilen sind zu streichen, da sich das Gesetz in Bezug auf das Lebensalter der komischen Dichter in Athen als ein Irrthum herausgestellt hat. Ebenso beruht die S. 102 erwähnte, angeblich von Lykurg gesetzlich eingeführte „Leseprobe" auf einem Mißverständniß. Dagegen fand einige Tage vor den städtischen Dionysien eine Generalprobe der Tragödien im Odeion statt, wobei die Schauspieler ohne Masken auftraten.

S. 105, Z. 9 v. u. zu streichen die Worte „dem Aristophanes selbst dienten vorzugsweise Kallistratos und Philonides".

S. 108, Z. 13 v. o. streiche „zweimal".

Zu S. 166. Schon Rutilius Rufus, ein Zeitgenosse des jüngern Scipio, behandelte das Fechten der Soldaten als Kunst und stellte Gladiatorenfechtmeister beim Militär an.

S. 194, Z. 6 v. o. streiche „uralten".

S. 261, Z. 5 v. o. statt „in der Altis" lies: „außerhalb der Altis".

S. 288, Z. 3 v. o. statt „zu Knidos" lies: „zu Lindos auf Rhodos".

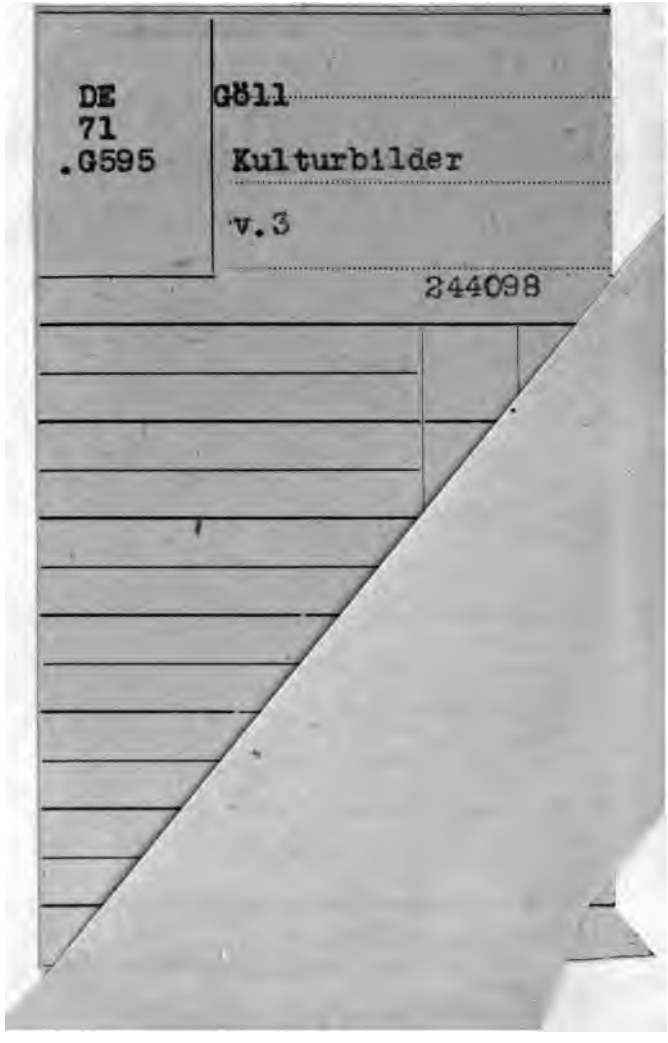
S. 290. Das Stadion und das Theater lagen nicht in der krisäischen Ebene, sondern oben in Delphi selbst.

S. 296, Z. 15 v. o. statt „Hellanodikos" lies: „Hellanikos".

S. 301, Z. 7 v. u. streiche: „und durch die massenhafte Produktion desselben".

S. 340, Z. 9 v. o. statt „unserem Kaviar ähnliche" lies: „aus den Eingeweiden und dem Blute der Makrele und des Thunfisches gewonnene".

UNIV. OF MICHIGAN
OCT 22 1912

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05851 6041